Am. b. 5059-2

II 683

6210/2

<36611074110013

<36611074110013

Bayer. Staatsbibliothek

Ueber

die Demokratie

in

Nordamerika,

von

Alexis de Tocqueville,

Advokaten beim königlichen Gerichtshofe in Paris,

Einem der Verfasser des Werks „du Système penitentiaire aux états unis."

Aus dem Französischen übersetzt

von

F. A. Rüder.

Zweiter Theil.

Mit einem Anhange

aus „Marie ou l'esclavage aux états unis, tableau de moeurs américaines" par Gustave de Beaumont.

Deutsches Amerikanisches Seminar

Mm 3492
22. 1. 41

Leipzig, 1836.

bei Eduard Kummer.

Staatsbibliothek
München

P S B
MÜNCHEN

07/91/559

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel. Wie man im strengen Sinne sagen kann, daß das Volk in den vereinigten Staaten regiert . . . 1

Zweites Kapitel. Von den Partheien in den vereinigten Staaten 2

Von den Trümmern der aristokratischen Parthei in den vereinigten Staaten 8

Drittes Kapitel. Von der Preßfreiheit in den vereinigten Staaten 10

Daß die Meinungen, welche sich unter der Herrschaft der freien Presse in den vereinigten Staaten bilden, oft hartnäckiger sind, als diejenigen, welche anderswo unter der Herrschaft der Censur gebildet wurden 19

Viertes Kapitel. Von den Verbindungen zu politischen Zwecken in den vereinigten Freistaaten 22

Wie man das Associationsrecht in Europa anders als in den vereinigten Staaten betrachtet, und auf eine verschiedene Art benutzt 28

Fünftes Kapitel. Von der demokratischen Regierung in Amerika 31

Von der allgemeinen Stimme 32

Von den Volkswahlen und den Instinkten der amerikanischen Demokratie in ihren Wahlen 32

Von den Ursachen, welche zum Theil diese Instincte der Demokratie verbessern können 35

Einfluß, welchen die amerikanische Demokratie auf die Wahlgesetze geübt hat 39

Von den öffentlichen Beamten unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie 41

Seite

Von der Willkühr der Magistrate unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie 44
Unstätigkeit der Verwaltung in den nordamerikanischen Freistaaten 47
Von den öffentlichen Lasten unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie 48
Von den Instincten der amerikanischen Demokratie in der Gehaltsbestimmung der Beamten 53
Schwierigkeiten, die Ursachen zu ermitteln, welche die amerikanischen Regierungen zur Sparsamkeit bewegen . . . 57
Kann man die Staatsausgaben der vereinigten Staaten mit denen in Frankreich vereinigen? 58
Von der Bestechung und den Lastern der Regierungen in den Demokratieen, und wie dieses auf die öffentliche Sicherheit wirkt 65
Welcher Anstrengung die Demokratie fähig ist 67
Von der Macht, welche die amerikanische Demokratie über sich selbst ausübt 71
Wie die amerikanische Demokratie die auswärtigen Angelegenheiten ihres Staats behandelt 74
Sechstes Kapitel. Wahre Vortheile des amerikanischen Staats aus der demokratischen Regierungsform . . 80
Wohin die Gesetze unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie streben, und vom Instinkt derjenigen, welche solche anwenden 80
Vom öffentlichen Geist in den vereinigten Staaten . . . 85
Idee der Rechte der vereinigten Staaten 89
Achtung vor dem Gesetze in den vereinigten Freistaaten . . 92
Thätigkeit, welche in allen Theilen des politischen Körpers in den vereinigten Staaten herrscht; Einfluß, welchen sie auf die Gesellschaft ausübt 94
Siebentes Kapitel. Allmacht der Mehrheit in den vereinigten Staaten, und deren Wirkungen 101
Wie die Allmacht der Mehrheit in Amerika die Gesetzgebungs- und Verwaltungsunbeständigkeit, welche den Demokratieen natürlich ist, vergrößert 104
Tyrannei der Mehrheit 106
Wirkungen der Allmacht der Mehrheit auf die Willkühr der amerikanischen Staatsbeamten 111

Seite

Macht, welche die Mehrheit auf die Gedanken ausübt . . 112
Wirkung der Tyrannei der Mehrheit auf den Nationalcharacter der Amerikaner; Hofgeist in den vereinigten Staaten . 115
Die größte Gefahr der amerikanischen Republik rührt von der Allmacht der Mehrheit her 118
Achtes Kapitel. Was mäßigt in den vereinigten Staaten die Tyrannei der Mehrheit? 121
Mangel der Verwaltungs-Centralisation 121
Wie der Geist der Rechtsgelehrten der Demokratie in den vereinigten Staaten zum Gegengewicht dient 122
Die Jury in den vereinigten Staaten, als eine politische Institution 132
Neuntes Kapitel. Die hauptsächlichsten Ursachen, welche die demokratische Republik in den vereinigten Staaten erhalten 144
Zufällige von der Vorsehung geleitete Ursachen, welche zur Erhaltung der demokratischen Republik in den vereinigten Staaten beitrugen 145
Einfluß der Gesetze auf die Aufrechthaltung der demokratischen Republiken in den vereinigten Staaten 158
Einfluß der Sitten auf die Erhaltung der demokratischen Republiken in den vereinigten Staaten 158
Die Religion als politische Institution, und wie sie mächtig zur Erhaltung der demokratischen Republiken unter den Amerikanern beiträgt 159
Unmittelbarer Einfluß der Religionssecten auf die Staatspolitik in den vereinigten Staaten 163
Hauptursachen der Macht der Religion in Amerika . . . 169
Wie die Einsichten, die Gewohnheiten und die practische Erfahrung der Amerikaner zum gedeihlichen Erfolge der demokratischen Verfassungen beitragen 177
In den vereinigten Staaten dienen die Gesetze mehr zur Erhaltung der demokratischen Republik, als die physischen Ursachen, und die Sitten noch mehr, als die Gesetze . . 183
Sollten die Gesetze und die Sitten hinreichend sein, die demokratischen Verfassungen außer Amerika aufrecht zu erhalten? . 188
Zehntes Kapitel. Einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand und über die wahrscheinliche Zukunft der

Seite

drei Menschen-Raçen, welche das Gebiet der vereinigten Staaten bewohnen 191

Gegenwärtiger Zustand und wahrscheinliche Zukunft der indianischen Stämme im Gebiete der Union 198

Stellung, welche die schwarze Raçe in den vereinigten Staaten einnimmt. Gefahren, welchen ihre Gegenwart die Weißen aussetzt 224

Welche Schicksale können die Dauer der amerikanischen Union treffen; welche Gefahren bedrohen solche? . . . 254

Die republikanischen Institutionen in den vereinigten Staaten, und was ihre Fortdauer gefährdet? 295

Einige Bemerkungen über die Ursachen der Handelsgröße der vereinigten Staaten 302

Schluß 311

Anhang.

I. Von den Sitten in den nordamerikanischen vereinigten Staaten 319

II. Die religiöse Bewegung in diesen Staaten. . . . 329

A. Verhältnisse der verschiedenen Cultusarten unter einander . 329

B. Beziehungen des Cultus zum Staat 339

Bisher habe ich die Verfassungen untersucht, die geschriebenen Gesetze erwogen, und die jetzigen Formen der politischen Gesellschaft in den vereinigten Staaten geschildert. Aber über alle diese Verfassungen und Formen schwebt die souveraine Volksgewalt, welche sie zerstört oder nach Willkühr umgestaltet.

Ich muß jetzt zeigen, auf welche Weise diese Gewalt sich äußert, indem sie die Gesetze beherrscht, wie auf solche ihre Neigungen und Leidenschaften wirken, welche geheime Triebfedern sie vorwärts treiben, sie aufhalten, und in ihrer unwiderstehlichen Bahn leiten, welche Wirkung ihre Allmacht hervorbringt, und welche Zukunft ihr vorbehalten ist.

Erstes Kapitel.

Wie man im strengen Sinne sagen kann, daß das Volk in den vereinigten Staaten regiert.

In Amerika ernennt das Volk die Gesetzgeber und den Vollzieher der Gesetze, und bildet die Geschwornen, welche die Vergehen wider das Gesetz bestrafen. Die dortigen Verfassungen sind in der Theorie und in der Entwickelung gleich demokratisch. Daher ernennt das Volk seine Repräsentanten unmittelbar, und wählt sie meistens jährlich, um sie von sich abhängiger zu machen. Im Grunde leitet also das Volk alles, und obgleich die Regierungsform repräsentativ ist, so können doch augenscheinlich die Meinungen, Vorurtheile, Interessen und Leidenschaften des Volks keine dauerhafte Hindernisse finden, welche dasselbe abhalten könnten, seine Macht in der Leitung der Tagesgeschäfte im Staate darzulegen.

In den vereinigten Staaten, wie in allen Volksregierungen, regiert die Mehrheit im Namen des Volks, welche hauptsächlich aus ruhigen Bürgern besteht, die aus Geschmack und Interesse aufrichtig das Wohl des Landes wünschen. Um solche bewegen sich unaufhörlich die Partheien, welche jene ruhigen Bürger in ihren Cirkel aufzunehmen, und sich daraus eine Stütze zu bilden wünschen.

Zweites Kapitel.

Von den Partheien in den vereinigten Staaten.

Große Theilung unter den Partheien. — Deren Kampf, wie unter eifersüchtigen Völkern. — Sogenannte eigentliche Partheien. — Unterschied zwischen den großen und kleinen Partheien. — Wann sie entstehen. — Ihre verschiedenen Charactere. — Amerika hat große Partheiungen gehabt. — Hat sie aber jetzt nicht mehr. — Föderalisten. — Republikaner. — Niederlage der Föderalisten. — Schwierigkeit, unter den Föderalisten Partheien zu bilden. — Was sie gethan haben, um dazu zu gelangen. — Aristokratischer oder demokratischer Character aller Partheien. — Streit des Generals Jackson mit der Bank.

Zuerst muß ich einer großen Theilung unter den Partheien erwähnen.

Es giebt so große Reiche, daß die verschiedenen solche bewohnenden Völker, obgleich sie unter der nämlichen Souverainetät vereinigt sind, dennoch einander widersprechende Interessen haben; daher unter solchen eine fortwährende Opposition entsteht. Die verschiedenen Bruchtheile des nämlichen Volks bilden dann zwar eigentlich keine Partheien, aber verschiedene Nationen, und wenn daraus ein Bürgerkrieg entsteht, so ist dies mehr ein Kampf unter eifersüchtigen Völkern, als unter Partheien.

Wenn aber die Bürger unter sich über Puncte uneins sind, welche auf eine gleiche Art alle Theile eines Reichs interessiren, z. B. in Hinsicht der allgemeinen Grundsätze der Regierung, dann sieht man das entstehen, was ich wirkliche Partheiungen nenne.

Die Partheien sind ein den freien Regierungen eigenthümliches Uebel. Sie haben aber nicht zu jeder Zeit den nämlichen Character und die nämlichen Triebe.

Es giebt Zeiten, wo die Völker so große Qualen empfinden, daß ihnen die völlige Veränderung ihrer politischen Verfassung wünschenswerth wird. Es giebt andere, wo der Krebs noch tiefer liegt, und der Staat selbst in die Gefahr des Unterganges geräth. Dann pflegen große Revolutionen und große Partheiungen zu entstehen.

Zwischen diesen Jahrhunderten der Unordnungen und des Elends trifft man andere, wo die Staaten ausruhen, und das menschliche Geschlecht sich gleichsam wieder zu erholen scheint. Es ist dieß aber, aufrichtig gesprochen, nur ein Schein; die Zeit unterbricht ihren Lauf nicht, so wenig für die Völker, als für die Menschen; Beide rücken einer ihnen unbekannten Zukunft entgegen; wenn wir glauben, daß sie stille stehen, so beweiset dies nur, daß wir ihre Bewegung nicht wahrnehmen. Nur den Laufenden scheinen die Völker stille zu stehen.

Wie dem auch sein mag, so erscheinen doch Zeiträume, wo die Veränderungen in der politischen Verfassung und im Gesellschaftszustande der Völker so langsam und unmerklich sind, daß die Menschen denken, zu einem nun ewig bleibenden Zustande gelangt zu sein. Der Geist der Menschen wähnt, daß gewisse Basen als für immer festgestellt worden, und hat keinen Blick für einen ferneren Gesichts kreis.

Dies ist die Zeit der kleinen Umtriebe und Partheiungen.

Die von mir als groß dargestellten politischen Partheien hängen sich mehr an Grundsätze, als an ihre Folgen; mehr an allgemeine, als an specielle Rücksichten; mehr an Ideen, als an Menschen. Solche Partheien haben gewöhnlich edlere Züge, wahrere Ueberzeugungen, ein freimüthigeres und kühneres Aeußere, als Andere. Das Privatinteresse, welches stets in politischen Aufregungen die größte Rolle spielt, versteckt sich hier mit Gewandheit unter dem Schleier des öffentlichen Wohls, und oft gelingt es dem Eigennützigen, diejenigen, welche er belebt und für sich handeln läßt, zu täuschen, daß er es ehrlich mit seinen Vorschlägen meine.

Dagegen sind die kleinen Partheiungen gemeiniglich ohne politischen Zweck. Da sie durch nichts Großes sich erhoben und unterstützt fühlen, so ist ihr Character mit einem in allen ihren Handlungen sichtbaren Egoismus begabt. Sie bleiben kalt, wenn sie sich zu erhitzen scheinen. Ihre Sprache ist heftig, ihr Gang furchtsam und ungewiß. Ihre angewendeten Mittel sind so erbärmlich, als ihr Zweck. Daher kommt es, daß, wenn eine ruhige Zeit einer heftigen Revolution folgt, die großen Charactere plötzlich zu verschwinden scheinen, und daß sich die Menschen überhaupt aus dem öffentlichen in das Privatleben zurückziehen.

Die großen Partheiungen stürzen die Staatsgesellschaften um, die kleinen setzen sie nur in Bewegung, die Ersteren zerreißen solche, aber die kleinen verderben sie mehr. Die Erschütterungen der Ersteren retten bisweilen den Staat, indes die Letzteren ihn nutzlos verwirren.

Amerika hat große Partheiungen gehabt, welche jetzt nicht mehr vorhanden sind. Es ist dadurch zu äußerem Wohlstand gelangt, aber nicht sittlicher geworden.

Als der Unabhängigkeitskrieg sein Ende gefunden hatte, und es darauf ankam, den Grund der neuen Regierung zu legen, hatten die Partheien in der Nation zwei verschiedene Meinungen, welche so alt sind, als die Welt; man findet sie unter verschiedenen Formen, und bekleidet mit verschiedenen Namen in allen freien Staaten wieder. Eine Parthei wollte die Volksmacht einschränken, und die zweite sie aufs Aeußerste erweitern.

Der Kampf beider Meinungen nahm bei den Amerikanern niemals einen so gewaltthätigen Character als anderswo an. In Amerika waren in der Hauptsache beide Partheien einig. Keine derselben bedurfte zu ihrem Siege die Zerstörung einer alten Ordnung, oder den Umsturz des Gesellschaftszustandes. Keine derselben verbesserte durch ihren Triumph sonderlich das Wohl vieler Einzelnen, aber sie berührten geistige Interessen der höchsten Art, wie die Liebe zur Gleichheit und Unabhängigkeit. Dies war genug, um heftige Leidenschaften aufzuregen.

Die Parthei, welche die Volksmacht einschränken wollte,

suchte vor allem ihre Grundsätze in die Verfassung der Union einzuführen, daher nannte man sie die föderale.

Die andere, welche sich besonders für die Freiheit zu interessiren schien, hieß die republikanische.

Amerika ist der Boden der Demokratie, daher war stets die föderalistische Parthei die kleinere; aber sie zählte in ihren Reihen die im Kriege der Unabhängigkeit entstandenen großen Männer, und sie befanden sich daher im Besitz vieler moralischen Macht; auch waren ihnen die Umstände günstig. Der Umsturz der ersten Bundesverfassung ließ das Volk fürchten, in Anarchie zu verfallen, welche vorübergehende Sorge die Föderalisten benutzten. Während 10 bis 12 Jahren leiteten sie die Angelegenheiten, und konnten, wenn auch nicht alle, doch einige ihrer Grundsätze ins Leben einführen, denn der ihnen entgegenwirkende Strom wurde täglich heftiger.

Im Jahre 1801 bemächtigten sich endlich die Republikaner der Regierung, als Thomas Jefferson mit einem berühmten Namen, großen Talenten und großer Vorliebe seiner Mitbürger, Präsident wurde.

Die Föderalisten hatten immer nur durch künstliche Mittel ihre Macht behauptet, theils durch die Tugenden und durch die Talente ihrer Häupter, und dann durch glückliche Zufälle. Als dagegen die Republikaner zur Macht gelangten, wurde die Gegenparthei gewissermaßen weggeschwemmt. Eine unermeßliche Menge erklärte sich wider die Föderalisten, und diese befanden sich dergestalt in der Minderzahl, so daß sie an ihrem Wiederaufkommen verzweifelten. Seitdem hat die Parthei der Republikaner immer mehr Eroberungen gemacht, und sich der ganzen Verwaltung bemächtigt.

Als nun die Föderalisten sahen, daß sie ohne Rettung verloren waren, und sich in der Nation vereinzelt befanden, so vereinigten sich einige mit den Siegern, die anderen legten ihren Banner nieder und veränderten ihren Namen; als Parthei sind sie seit vielen Jahren nicht mehr vorhanden.

Es war eine der glücklichsten Begebenheiten, welche die Geburt der großen amerikanischen Union begleiteten, daß die Föderalisten eine Zeitlang zur Macht gelangten und wider die unwiderstehliche Neigung des Jahrhunderts und ihres Volkes

kämpften. Mochte die Theorie der Föderalisten gut oder schlecht sein, sie paßte nicht für den von ihnen regierten Staat. Was sich also unter Jefferson zutrug, daß mußte früher oder später geschehen. Aber die föderalistische Verwaltung ließ der neuen Republik Zeit, um sich festzustellen, und erlaubte der Letzteren ohne Ungemach die schnelle Entwickelung der bis dahin bestrittenen Lehren durchzuführen. Auch gingen manche der föderalistischen Einrichtungen in die Praxis ihrer Gegner über und die gegenwärtige Bundesverfassung ist ein dauerhaftes Denkmal ihres Patriotismus und ihrer Weisheit.

Man sieht also in unsern Tagen in den vereinigten Staaten keine großen politischen Partheien, wohl aber kleinere, welche die Zukunft der Union bedrohen, aber keine, welche die gegenwärtige Regierungsform und den allgemeinen Gang der Staatsentwickelung anzugreifen scheinen. Die die Union bedrohenden Partheien stützen sich nicht auf geistige Grundsätze, sondern auf materielle Interessen. Diese bilden in den verschiedenen Provinzen eines so großen Reichs mehr eifersüchtige Nationen, als Partheien. So sahe man in der jüngsten Zeit, daß der Norden das System des prohibitiven Handels und der Süden dasjenige des freien Handels begünstigte, blos weil der Erstere mehr Manufacturist, der Letztere mehr Landbauer war. Beide wollten von ihrem Hauptgewerbe den meisten Vortheil ziehen.

In Ermangelung großer Partheien gibt es viele kleine in der Republik, und die öffentliche Meinung spaltet sich ins Unendliche über manche minder wichtige Fragen. Man kann sich nicht vorstellen, welche Mühe man sich giebt, um Partheien zu schaffen, was in unsern Tagen nicht leicht ist. In den vereinigten Staaten sieht man keinen religiösen Haß, weil die Gottesverehrung im allgemeinen geachtet ist und keine Secte herrscht. Die Stände hassen sich dort nicht, weil das Volk dort alles ist, und Keiner mit solchem einen Kampf wagt; endlich kann man dort nicht auf Mißbrauch der ärmeren Klassen rechnen, weil der materielle Zustand des Landes dem Gewerbfleiße eine unermeßliche Bahn eröffnet, so daß dort schon der einzelne Mensch Wunder schaffen kann. Doch muß der Ehrgeitzige trachten, eine Parthei sich zu schaffen, denn es hält schwer, denjenigen zu verdrängen, welcher die Macht be-

sitzt, aus der einzigen Ursache, daß man seine Stelle einnehmen wolle. *) Alle Geschicklichkeit der sogenannten Kaste der Politiker besteht also darin, Partheien zu bilden. Ein dortiger Politiker untersucht zuerst scharf sein Interesse und bemühet sich dann, analoge Interessen an das seinige anzuknüpfen. Weiter beschäftigt er sich mit der Entdeckung, ob nicht durch Zufall in der Welt eine Lehre oder ein Grundsatz vorhanden ist, welchen er schicklicherweise an die Spitze einer neuen Association stellen kann, um ihm einen Anspruch zur freien Geltendmachung seiner Lehre zu verschaffen. Er macht es so wie unsre Väter mit den Druckprivilegien des Königs bei ihren Werken, welche sie dem Buche vorandrucken ließen, obgleich sie keinen Theil des Buches bildeten. Wenn dies gelungen war, so führte man die neue Macht in die politische Welt ein.

Einem Fremden scheinen fast alle inländische Streitigkeiten der Amerikaner unbegreiflich, oder kindisch. Man möchte ein Volk gleichsam bemitleiden, welches sich mit solchen Geringfügigkeiten ernsthaft beschäftigen kann, oder ihm das Glück beneiden, mit solchen die Zeit zu verbringen.

Wenn man aber aufmerksam die geheimen Triebfedern studirt, welche in Amerika die Partheien regieren, so entdeckt man leicht, daß die meisten sich mehr oder weniger einer der großen Partheien anschließen, welche die Menschen theilen, seitdem es civilisirte Freistaaten gibt, indem die eine die öffentliche Gewalt einzuschränken, und die andere solche zu erweitern bemühet ist.

Ich sage nicht, daß die amerikanischen Partheien immer einen offenen oder geheimen Zweck haben, der Aristokratie oder der Demokratie in ihrem Vaterlande die Herrschaft zu verschaffen, und nur, daß die Leidenschaften der Anhänger der einen oder der anderen Klasse stets in der tiefsten Basis liegen, und wenigstens das Innere der Gemüther bewegen.

Hier gebe ich ein neues Beispiel: der Präsident greift die Bank der vereinigten Staaten an, das Volk theilt sich in

*) Sollte der Verfasser hier nicht den wichtigen Umstand übersehen, daß, weil die meisten Aemter von kurzer Dauer sind, man sie schon darum weniger sucht? Auch gibt es nur wenige sehr einträgliche Aemter.
Anmerk. des Uebertragers.

der Meinung des Nützlichen oder Schädlichen bei diesem Verfahren; die aufgeklärten Klassen treten meistentheils der Bank bei, und das Volk billigt das Verfahren des Präsidenten. Denkt man, daß das Volk wirklich die tiefliegende Frage genau zu untersuchen sich die Mühe gab, oder sie nur zu lösen vermochte, indeß die erfahrensten Menschen dies kaum wagen? Keinesweges! Aber die Bank ist eine große unabhängige Gesellschaft. Das dort alle Macht zerstörende oder erhebende Volk vermag nichts wider solche; was dasselbe in Erstaunen setzt. Mitten in der allgemeinen Bewegung der Staatsgesellschaft beleidigt durch diesen unbeweglichen Punct, will es versuchen, ob es die Bank nicht gleich allen übrigen Staatseinrichtungen erschüttern kann.

Von den Trümmern der aristokratischen Parthei in den vereinigten Staaten.

Geheime Opposition der Reichen wider die Demokratie. — Sie ziehen sich in das Privatleben zurück. — Ihr Geschmack im Innern ihrer Wohnungen für eigenthümliche Vergnügungen und Luxus. — Einfaches Betragen im Aeußern. — Ihre angenommene Herablassung gegen ihre Mitbürger.

Bisweilen erlangt eine Parthei im Volke, wenn sich unter den Partheien das Gleichgewicht bricht, ein später unwiderstehliches Uebergewicht. Sie zerschmettert alle Hindernisse, demüthigt ihre Gegner und benutzt den Staat zu ihren Zwecken. Die Besiegten verzweifeln dann an künftigen günstigeren Erfolgen, sie verbergen sich oder schweigen. Alles ist unbeweglich und still. Die Nation scheint gleichsam einstimmig geworden zu sein. Die siegende Parthei erhebt sich und spricht: »Ich habe dem Lande den Frieden wiedergegeben, man ist mir Dank schuldig.«

Aber unter dieser anscheinenden Einstimmigkeit verstecken sich noch tiefe Theilungen und eine wahre Opposition, wie es in Amerika der Fall war; als die demokratische Parthei das Uebergewicht erlangt hatte, sah man, daß sie ausschließend sich der Leitung der Regierung bemächtigte. Seitdem hörte sie nicht auf, die Sitten und die Gesetze nach ihren Wünschen umzubilden.

In unsern Tagen sind die reicheren Mitglieder im Staate fast ohne Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung, und der Reichthum ist, statt Rechte zu gewähren, vielmehr eine wahre Sache der Ungunst und ein Hinderniß, um zur Macht zu gelangen. Erstere haben den Kampf um die Gewalt im Staate mit ihren vom Glücke weniger begünstigten Mitbürgern aufgegeben. Da sie in dem öffentlichen Leben den Rang nicht behaupten können, welchen ihnen ihr Reichthum im Privatleben gewährt; so geben sie die Kandidatur und die öffentlichen Aemter auf, sie leben um so ruhiger in ihrer Häuslichkeit, und bilden gleichsam einen Staat für sich mit besonderem Geschmack und Genüssen.

Der Reiche unterwirft sich diesem Zustand, als einem unvermeidlichen Uebel, und hütet sich, zu zeigen, daß ihn dies verletzt. Daher rühmt er öffentlich die Annehmlichkeiten der republikanischen Regierung und die Vortheile der republikanischen Formen. Natürlich haßt der Mensch seinen Feind und zeigt dies schon dadurch, daß er ihm schmeichelt.

Man sehe den reichen Bürger! Wie ein Jude im Mittelalter fürchtet er, dem Argwohn Raum zu geben, daß er reich sei. Er kleidet sich einfach und tritt mit Bescheidenheit auf; in den vier Mauern seiner Wohnung bringt man dem Götzen des Luxus Opfer; aber in dieses Heiligthum werden nur Gäste zugelassen, welche er stolz seines Gleichen nennt. Es gibt in Europa keinen Edelmann, welcher sich in seinen Vergnügungen egoistischer zeigt und neidischer auf die kleinsten Vorzüge irgend einer Bevorrechtung. Wenn aber dieser Bürger ausgeht, um in einem staubigen Comptoir in der Mitte der Stadt seine Geschäfte wahrzunehmen, so ist er für Jeden zugänglich. Auf halbem Wege begegnet ihm sein Schuster, sie stehen beide still und beginnen ein Gespräch miteinander. Was können sie sich einander sagen? Sie sprechen von Staatsgeschäften und drückten beim Weggehen sich stets die Hand.

Ungeachtet dieses im Aeußern angenommenen Enthusiasmus und der gehorsamen Unterwerfung unter die herrschende Gewalt, bemerkt man doch leicht unter den Reichen einen großen Widerwillen gegen die demokratischen Gesetze ihres Landes.

Das Volk ist eine Macht, welche sie zugleich fürchten und verachten. Wenn die schlechte demokratische Regierung einst eine politische Umwälzung zur Folge haben sollte; wenn jemals die Monarchie in den vereinigten Staaten etwas wirkliches sollte werden können, so wird man sehen, daß ich wahr geredet habe.

Die beiden großen Waffen, welche die Partheien anwenden, um ihre Zwecke zu erreichen, sind die Zeitblätter und die Associationen.

Drittes Kapitel.

Von der Preßfreiheit in den vereinigten Staaten.

Schwierigkeiten der Einschränkung der Preßfreiheit. — Besondere Ursachen, warum einige Völker so sehr dafür eingenommen sind. — Die Preßfreiheit im amerikanischen Sinn ist eine nothwendige Folge der Volkssouverainetät. — Heftige Sprache der Zeitblätter in den vereinigten Staaten. — Die Zeitblätter haben einen eigenthümlichen Instinct, wie dieses Amerikas Beispiel beweiset. — Meinung der Amerikaner über die gerichtliche Ahndung der Preßvergehen. — Warum die Preßfreiheit in den vereinigten Staaten weniger gefährlich ist, als in Frankreich.

Die Preßfreiheit wirkt nicht allein auf die politischen Meinungen, sondern auch auf alle Meinungen der Menschen; sie gestaltet nicht allein die Gesetze, sondern auch die Sitten um. In einem andern Theile dieses Werks werde ich zu zeigen versuchen, welchen Einfluß die Preßfreiheit auf die bürgerliche Verfassung der vereinigten Staaten hatte, und mich bemühen, die Richtung kenntlich zu machen, welche sie den Begriffen gab, und wie sie durch Gewohnheit auf den Geist und auf das Gemüth der Amerikaner wirkte. Hier will ich nur ihre Wirkung auf die politische Welt darstellen.

Ich gestehe, daß ich für die Preßfreiheit nicht so vollkommen und nicht so unbedingt eingenommen bin, als man es für natürlich gute Dinge sonst zu sein pflegt.

Wenn man mir zwischen der vollkommenen Unabhängigkeit und der vollkommenen Unterwerfung der Gedanken einen An-

haltpunct in der Mitte zeigte, woran ich mich halten könnte, so würde ich solchen vielleicht ergreifen; aber wo soll man ihn finden? Geht man von der Preßfreiheit zur strengen Ordnung über, was thut man dann? Man unterwirft zuerst die Schriftsteller den Geschwornen, aber die Geschwornen pflegen solche freizusprechen, und was vorher nur die Behauptung eines einzelnen Menschen war, das wird nun die Meinung des ganzen Landes. Man hat zu viel und zu wenig gethan, man muß deßwegen weiter gehen, und die Schriftsteller Gerichtshöfen mit Richtern, die nicht wechseln, überlassen. Aber diese müssen vor dem Spruche die Vertheidigung anhören; das, was man kaum gewagt haben würde, gedruckt mitzutheilen, sagt man ungestraft in der Vertheidigung; das was in einem Buche kaum bemerkt wird, wird, nachdem es in der Vertheidigung gesagt worden ist, durch Tausende wiederholt. Der Ausdruck ist die äußere Form, gleichsam der Leib des Gedankens, aber nicht der Gedanke selbst. Die Tribunäle legen den Körper in Fesseln, aber die Seele entwischt ihren Händen. Man that zu viel und zu wenig, und muß nun weiter gehen, und übergibt deßwegen die Schriftsteller der Censur. Sehr gut! wir nähern uns. Aber ist die politische Tribune nicht frei? Man hat also nichts gewirkt, oder vielmehr, das Uebel ärger gemacht. Nimmt man z. B. an, daß der Gedanke eine materielle Macht ist, welche sich vergrößert durch die Zahl ihrer Agenten, und zählt die Schriftsteller als die Soldaten eines Heers, so bemerkt man im Wiederspiel aller materiellen Mächte, daß sich die Macht eines Gedankens oft vermehrt durch die kleine Zahl derer, welche ihn aussprechen. Die Stimme eines mächtigen Mannes, welche allein mitten unter den Leidenschaften einer stummen Versammlung auftritt, hat mehr Macht, als das verwirrte Geschrei von tausend Rednern; sobald man an einem einzigen öffentlichen Orte frei reden darf, so ist es eben so viel, als wenn man in allen Dörfern öffentlich reden darf. Man muß daher die Redefreiheit eben so vernichten, als die Schreibefreiheit; dießmal sind wird nun im Hafen; denn Jedermann muß dann schweigen. Aber wohin ist man gelangt? Man ist ausgegangen von den Mißbräuchen der Freiheit und befindet sich am Ende zu den Füßen eines Despoten, und ist

von der äußersten Freiheit zur äußersten Sklaverei übergegangen, ohne auf der langen Bahn irgendwo festen Fuß fassen zu können.

Es giebt Völker, welche unabhängig von den erwähnten allgemeinen Ursachen noch durch besondere an die Preßfreiheit geknüpft werden.

Unter gewissen sich für frei haltenden Völkern kann jeder der Agenten der Macht das Gesetz verletzen, ohne Strafe zu fürchten, und ohne daß die Landesverfassung den Unterdrückten das Recht giebt, vor der Justiz seine Beschwerde anzubringen. Unter solchen Völkern muß man die Unabhängigkeit der Presse nicht mehr als eine der Garantien, sondern als die einzige Garantie betrachten, welche von der Freiheit und Sicherheit der Bürger noch übrig ist.

Wenn also die solche Völker regierenden Sterblichen davon reden, der Presse ihre Unabhängkeit zu nehmen, so könnte ihnen das ganze Volk antworten: Gestattet uns, eure Laster vor den ordentlichen Richtern anzuklagen, vielleicht geben wir alsdann unsere Einwilligung, künftig an den Gerichtshof der öffentlichen Meinung zu appelliren.

In den Ländern, wo augenscheinlich die Lehre von der Volkssouverainetät herrscht, ist die Censur nicht nur eine Gefahr, sondern auch etwas Widersinniges.

Wenn man jedem das Recht einräumt, den Staat zu regieren, so muß man ihm auch die Fähigkeit zutrauen, zwischen den verschiedenen Meinungen zu wählen, welche seine Zeitgenossen aufregen, und die verschiedenen Thatsachen richtig zu würdigen, deren Kenntniß ihn leiten kann.

Die Souverainetät des Volks und die Freiheit der Presse müssen also neben einander bestehen; die Censur und das allgemeine Stimmrecht in den Angelegenheiten des Staats sind im Gegentheil zwei sich einander widersprechende Dinge, und können nicht lange in den politischen Institutionen eines Volks zu gleicher Zeit statt finden. Unter den fünfzehn Millionen Menschen, welche im Gebiete der vereinigten Staaten leben, hat bisher nicht ein Einziger gewagt, die Einschränkung der Preßfreiheit vorzuschlagen.

Die erste Zeitung, welche mir nach meiner Ankunft in

Amerika in die Hände fiel, enthielt folgenden treulich übersetzten Artikel:

»In dieser ganzen Angelegenheit war die vom Präsidenten Jackson gebrauchte Sprache diejenige eines gemüthlosen Despoten, dem nur daran lag, seine Macht zu behalten. Der Ehrgeiz ist sein Verbrechen, und er wird dadurch gestraft werden. Er besorgt alles durch Umtriebe, welche seine Entwürfe scheitern lassen, und ihm die Macht entreißen werden. Er regiert durch Bestechung, und seine strafwürdigen Umtriebe werden zu seiner Beschämung und Schande ausfallen. Er hat sich auf der politischen Kampfbühne als ein Spieler ohne Schaam und Zügel gezeigt. Bisher glückte es ihm, aber die Stunde der Gerechtigkeit nähert sich, bald wird er das, was er gewonnen hat, zurückgeben, seinen betrügerischen Würfel weit von sich schleudern, und seine Tage in irgend einer Abgeschiedenheit beschließen müssen, wo er in Freiheit über seine Thorheiten lästern mag, denn Reue kannte sein Herz niemals.«

(Vincennes Gazette.)

Viele Franzosen denken, daß die gewaltthätige Presse eine Folge des schwankenden Gesellschaftszustandes ist. Sie erwarten daher unaufhörlich einen Zeitpunct, wo die Gesellschaft wieder ruhig werden, und dann auch die Presse schweigen wird. Lieber möchte ich den oben angegebenen Ursachen den hohen Einfluß zuschreiben, welchen sie auf Frankreich haben, aber ich denke nicht, daß diese Ursachen viel auf die Sprache wirken. Die periodische Presse scheint mir eigenthümliche Neigungen und Leidenschaften zu haben, unabhängig von den Verhältnissen, unter denen sie handelt. Was in Amerika geschah, überzeugt mich davon vollkommen.

Amerika ist vielleicht in diesem Augenblicke das Land, welches in seinem Schooße am wenigsten Revolutionskeime in sich schließt, und doch hat in Amerika die Presse den nämlichen Hang zu zerstören, wie in Frankreich, und die nämliche Heftigkeit, ohne gleiche Ursache zum Zorn. In Amerika wie in Frankreich ist sie jene außerordentliche Macht, welche so seltsam Gutes und Böses durch einander mischt, daß ohne sie die Freiheit nicht leben, und mit ihr die Ordnung sich kaum erhalten kann.

Aber man muß gestehen, daß die Presse in Amerika weit weniger Macht hat, als in Frankreich, und doch wird selten wider solche das Gericht von einem Verletzten zur Hülfe angerufen, und zwar aus folgender einfachen Ursache. Als die Amerikaner unter sich die Volkssouverainetät anerkannten, wünschten sie deren Anwendung aufrichtig. Sie hatten nicht die Idee, mit den sich täglich verändernden Elementen Verfassungen ewiger Dauer zu gründen. Es ist also nichts strafbares, wider die herrschenden Gesetze sich auszusprechen, nur darf man sich ihrer Wirkung nicht gewaltthätig entziehen.

Sie glauben übrigens, daß die Tribunäle nicht vermögen, die Presse zu zähmen, und daß, da die Biegsamkeit der menschlichen Sprache ohne Aufhören der gerichtlichen Zucht entrinnt, solche Verbrechen gewissermaßen der Hand entgleiten, welche sie fassen will. Sie denken, daß, um kräftig auf die Presse zu wirken, man nicht allein ein Tribunal gründen müsse, welches der gegenwärtig bestehenden Ordnung ergeben wäre, sondern sich auch noch über die öffentliche Meinung erheben könnte, welche sich um solche herumbewegt. Ein Tribunal, welches ohne Zulassung der Oeffentlichkeit urtheilen würde, würde ohne Ertheilung von Entscheidungsgründen Erkenntnisse fällen, und noch mehr die Absicht als die Worte bestrafen. Wer die Macht hätte, ein solches Tribunal zu schaffen, und aufrecht zu erhalten, würde durch Verfolgung der Preßfreiheit seine Zeit vergeuden, denn er würde dann unumschränkter Herr des Staats sein, und könnte sich von den Schriftstellern, wie von ihren Schriften frei machen. In der Wirklichkeit giebt es in Preßsachen keinen Mittelweg zwischen der Sclaverei und den Preßvergehen. Um die unschätzbaren Güter zu benutzen, welche die Freiheit der Presse zusichert, muß man sich die unvermeidlichen Uebel gefallen lassen, welche sie entstehen läßt. Die Erlangung des Guten zu wollen, indem man dem Uebel ausweicht, ist eine der Täuschungen, welchen sich kranke Nationen hingeben, wenn sie müde des Kampfes, und in Anstrengungen erschöpft, die Mittel aufsuchen, um zu gleicher Zeit auf dem nämlichen Boden feindliche Meinungen und einander widersprechende Grundsätze fortdauern zu lassen.

Aus folgenden hauptsächlichen Ursachen haben die Tagesblätter in Amerika eine geringe Macht. Die Schreibefreiheit ist wie alle andere um so furchtbarer, je neuer sie ist. Das Volk, was niemals gewohnt war, vor seinem Richterstuhl Staatsangelegenheiten verhandeln zu lassen, glaubt dem ersten vor ihm auftretenden Volksredner. Unter den englischen Amerikanern ist diese Freiheit so alt, als die Gründung ihrer Kolonien. Uebrigens vermag die Presse, welche die menschlichen Leidenschaften so sehr zu entflammen versteht, sie dennoch nicht allein zu schaffen. Zwar ist das politische Leben in Amerika thätig, wandelbar und sogar bewegt, aber selten wird dasselbe durch tiefe Leidenschaften beunruhigt. Selten erheben sie sich, wenn die materiellen Interessen nicht gekränkt werden, welche in den vereinigten Staaten wohl gedeihen. Um die Verschiedenheit zu beurtheilen, welche in diesem Punct zwischen den englischen Amerikanern und den Franzosen sich ergiebt, braucht man nur die Augen auf die Zeitschriften beider Völker zu werfen. In Frankreich haben die Handelsnachrichten nur einen sehr engen Raum, und die Neuigkeiten selbst sind nicht zahlreich. Die politischen Untersuchungen bilden den lebendigsten Theil. In Amerika sind drei Viertel ihrer großen Blätter voll von materiellen Ankündigungen, und den übrigen Raum nehmen politische Neuigkeiten und oft einfache Anecdoten ein. Sparsam bemerkt man nur in einem verlornen Winkel eine jener hitzigen Erörterungen, welche in Frankreich das gewöhnliche Futter der Leser zu sein pflegen.

Jede Macht vermehrt die Thätigkeit ihrer Kraft, je mehr sie die Leitung centralisirt. Dies ist ein allgemeines Naturgesetz, was sich dem Beobachter zu Tage legt, und von jedem kleinen Despoten instinctmäßig benutzt wird.

In Frankreich vereinigt die Presse zwei Arten verschiedener Centralisationen. Fast alle Macht wird am nämlichen Orte centralisirt, und gewissermaßen in der nämlichen Hand, denn ihre Organe sind nicht zahlreich. Ist sie nun in der Mitte einer gar vieles bezweifelnden Nation gestellt, so muß die Macht der Presse gränzenlos sein. Sie ist ein Feind, mit welchem die Regierung einen kürzeren oder längeren Waffenstillstand schließen, aber ihm gegenüber schwerlich lange leben kann.

Beide Arten dieser Centralisation sind in Amerika nicht vorhanden.

Die vereinigten Staaten haben keine große Hauptstadt Einsichten und Macht sind dort in allen Theilen dieses weiten Reiches verbreitet. Die Strahlen der menschlichen Einsichten anstatt aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunct auszulaufen durchkreuzen sich in jeder Richtung daselbst. Die Amerikane haben die allgemeine Direction der Gedanken und der Geschäfte nirgends hin verlegt.

Dies liegt freilich in Oertlichkeiten, welche nicht von Menschen abhängen, aber Folgendes entspringt aus den Gesetzen. In den vereinigten Staaten giebt es kein Buchdruckerprivilegium, die Zeitungen unterliegen keinem Stempel und keiner Einregistrirung, und eben so wenig sind Cautionen dafür zu bestellen.

Daraus entspringt, daß die Einführung einer neuen Zeitung eine einfache und leichte Unternehmung ist. Wenige feste Leser reichen zu den Kosten hin. Auch übersteigt die Zahl der periodischen oder halbperiodischen Schriften in Amerika das Unglaubliche. Die einsichtsvollsten Amerikaner schreiben dieser unglaublichen Zerstreuung der Wirkung der Presse ihre geringe Macht zu. Es ist Grundsatz der politischen Wissenschaft in den vereinigten Staaten, daß das einzige Mittel, die Wirkung der Zeitungen zu entkräften, ihre Zahl zu vermehren ist. Ich kann mir nicht vorstellen, daß eine so augenscheinliche Wahrheit nicht auch in Frankreich allgemein einleuchten sollte. Daß diejenigen, welche durch die Presse Revolutionen herbeiführen wollen, ihr nur einige mächtige Organe zu geben suchen, das begreife ich leicht, daß aber amtliche Vertheidiger der im Staate bestehenden Ordnung und die natürlichen Stützen der bestehenden Gesetze die Wirkung der Presse zu schwächen glauben, indem sie solche concentriren, das kann ich durchaus nicht begreifen. Die Regierungen in Europa scheinen mir gegen die Presse eben so zu handeln, als vormals die Ritter des Mittelalters gegen ihre Feinde. Auch diese hatten aus persönlicher Erfahrung wahrgenommen, daß die Centralisation eine mächtige Waffe sei, und versahen auch damit den Feind, welchen sie bekämpfen wollten, um mit desto mehr Ruhm ihm Widerstand zu leisten.

In den vereinigten Freistaaten hat fast jeder Marktflecken seine eigene Zeitung. Unter so viele Streiter kann man natürlich weder Mannszucht noch Einheit der Handlung bringen, auch erhebt jeder beliebig seine Standarte. Allerdings sind alle politische Zeitungen in der Union entweder für oder gegen die jetzige Verwaltung, aber sie greifen solche an, oder vertheidigen sie auf hunderterlei Weise. Die Zeitungen können daher in den vereinigten Staaten nicht so große Meinungsströme bilden, welche die mächtigsten Deiche untergraben oder über solche sich ergießen. Diese Theilung der Kräfte der Presse hat auch noch andere eben so bemerkenswürdige Wirkungen. Da es leicht ist, dort ein Tagesblatt zu gründen, so kann sich Jedermann damit beschäftigen. Von der andern Seite folgt daraus, daß wegen der großen Concurrenz keines derselben großen Gewinn abwerfen kann, daher sich die fähigeren Köpfe nicht leicht mit solchen Unternehmungen abgeben. Wären übrigens solche Schriften so einträglich, als sie zahlreich sind, so würden die talentreicheren Schriftsteller sie wegen ihrer Menge nicht redigiren können. Im Allgemeinen haben daher die Zeitungsschreiber in den vereinigten Staaten keine erhabene Stellung!, nur eine wenig ausgebildete Erziehung, und die Richtung ihrer Ideen ist oft gemein. In allen Dingen bildet die Mehrheit das Gesetz. Sie setzt gewisse Lockspeisen aus, nach welchem Verfahren sich hernach alles richtet. Das Ganze dieser gemeinschaftlichen Gewohnheiten nennt man ihren Geist; so gibt es einen Geist der Gerichte und des Hofes. Der Geist der Tagesblätter in Frankreich ist, die wichtigsten Staatsinteressen in heftiger aber erhabener und oft beredter Sprache zu behandeln. Ist dies auch nicht immer der Fall, so hat ja auch jede Regel ihre Ausnahmen. Der Geist der amerikanischen Tagesblätter ist, sich einander grob, ohne Vorbereitung und Gewandtheit anzugreifen, nur auf die Leidenschaften derjenigen Rücksicht zu nehmen, an die sie sich wenden, die Grundsätze ruhen zu lassen, um dagegen die Menschen zu packen, ihnen in ihrem Privatleben zu folgen und ihre Schwächen und Laster aufzudecken.

Man muß einen solchen Mißbrauch der Gedanken bedauern. Weiterhin werde ich die Gelegenheit benutzen, um zu zeigen,

welchen Einfluß die Tagesblätter auf den Geschmack und auf die Sittlichkeit des amerikanischen Volkes ausüben; aber hier beschäftige ich mich nur mit der politischen Welt. Daher wagen nicht die in der Achtung ihrer Mitbürger hochstehenden Männer, in den Tagesblättern zu schreiben, und verlieren so die furchtbarste Waffe, deren sie sich bedienen könnten, um zu ihrem Vortheil die Leidenschaften des Volkes aufzuregen. Sie wählen diesen Weg nur in den seltenen Fällen, wo sie in ihrem persönlichen Interesse zu ihren Mitbürgern reden wollen, wenn man z. B. Verläumdungen wider sie verbreitet hat, und ihnen daran gelegen ist, die Wahrheit der Thatsachen ins Licht zu stellen. Daraus folgt, daß die persönlichen Ansichten der Tagesschriftsteller fast ohne Gewicht bei den Lesern sind, welche nur die Kenntniß der Thatsachen daraus abnehmen, und nur durch deren Milderung oder Entstellung kann der Tagesschriftsteller einigen Einfluß seiner Meinung begründen.

Aber selbst in dieser Beengung des Wirkungskreises hat dennoch die Presse in Amerika eine unermeßliche Macht, indem sie in allen Theilen des großen Reichs das politische Leben im Umlauf erhält. Mit offenen Augen deckt sie stets die geheimen Triebfedern der Politik auf, und zwingt die Beamten nach der Reihe, vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung zu erscheinen. Sie vereinigt die Interessen, ungewisse Lehren, und formt das Wahrzeichen der Partheien. Durch die Presse reden die Partheien mit einander, ohne sich zu sehen, und verstehen sich ohne gegenseitige Berührung. Wenn eine große Zahl dieser Organe der Presse den nämlichen Weg einschlägt, so wird ihr Einfluß endlich unwiderstehlich, und die stets von einer Seite gepackte öffentliche Meinung giebt endlich ihren Stößen nach.

In den vereinigten Staaten hat einzeln eine solche Zeitung geringe Macht; aber ist dort das Volk die erste Macht, so ist doch die periodische Presse die zweite Macht.

Im April 1704 erschien in Boston die erste amerikanische Zeitschrift (Sammlung der historischen Gesellschaft von Massachusetts Vol. 6. p. 66.) Man hat Unrecht zu

glauben, daß die periodische Presse in Amerika stets völlig frei war. Man versuchte dort die Einführung einer Art der Censur und die Bürgschaftsstellung für gutes Betragen.

Folgendes findet man unter den Gesetzen Massachusetts, Januar 14. 1722. Die von der Generalversammlung (damals Gesetzgeberin der Provinz) ernannte Commission, um die Sache wegen des Journals New-England courant (redigirt von dem berühmten Franklin) zu untersuchen, »denkt, daß die Absicht dieser Zeitschrift ist, die Religion lächerlich zu machen und in Verachtung sinken zu lassen, daß die Heilige Schrift darin entweihet und ohne Ehrerbietung behandelt werde; daß das Betragen der Diener des Evangeliums darin boshaft ausgelegt wird, daß die Regierung Sr. Majestät darin ausgespottet, auch Friede und Ruhe gestört wird; das Comité ist daher der Meinung, daß man dem Herausgeber und Buchdrucker James Franklin verbieten möge, künftig jenes Journal oder jede andere Schrift zu drucken und zu publiciren, ehe sie dem Secretair der Provinz vorgelegt worden, und die Friedensrichter des Canton Sieffolk werden beauftragt, vom Herrn Franklin eine Bürgschaft zu fordern, für sein gutes Betragen während des laufenden Jahres.«

Der Vorschlag des Comité wurde von der Versammlung als Gesetz angenommen, aber ohne Wirkung. Das Journal umgieng das Verbot, indem man den Namen Benjamin Franklin statt James Franklin unter jeder Seite der Schrift setzte, und die öffentliche Meinung billigte solchen Ausweg.

Daß die Meinungen, welche sich unter der Herrschaft der freien Presse in den vereinigten Staaten bilden, oft hartnäckiger sind, als diejenigen, welche anderswo unter der Herrschaft der Censur gebildet wurden.

In den vereinigten Staaten bringt die Demokratie stets neue Menschen an das Steuer der öffentlichen Angelegenheiten. Daher haben die Maaßregeln der Regierung nicht immer gleiche Schnelle und Ordnung, aber ihre allgemeinen Grundsätze sind daselbst fester gestellt, als in vielen anderen Staaten,

und die herrschenden Volksmeinungen, welche den Staat leiten, zeigen sich daselbst dauerhafter. Wenn irgend eine Ansicht den Geist des amerikanischen Volks ergriffen hat, so mag sie gerecht oder unvernünftig sein, immer wird man solche mit vieler Schwierigkeit wieder ausrotten.

Das nämliche nahm man wahr in England; obgleich man daselbst im letzten Jahrhundert die größte Denkfreiheit und die unüberwindlichsten Vorurtheile sah.

Ich schreibe diese Wirkung der nämlichen Ursache zu, welche beim ersten Ueberblick die Preßfreiheit zu verhindern scheinen dürfte. Die Völker, bei denen diese Freiheit vorhanden ist, ketten sich an ihre Meinungen eben so sehr durch Stolz, als durch Ueberzeugung. Sie lieben sie, weil sie ihnen gerecht scheinen, und auch weil sie solche erwählt haben, und klammern sich daran nicht allein wegen ihrer Wahrheit, sondern auch, weil sie von ihnen ausging.

Aber es gibt auch noch andere Gründe. Ein großer Mann hat gesagt: »daß die Unwissenheit sich an beiden Enden der Wissenschaft fände.« Vielleicht hätte er mit mehr Wahrheit sagen können, daß sich die tiefste Ueberzeugung nur an beiden Enden, und in der Mitte der Zweifel fände. In der That kann man den menschlichen Verstand in drei sehr verschiedenen auf einander folgenden Zuständen wahrnehmen.

Der Mensch glaubt fest, weil er etwas, ohne das Geglaubte tief zu ergründen, als wahr annimmt. Er zweifelt aber, wenn ihm Einwürfe gemacht werden. Oft gelingt es ihm, alle seine Zweifel zu lösen, und dann fängt er wieder an zu glauben. Diesesmal ergreift er nicht mehr die Wahrheit durch Zufall und in der Finsterniß, sondern er sieht sie vor sich und geht gerade in ihrem Lichte. Doch zweifle ich, daß jemals diese überlegte und selbstständige Ueberzeugung die Menschen zu dem Feuer und der Ergebung erhebt, welchen der Glaube an kirchliche Dogmen einflößt.

Wenn die Freiheit der Presse die Menschen in dem eben bemerkten ersten Zustande antrifft, so läßt sie ihnen während langer Zeit diese Gewohnheit, ohne Nachdenken alles fest zu glauben, nur ändert sie täglich den Gegenstand ihres Glaubens, ohne vorher zu überlegen. Es fährt dann der mensch-

liche Geist fort, am ganzen Gesichtskreise seines Verstandes nur einen einzigen Punct zu sehen, aber dieser Punct wechselt ohne Aufhören. Dies ist die Zeit plötzlicher Revolutionen. Unglücklich sind die Menschenalter, welche zuerst und plötzlich die Preßfreiheit zulassen.

Doch bald ist der Kreis der neuen Ideen allmählig durchlaufen. Dann kommt die Erfahrung, und der Mensch stürzt sich in Zweifel und in ein allgemeines Mißtrauen.

Man darf annehmen, daß die meisten Menschen sich in einem dieser beiden Zustände befinden. Sie glauben, ohne zu wissen, warum, aber man wird nicht bestimmt wissen, was man glauben muß.

Was aber die Gattung der überlegten und selbstständigen Ueberzeugung betrifft, welche aus der gründlichen Wissenschaft entsteht, und sich mitten aus den aufgeregten Zweifeln erhebt, so wird es nur den angestrengten Forschungen einer kleinen Menschenzahl gelingen, diese zu erreichen.

Man hat aber bemerkt, daß in den Jahrhunderten des Religionseifers die Menschen bisweilen ihren Glauben änderten, indeß in den Jahrhunderten der Zweifel jeder bei seinem Glauben hartnäckig beharrte. Das nämliche begegnet uns in der Politik unter dem Fittig der freien Presse. Wenn alle gesellschaftliche Theorien wechselsweise angefochten und bestritten worden sind, so behalten diejenigen, welche irgend einer derselben sich angeschlossen haben, ihren Glauben, nicht weil sie sicher sind, daß er gut ist, sondern weil sie nicht sicher sind, ob es einen besseren gebe.

In diesen Jahrhunderten läßt man sich nicht so leicht für seine Meinungen todtschlagen; man ändert sie aber nicht, und man trifft in solchen zu gleicher Zeit weniger Märtyrer und Apostaten.

Zu dieser Ursache füge man eine noch mächtigere hinzu. Im Zweifel der Meinungen endigen die Menschen damit, daß sie sich einzig den Naturtrieben und den materiellen Interessen hingeben, welche sichtbarer, faßlicher und ihrer Natur nach dauernder sind, als die Meinungen.

Es ist eine sehr schwer zu entscheidende Frage, ob in der Demokratie oder in der Aristokratie besser regiert wird? Aber

es ist desto klarer, daß die Demokratie den einen einengt und die Aristokratie den andern unterdrückt.

Darin liegt eine Wahrheit, welche sich von selbst feststellt, und welche man nicht erst zu prüfen braucht, »ihr seid reich und ich bin arm.«

Viertes Kapitel.

Von den Verbindungen zu politischen Zwecken in den vereinigten Freistaaten.

Täglicher Gebrauch, welchen die englischen Amerikaner von diesem Rechte zu politischen Zwecken machen. — Drei Gattungen politischer Verbindungen. — Wie die Amerikaner das Repräsentativsystem auf diese Verbindungen anwenden. — Gefahren, welche daraus für den Staat entstehen. — Große Convention des Jahrs 1831 wegen des hohen Zolltarifs. — Gesetzlicher Character dieser Convention. — Warum die unbegränzte Ausübung dieses Verbindungsrechts in den vereinigten Staaten weniger als anderswo gefährlich ist. — Warum man dasselbe dort sogar als nothwendig betrachten kann. — Nutzen solcher Associationen unter demokratischen Völkern.

Amerika ist das Land, wo man die Associationen der Bürger am meisten benutzt hat, und dieses mächtige Mittel auf die verschiedensten Gegenstände anwandte.

Unabhängig von den beständigen Associationen unter dem Namen von Gemeinden, Städten und Grafschaften, gibt es eine Menge anderer, welche ihre Entstehung und Entwickelung bloß dem individuellen Willen der Theilnehmer verdanken.

Der Einwohner der vereinigten Staaten vernimmt von seiner Jugend an, daß er sich auf sich verlassen muß, um den Uebeln und Verlegenheiten seines Lebens zu begegnen. Er wirft auf die Auctorität nur einen mißtrauischen und unruhigen Blick, und ruft solche nur zur Hülfe, wenn er es durchaus nicht umgehen kann. Diesen Geist der Selbsthülfe wird man schon gewahr in den Schulen, wo die Kinder selbst in ihren Spielen sich Regeln bilden, und auf gewisse von den Kameraden begangene Verbrechen bestimmte Strafen festsetzen. Den nämlichen Geist trifft man in allen Handlungen des geselligen Lebens an. Eine Verlegenheit entsteht auf der

Landstraße, die Fahrt wird unterbrochen, die Fortbewegung hält inne; die Nachbarn halten sofort eine Berathung, aus dieser durch ein Ungefähr entstandenen Versammlung geht eine vollziehende Gewalt hervor, welche das Uebel abstellt, ehe die Idee einer vorher vorhandenen Auctorität und deren Requisition irgend Jemand einfällt. Ist von Vergnügungen die Rede, so verbindet man sich, um dem Feste mehr Glanz und Regelmäßigkeit zu geben. Auch vereinigt man sich, um bloß geistigen Feinden zu widerstehen, und bestreitet gemeinschaftlich die eingerissene Völlerei. Eben so vereinigt man sich in diesen Staaten über Zwecke öffentlicher Sicherheit, des Handels, der Industrie, der Moral und der Religion. An nichts verzweifelt dort der menschliche Wille, und hofft alles durch die verbundene Macht der Einzelnen erlangen zu können.

Ich werde später Gelegenheit haben, von den Wirkungen der Association im bürgerlichen Leben zu reden, hier spreche ich nur von ihrem Einflusse auf die politische Welt.

Da das Recht der freiwilligen Verbindungen anerkannt ist, so können die Bürger davon auf verschiedene Manier Gebrauch machen.

Eine solche Verbindung besteht allein in der öffentlichen Zustimmung, welche eine gewisse Zahl einzelner Personen diesen oder jenen Lehren gibt, und in der eingegangenen Verpflichtung, gewissermaßen zu ihrer Herrschaft mit zu wirken. Fast vermischt sich dieses Recht mit der Schreibefreiheit; indes besitzt bereits die Association mehr Macht, als die Presse der Buchdrucker. Wenn eine Meinung durch eine Association repräsentirt wird, so ist sie gezwungen, eine zierlichere und gefälligere Form anzunehmen. Sie zählt ihre Theilnehmer und vereinigt sie in dieser Sache. Sie lernen sich unter einander kennen, und ihr Mitwirkungseifer wächst mit ihrer Zahl. Die Association vereinigt die Anstrengungen der sonst von einander Entfernten, und treibt sie mit Kraft nach einem von ihr klar vorgestecktem Ziel.

Der zweite Grad der Ausübung des Associationsrechts ist das Versammeln der Genossen. Wenn sich eine politische Association an gewissen Orten eine Art Heerd ihres Handelns be-

gründet, so wird dadurch ihre Thätigkeit größer und ihr Einfluß ausgebreiteter. Dort sehen sich die Menschen, und verbinden ihre Vollziehungsmittel. Die Meinungen entwickeln sich mit solcher Kraft und solchem Feuer in der gegenseitigen Unterhaltung, welche schriftliche Mittheilungen niemals erreichen.

Der letzte Grad dieser Ausübung ist, daß die Theilnehmer einer gleichen Meinung sich in Wahlcollegien vereinigen, und Bevollmächtigte ernennen, um sie in einer Centralversammlung zu vertreten. Also auch in dieser Partheiung wird das Repräsentativsystem angewendet.

Im ersten Stadium gründen die Menschen gleichen Glaubens bloß einen geistigen Bund, im zweiten vereinigen sie sich in kleinen Versammlungen, welche nur einen Bruchtheil der Parthei darstellen; im dritten bilden sie eine Nation in der Nation, und eine Regierung in der Regierung. Ihre Bevollmächtigten, als wahre Vertreter einer Mehrheit, stellen die verbundene Macht einer Parthei dar, mit einem Scheine der Nationalität und der daraus hervorgehenden moralischen Macht. Es ist wahr, daß sie nicht wie die Nation das Recht der Gesetzgebung besitzen, aber sie haben die Macht, das vorhandene Gesetz anzugreifen, und gewissermaßen die Formen des neuen Gesetzes zu bestimmen.

Nehme ich nun ein Volk an, was im edeln Gebrauch der Freiheit noch nicht ganz eingebürgert ist, oder in welchem tiefe politische Leidenschaften gähren, daß sich darin neben der die Gesetze gebenden Mehrheit eine Minderzahl bildet, welche mit Erwägungen anfängt, und mit dem Vorbereiten zu einer neuen Gesetzgebung schließt, so muß ich freilich glauben, daß die öffentliche Ruhe großen Gefahren ausgesetzt werden kann durch die Associationen.

Freilich ist ein großer Unterschied zwischen dem Beweise, daß ein Gesetz an sich besser ist, als ein anderes, und dem Beweise, daß man ein anderes Gesetz statt des vorhandenen einführen muß. Wo aber der Geist erleuchteter Menschen noch eine große Entfernung sieht, erblickt die Einbildungskraft der Menge solche nicht mehr. Es kommen dann vielleicht Zeiten, wo die Nation sich fast gleich in zwei Partheien theilt, von denen jede die Mehrheit darzustellen behauptet. Wenn nahe

neben der den Staat leitenden Gewalt eine Macht sich bildet, deren moralische Macht fast eben so groß ist, kann man dann glauben, daß sie noch lange sich begnügen wird, bloß zu reden und nicht zu handeln?

Wird man allezeit stille stehen bei der metaphysischen Betrachtung, daß der Zweck der Associationen ist, bloß die Meinungen zu leiten, und keinen Zwang zu üben, Gesetze bloß anzurathen, sie aber nicht festzustellen?

Je mehr ich die Unabhängigkeit der Presse in ihren hauptsächlichsten Wirkungen vor Augen habe, um so mehr überzeuge ich mich, daß in den jetzigen civilisirten Völkern die Unabhängigkeit der Presse das Hauptelement und gleichsam der erste Grund der Freiheit ist. Also muß jedes Volk, welches frei bleiben will, durchaus fordern, daß diese Unabhängigkeit der Presse in Achtung bleibe. Aber das unbeschränkte Associationsrecht in politischen Gegenständen kann nicht gänzlich mit der Schreibefreiheit verschmolzen werden. Die Association ohne Schranken ist weniger nothwendig, und gefährlicher, als die Schreibefreiheit. Eine Nation kann die Associirung beschränken, ohne aufzuhören, frei zu sein. Sogar muß sie sie bisweilen beschränken, um ferner frei zu bleiben.

In Amerika ist das politische Associationsrecht unbeschränkt. Folgendes Beispiel wird zeigen, in welchem hohen Grade man dasselbe duldet.

Wir erinnern uns, wie sehr die Tariffrage über die Freiheit des Handels die Geister in Amerika bewegte. Der Tarif begünstigte oder griff nicht allein die Meinungen, sondern auch die materiellen Interessen mächtig an. Der Norden schrieb ihm einen Theil seiner Glückseligkeit und der Süden all sein Elend zu. Man kann sagen, daß während einer langen Zeit der Tarif allein die politischen Leidenschaften in der Union in Bewegung setzte.

Im Jahr 1831, als der Zank am heißesten war, fiel es einem unbedeutenden Bürger in Massachusetts ein, in den Zeitungen vorzuschlagen, daß alle Feinde des Tarifs nach Philadelphia Deputirte schicken möchten, um sich über die Mittel zu berathen, wie man dem Handel seine Freiheit wieder verschaffen könne. Dieser Vorschlag lief durch die Macht der

Presse in wenigen Tagen von Maine nach Neu-Orleans. Die Feinde des Tarifs ergriffen ihn mit Eifer, und wählten überall Deputirte. Die meisten Deputirten waren bekannte, ja sogar berühmte Männer. Südcarolina, welches seitdem sogar die Waffen ergreifen zu wollen drohete, schickte für seinen Theil 63 Delegirte. Den 1. October 1831 constituirte die sogenannte Convention sich mit mehr als 200 Mitgliedern. Ihre Verhandlungen waren öffentlich und nahmen vom ersten Tage an einen gesetzgeberischen Character an. Man besprach die Ausdehnung der Congreßmacht, die Theorien der Handelsfreiheit, und endlich die verschiedenen Tarifsätze. Nach 10 Tagen ging man auseinander, und trennte sich, nachdem man eine Adresse an das amerikanische Volk erlassen hatte. In dieser Adresse setzte man auseinander; 1) daß der Congreß kein Recht habe, einen Tarif zu machen, und daß der vorhandene Tarif constitutionswidrig sei; 2) daß es die Unfreiheit des Handelsverkehrs wider das Interesse aller Völker und besonders des amerikanischen sei.

Man muß anerkennen, daß die unbeschränkte Freiheit politischer Associationen bisher in den vereinigten Staaten keine so traurigen Folgen gehabt hat, als man wohl anderswo hätte erwarten dürfen, aber das Associationsrecht stammt aus England her, und war von jeher in Amerika Herkommens. Sein Gebrauch ist jetzt in den Gewohnheiten und in den Sitten des Volks einheimisch.

In unsern Tagen ist die Associationsfreiheit eine nothwendige Gewähr wider die Tyrannei in der Mehrheit geworden. Wenn einmal in Amerika eine Parthei herrschend geworden ist, so geht die ganze öffentliche Macht in ihre Hände über. Ihre Anhänger besetzen dann alle Aemter, und verfügen über die organisirten Kräfte. Die ausgezeichnetsten Männer der Gegenparthei, sobald sie die sie von der Macht trennenden Schranken nicht mehr überschreiten können, müssen sich dann außer diesen Schranken feststellen. Die Minderzahl muß dann ihre ganze moralische Macht der sie unterdrückenden materiellen Macht, also eine Gefahr der anderen, welche drohender erscheint, entgegenstellen.

Mir scheint die Allmacht der Mehrheit in den amerikani-

schen Republiken eine so große Gefahr zu sein, daß das gefährliche Mittel ihrer Beschränkung mir fast etwas Gutes zu sein dünkt.

Die Vereinigung einer großen politischen Convention, denn es gibt deren von allerhand Art, welche oft eine nothwendige Maaßregel werden kann, ist allezeit selbst in Amerika etwas sehr wichtiges, welches die Freunde ihres Vaterlandes nur mit Furcht ansehen.

Dies sah man sehr klar in der Convention des Jahrs 1831, wo alle Anstrengungen ausgezeichneter Menschen, welche in der Versammlung saßen, die Sprache derselben zu mäßigen, und den Gegenstand der Berathung einzuschränken suchten. Wahrscheinlich übte wirklich jene Convention einen großen Einfluß auf den Geist der Mißvergnügten aus, und bereitete den offenen Aufstand des Jahrs 1832 wider die Handelsgesetzgebung der Union vor.

Man darf sich nicht verhehlen, daß die unbeschränkte politische Associationsfreiheit die letzte ist, welche ein Volk ertragen kann. Wenn solche ihr Vaterland nicht in Anarchie verfallen läßt, so führt sie es doch an deren Rand. Doch gewährt diese so gefährliche Freiheit in einem Puncte wieder mehr Sicherheit. In den Ländern mit freien Associationen sind die geheimen Gesellschaften unbekannt. In Amerika gibt es zwar Aufreger, aber keine Verschwörer.

Wie man das Associationsrecht in Europa anders als in den vereinigten Staaten betrachtet, und auf eine verschiedene Art benutzt.

Nach der Freiheit allein zu handeln, ist natürlicher Weise die Verbindung der Kräfte des Einzelnen mit denen seines Gleichen, um gemeinschaftlich zu wirken, sehr wichtig. Fast scheint mir daher, seinem Wesen nach, das Recht sich zu associiren, ein eben so unveräußerliches Menschenrecht zu sein, als die Freiheit der Einzelnen. Der dasselbe zerstörende Gesetzgeber greift das Gesellschaftswesen selbst an. Wenn es jedoch Völker gibt, welche die Freiheit der Vereinigung der Einzelnen als wohlthätig und segenvoll anerkennen, so gibt es doch auch andere, welche darin durch Uebertreibung bis zu Mißbräuchen ausarten, und ein Element des Lebens in ein Element der Auflösung umschaffen. Mir schien die Vergleichung der verschiedenen Mittel, welche die Associationen in den Ländern, wo man die wahre Freiheit begriffen hat, und in denen, in welchen die Freiheit sich in Zügellosigkeit verwandelt, den Regierungen und den Partheiungen gleich nützlich zu sein.

Die meisten Europäer erblicken in den Associationen eine eiligst gebildete Kriegswaffe, um solche bald auf einem Schlachtfelde anzuwenden.

Man vereinigt sich zwar in dem öffentlichen Zwecke, seine Gedanken gegen einander auszutauschen, aber der Gedanke, im Hintergrunde auch handeln zu wollen, beschäftigt doch schon im Voraus die Geister. Eine Association ist eine Armee; man redet daselbst, um sich zu zählen, und sich einander anzufeuern, und dann geht es auf den Feind los.

So versteht man aber in den vereinigten Staaten das Associationsrecht nicht. In Amerika associiren sich die Massen der minderen Zahl zuerst, um zu wissen, auf wie viele sie zählen können, um schon dadurch die moralische Macht der Mehrheit zu schwächen. Der zweite Gegenstand der Associationen ist, in gemeinsamer Ueberlegung die geeignetsten

Gründe auszuforschen, um einen Eindruck bei der Mehrheit zu veranlassen, in der steten Hoffnung, die Letztern auch noch an sich zu ziehen, und hernach in deren Namen über die Macht zu verfügen.

Die politischen Associationen in den vereinigten Staaten sind also im Gegenstande friedlich, und in den Mitteln gesetzlich, und wenn sie behaupten, nur durch die Gesetze siegen zu wollen, so sagen sie im Allgemeinen die Wahrheit.

Die Verschiedenheit über diesen Punkt zwischen den Amerikanern und uns hängt von folgenden Ursachen ab.

Es gibt in Europa Partheien, welche dergestalt von der Mehrheit abweichen, daß sie solche zu gewinnen niemals hoffen dürfen; auch glauben sie sich stark genug durch sich selbst, um wider die Gegner zu kämpfen. Wenn eine so gesinnte Parthei eine Association bildet, so will sie nicht überzeugen, sondern im Kampfe die Gegner überwältigen. In Amerika hoffen die Meisten ihre Gegner für ihre Meinung zu gewinnen, und nur diejenigen zweifeln daran, welche überzeugt sind, wider die Macht ihrer Gegner nichts zu vermögen.

Die Ausübung des Associationsrechts wird also, im Verhältniß zu der Unmöglichkeit, daß die großen Partheien jemals die Mehrheit werden, gefährlich. In einem Lande, wie die vereinigten Staaten, wo die Meinungen nur in weniger wichtigen Punkten von einander abweichen, kann also das Associationsrecht unbeschränkt bleiben.

Wir Europäer glauben in der Associationsfreiheit nur das Recht zu sehen, Krieg mit der Regierung anzufangen, weil wir im Punkt der Freiheit so wenige Erfahrung besitzen. Den Partheien, wie den einzelnen Menschen, welche zu Kräften kommen, fällt es wohl anfangs ein, Gewalt brauchen zu wollen, später lehrt die Erfahrung, durch Ueberredung leichter zum Ziele gelangen zu können.

Die Engländer, so sehr auch die Partheien unter ihnen entgegenstehende Zwecke haben, mißbrauchen selten das Associationsrecht, weil sie solches seit langer Zeit kennen.

In Frankreich hat man einen so leidenschaftlichen Sinn für den Krieg, daß es daselbst keine noch so unsinnige Unternehmung gibt, wenn sie auch den Staat von Grund aus umkehren sollte, worin man es sich nicht zum Ruhme rechnen würde, mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Von allen in den vereinigten Staaten zusammenwirkenden Ursachen, um die Gewaltthätigkeiten einer politischen Association zu mäßigen, ist vielleicht die mächtigste das allgemeine Stimmrecht des Volks über seine Angelegenheiten. In den Ländern, wo diese Allgemeinheit gilt, ist die Mehrheit niemals zweifelhaft, weil vernünftigerweise keine Parthei als Vertreter der nicht Stimmenden auftreten kann. Die Associationen wissen daher, und Jedem ist es bekannt, daß sie nicht die Mehrheit bilden. Dies wird schon klar durch die Thatsache ihres Vorhandenseins, denn wenn die Association die Mehrheit bildete, so würde sie geradezu das Gesetz verändern, statt nur auf die Reform Anträge zu machen. Dadurch steigt die moralische Kraft der angegriffenen Regierung, und wird diejenige der Associirten geschwächt.

In Europa pflegen gewöhnlich die Associationen vorzugeben oder wirklich zu glauben, daß sie die Mehrheit bilden. Diese Behauptung, oder dieser Glaube, vermehrt zum Erstaunen ihre Macht und gibt ihren Handlungen einen Schein des Rechts, denn niemals scheint die Gewaltthätigkeit mehr Entschuldigung zu verdienen, als wenn sie dem Unterdrückten zu seinem Rechte verhelfen will.

In Europa betrachten sich die Associationen als den gesetzgebenden und vollziehenden Rath der Nation, welche letztere selbst ihre Stimme nicht erheben kann; von diesem Begriffe ausgehend, handeln und befehlen sie. In Amerika, wo sie vor Jedermanns Augen die Minderzahl bilden, sprechen sie und überreichen Bittschriften.

Die Mittel, deren sich die Associationen in Europa bedienen, stimmen mit dem von ihnen gesteckten Ziel überein. Da der Hauptzweck dieser Associationen ist, zu kämpfen, und nicht zu überzeugen, so werden sie natürlich hingerissen, sich eine keineswegs bürgerliche Organisation zu geben und in ihrem

Innern militairische Gewohnheiten und Maximen einzuführen. Auch centralisiren sie möglichst die Leitung ihrer Kraft, und überlassen die ganze Macht einer geringen Anzahl.

Die Mitglieder einer solchen Association gehorchen, wie das Militair in Feldzügen, dem Befehl der Oberen, bekennen sich zu der Lehre des leidenden Gehorsams, oder opfern vielmehr kraft des Wesens ihrer Vereinigung zugleich ihr Urtheil und ihren freien Willen auf. Oft herrscht im Schooße dieser Associationen eine unerträglichere Tyrannei, als diejenige, welche im Namen der angegriffenen Regierung ausgeübt werden mag.

Dieß vermindert wiederum sehr ihre moralische Macht, wodurch sie den heiligen Character des Kampfes der Unterdrückten wider ihre Unterdrücker verlieren; denn wie kann derjenige, welcher seine Zustimmung ertheilt, in gewissen Fällen Einigen seines Gleichen zu gehorchen, deren Willen er seinen Willen und seine Gedanken unterwirft, Anspruch auf Freiheit machen?

Die Amerikaner haben im Schooße der Associationen ihre Regierung gebildet; aber diese ist, um mich klar auszudrücken, eine bürgerliche; die persönliche Freiheit wird in solcher geschützt, wie denn auch in diesem Staate alle Menschen nach dem nämlichen Ziele streben, aber keiner ist in Hinsicht der Bahn, welche er beschreitet, in irgend einem Zwange. Man opfert dort weder seinen Willen noch seine Vernunft auf, sondern gebraucht seinen Willen und seine Vernunft, um eine gemeinschaftliche Unternehmung gelingen zu lassen.

Fünftes Kapitel.

Von der demokratischen Regierung in Amerika.

Ich weiß, daß ich hier auf einem republikanischen Boden gehe. Jedes Wort dieses Kapitels wird in einigen Puncten die verschiedenen Frankreich theilenden Partheien berühren. In Europa kann man kaum den wahren Character und den Geist der Demokratie beurtheilen, weil der Kampf zwei einander entgegenstehende Grundsätze betrifft, und weil man nicht genau weiß, welchen Antheil man den Grundsätzen an sich oder den durch solche bekämpften Leidenschaften anweisen muß.

So ist es nicht in Amerika. Dort herrscht das Volk ohne Widerstand, es hat keine Gefahren zu fürchten und keine Beleidigungen zu rächen. Also ist dort die Demokratie ihren eigenen Neigungen überlassen, und alle ihre Bewegungen sind frei. Dort muß man sie beurtheilen, und welchem Volke ist diese Forschung interessanter und nützlicher, als dem französischen, welches eine unwiderstehliche Bewegung täglich hinreißt, und welches blindlings vorwärts schreitet, vielleicht zum Despotismus, vielleicht zur Republik, aber auf alle Fälle zur Demokratie?

Von der allgemeinen Stimme.

Ich habe vorher gesagt, daß alle Staaten der Union die allgemeine Stimme des Volks angenommen hätten. Man findet dasselbe bei Völkern, welche auf sehr verschiedenen Stufen der Civilisation stehen, und ich hatte Gelegenheit, die Wirkungen davon an verschiedenen Orten und unter Völkern wahr zu nehmen, welche in ihrer Sprache, Religion und Sitten einander fremd waren, in Luisiana wie in Neuengland, in Georgien wie in Canada. Ich habe beobachtet, daß die allgemeine Stimme der Bürger in Amerika weder alles das Gute noch das Schlimme hervorbrachte, was man davon in Europa erwartet, und daß ihre Wirkungen anders waren, als man wohl voraussetzt.

Von den Volkswahlen und den Instincten der Amerikanischen Demokratie in ihren Wahlen.

In den vereinigten Staaten werden selten die ausgezeichnetsten Menschen zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen. — Ursachen dieser Erscheinung. — Der Neid, welcher die unteren Stände wider die höheren in Frankreich belebt, ist kein französisches aber ein demokratisches Gefühl. — Warum ausgezeichnete Menschen sich in Amerika oft aus der politischen Laufbahn zurückziehen.

Viele Europäer glauben, ohne es zu sagen, oder sagen, ohne es zu glauben, daß es einer der Vortheile der allgemeinen politischen Stimme im Volke ist, daß Menschen zur Leitung der Staatsangelegenheiten berufen werden, welche das öffentliche Zutrauen verdienen. Man sagt, das Volk kann nicht selbst regieren, aber es will allezeit das Beste des Staats, und sein Instinct bezeichnet ihm gewöhnlich diejenigen, welche

ein gleiches Verlangen belebt und welche am fähigsten sind, die Macht auszuüben.

Was mich anbetrifft, so darf ich es sagen, daß das, was ich in Amerika gesehen habe, mich nicht zu glauben berechtigt, daß dies Wahrheit ist. Bei meiner Ankunft in Amerika war ich erstaunt, als ich entdeckte, wie allgemein dort verdienstvolle Menschen waren, und wie wenig ich das nämliche von den Regierenden sagen konnte. Es ist eine feste Wahrheit, daß in unseren Tagen in den vereinigten Staaten die merkwürdigsten Menschen selten zu den Staatsämtern berufen werden, und daß dies um so häufiger da bemerkt wird, wo die Demokratie alle alte Gränzen überschritten hat. Augenscheinlich hat der Stamm der amerikanischen Staatsmänner seit einem halben Jahrhundert sich sehr verschlechtert, aus folgenden Ursachen.

Es ist unmöglich, wie man es auch anfangen mag, die Einsichten des Volks über eine gewisse Linie zu erheben. Man mag immerhin den Zugang zu den menschlichen Kenntnissen erleichtern, die Lehrmethoden verbessern, und die Erwerbung der Kenntnisse wohlfeiler machen. Niemals kann man doch erlangen, daß die Menschen sich unterrichten und ihren Verstand entwickeln, ohne diesem Geschäfte Zeit zu widmen.

Die nothwendige Gränze der Verstandesentwickelung ist die größere oder geringere Leichtigkeit des Volks, ohne Arbeit zu leben, und diese ist natürlich in keinem Reiche gerade so wie in einem anderen. Die Gränze muß aber dann vorhanden sein, sobald das Volk sich nicht mehr mit den materiellen Sorgen des Lebens beschäftigt, also nicht mehr Volk ist. Ein Staat, worin alle Menschen sehr aufgeklärt sind, ist eben so wenig denkbar, als ein Staat, wo alle Bürger reich sind. Die Schwierigkeiten sind hier correlativ, (sich einander entgegengesetzt.) Ich räume gern ein, daß die Masse der Bürger das Wohl des Landes aufrichtig will, und will sogar zugestehen, daß die niederen Stände im Allgemeinen weniger persönliches Interesse bei ihren Wahlen einschleichen lassen mögen, aber ihnen fehlt immer mehr oder weniger die Kunst, die Fähigkeiten des Erwählten zu beurtheilen, so aufrichtig sie auch das allgemeine Beste wollen mögen. Welches lange Studium und mannichfaltige Kenntnisse sind nöthig, um sich eine richtige Ansicht

vom Character eines einzigen Menschen zu verschaffen! Die größten Köpfe beurtheilen nicht immer richtig, und die Menge sollte darin glücklicher sein? Dem Volke fehlen dazu immer Zeit und Mittel. Es muß stets in der Eile sich erklären, und sich an irgend etwas Hervorstechendes halten. Daher kommt es, daß die oberflächlichen Köpfe so gut das Geheimniß verstehen, ihm zu gefallen, indeß oft seine wahren Freunde in ihrer Kandidatur unglücklich sind.

Uebrigens fehlt es den Demokraten nicht immer an der Fähigkeit, verdienstvolle Männer auszuwählen, aber häufig an dem Wunsche und an dem Behagen.

Auch muß man sich nicht verhehlen, daß die demokratischen Verfassungen im hohen Grade die Leidenschaft des Neides in dem menschlichen Herzen entwickeln, nicht so sehr, weil sie jedem das Mittel anbieten, sich den andern gleich zu stellen, als weil diese Mittel stets diejenigen verderben, welche sich ihrer bedienen. Die demokratischen Verfassungen erwecken die Leidenschaft der Gleichstellung, und schmeicheln ihr, ohne jemals den Menschen ganz zu befriedigen. Diese vollständige Gleichheit entwischt stets den Händen des Volks im Augenblicke, wo es solche zu ergreifen wähnt, und flieht, wie Paskal sagt, auf ewig davon. Das Volk erhitzt sich bei dem Streben nach diesem Gut, welches ihm um so kostbarer erscheint, da es nahe genug steht, um solches zu kennen, und weit genug, um es niemals zu schmecken. Es wird aufgeregt, bei der Hoffnung des Gelingens, zornig, bei ungewissem Erfolg; es fährt auf, ermattet, und grollet. Alles, was in irgend einem Punkt über dem Volke steht, scheint seinen Wünschen ein Hinderniß zu sein, und auch die gesetzliche höhere Stellung ist seinen Augen widrig.

Viele Leute haben das Vorurtheil, daß dieser geheime Instinkt, welcher bei den niederen Ständen in Frankreich solche hinreißt, die Höheren von der Leitung der Staatsangelegenheiten auszuschließen, nur in Frankreich vorhanden sei. Dies ist aber ein Irrthum. Der Instinkt, wovon ich rede, ist nicht französisch, er ist demokratisch. Politische Verhältnisse können ihm einen besonders bittern Charakter gegeben haben, aber sie haben ihn nicht entstehen lassen.

In den vereinigten Staaten hasset das Volk die höheren Stände nicht, will ihnen aber auch nicht besonders wohl, und hält sie sorgfältig von der Macht entfernt. Es fürchtet die großen Talente nicht, findet aber auch keinen Geschmack an ihnen. Im Allgemeinen bemerkt man, daß alles, was sich ohne seinen Beistand erhebt, mit Mühe seine Gunst erlangt.

Indeß der natürliche Instinct der Demokratie das Volk bewegt, die ausgezeichneten Personen von der Macht zu entfernen, bewegt die Letzteren nicht weniger starker Instinct, sich von der politischen Laufbahn zu entfernen, wo es ihnen so schwer gemacht wird, vollkommen unabhängig zu bleiben, ohne sich unwürdig behandeln zu lassen. Diesen Gedanken drückte der Kanzler Kent, nachdem er den Theil der Verfassung, welcher der vollziehenden Macht die Ernennung der Richter überließ, sehr gelobt hatte, freimüthig aus: »In der That ist es wahrscheinlich, daß die geeignetsten Personen für diese Aemter in ihren Manieren zu wenig zuvorkommend, und in ihren Grundsätzen zu strenge sein würden, um jemals die Mehrheit der Stimmen in einer Volksversammlung, wo jeder mit wählt, zu erlangen.« (Kent Comm. Bd. 1. S. 272.) Das wurde im Jahr 1830 in Amerika gedruckt ohne irgend einen Widerspruch.

Mir leuchtet ein, daß diejenigen, welche die allgemeine Volkswahl als eine Bürgschaft für gute Wahlen betrachten, sich sehr täuschen. Die allgemeine Abstimmung jedes Bürgers hat andere Vorzüge, aber nicht diesen.

Von den Ursachen, welche zum Theil diese Instincte der Demokratie verbessern können.

Große Gefahren wirken oft vortheilhaft auf manche Völker, wie auf einzelne Menschen. — Warum Amerika vor fünfzig Jahren so viele ausgezeichnete Männer an der Spitze seiner Angelegenheiten sah. Einfluß, welchen die Einsichten und die Sitten auf die Wahl des Volkes ausüben. — Neuenglands Beispiel. — Südwestliche Staaten. — Wie gewisse Gesetze auf die Volkswahlen wirken. — Wahl in zwei Graden. — Ihre Wirkung in der Zusammensetzung des Senats.

Wenn große Gefahren den Staat bedrohen, sieht man oft, daß das Volk mit Glück die geeignetsten Bürger zu seiner Rettung erwählt.

Man hat wahrgenommen, daß der Mensch in einer dringenden Gefahr selten sich so, wie im gewöhnlichen Leben beträgt, entweder beträgt er sich edler, oder sinkt um eben so viel tiefer. Dies Gleiche begegnet auch alsdann den Völkern. Die äußersten Gefahren, statt eine Nation zu erheben, schlagen solche bisweilen gänzlich nieder, sie machen sie leidenschaftlicher, statt sie zur Vernunft zu leiten, und verwirren ihren Verstand, statt ihn zu erleuchten. Die Juden erwürgten einander mitten unter den Trümmern ihres Tempels. Gewöhnlicher sieht man aber bei den Völkern, wie bei einzelnen Menschen, daß aus drohenden Gefahren außerordentliche Tugenden entstehen. Die großen Charactere ragen dann hervor, wie jene Denkmäler in dunkler Nacht in einem leuchtenden Brande sich malerischer darstellen. Große Männer verschmähen es dann nicht, ihr Licht leuchten zu lassen, und das von seiner Gefahr lebhaft ergriffene Volk vergißt für den Augenblick seine neidischen Launen. Nicht selten wählt dann die Wahlurne berühmte Namen. Ich habe oben gesagt, daß in Amerika die Staatsmänner unsrer Tage denen nicht gleichen, welche vor fünfzig Jahren an der Spitze der Angelegenheiten standen. Dies ist nicht allein Folge der Gesetze, sondern anderer Verhältnisse. Als Amerika für die gerechteste Sache, nämlich für seine Befreiung vom Joche eines anderen Volkes kämpfte, als es sich darum handelte, eine neue Nation in der Welt auftreten zu lassen, erhoben sich alle Seelen, um die Höhe des Ziels ihrer Anstrengungen zu erreichen. In dieser allgemeinen Aufregung kamen die den anderen überlegenen Menschen dem Volke entgegen, und dieses ergriff ihren Arm, und stellte sie an seine Spitze. Aber solche Begebenheiten sind selten. Man muß nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge sein Urtheil fällen.

Wenn vorübergehende Begebenheiten bisweilen die Leidenschaften der Demokraten bekämpfen, so üben die Einsichten, und besonders die Sitten über ihre Neigungen einen nicht weniger mächtigen, aber dauerhafteren Einfluß, wie man dies in den vereinigten Staaten wahrnimmt.

In Neuengland, wo die Erziehung und die Freiheit Töchter der Sittlichkeit und der Religion sind, wo der bereits alte

und seit langer Zeit eingerichtete Staat sich Grundsätze und Gewohnheiten bilden konnte, und das Volk zu gleicher Zeit von allen den höheren Klassen nichts wußte, welche anderswo Reichthum und Geburt unter den Menschen geschaffen hatten, lernte man die Ueberlegenheit des Verstandes und der Moralität achten, und unterwarf sich ihnen gern. Auch sieht man, daß die Demokratie in Neuengland bessere Wahlen als sonst überall zu treffen pflegt.

So wie man im Gegentheil im Süden hinabsteigt in die Staaten, wo das Gesellschaftsband weniger alt und weniger stark ist, wo sich der gute Unterricht in der Jugend weniger verbreitet hat, und wo die Grundsätze der Sittlichkeit, der Religion und der Freiheit sich weniger glücklich vereinigt haben, nimmt man wahr, daß die Talente und die Tugenden unter den Regierenden immer seltener werden.

Dringt man endlich in die neuen südwestlichen Staaten, wo der kürzlich gebildete Staaskörper nur eine Bande von Abentheurern und Glücksuchern ist, so wird man ganz irrig, wenn man sieht, welchen Händen das Wohl des Staats anvertraut worden ist, und man mag fragen, durch welche unabhängige Kraft der Gesetzgebung und der Menschen der Staat wachsen, und die Gesellschaft gedeihen kann.

Es giebt gewisse ihrer Natur nach demokratische Gesetze, welche zum Theil jene gefährlichen Instincte der Demokratie zu verbessern vermögen.

Wenn man in den Saal der Repräsentanten in Washington tritt, so erstaunt man über das gemeine Aeußere dieser großen Versammlung. Das Auge sucht oft vergebens einen berühmten Mann. Die meisten Mitglieder sind unberühmt, deren Namen dem Gedanken kein Bild liefert. Die meisten sind Dorfanwälde, Kaufleute, und selbst Menschen aus den untersten Ständen. In einem Lande, wo der Unterricht fast allgemein verbreitet ist, sagt man, daß die Volksrepräsentanten nicht immer orthographisch schreiben können. *)

---

*) Hier urtheilt der Verfasser wohl mit Vorurtheil; es giebt Männer in der amerikanischen Repräsentantenkammer, welche, wie im Hause der Gemeinden in England, über die höheren politischen Interessen nicht mit

Zwei Schritte davon öffnet sich der Saal des Senats, dessen enger Raum viele berühmte Amerikaner enthält. Kaum wird man daselbst einen Mann antreffen, welcher in der neuesten Zeit sich nicht auszeichnete. Unter solchen sind beredte Advocaten, ausgezeichnete Generale, geschickte Magistrate oder bekannte Staatsmänner. Alle Vorträge in dieser Versammlung würden den wichtigsten parlamentarischen Debatten in Europa Ehre machen.

Woher rührt diese Auffallenheit? Warum findet sich die Blühte der Nation vorzugsweise in diesem und nicht in dem anderen Saale? Warum vereinigte die Repräsentantenkammer so viele gemeine Elemente, indeß der Senat das Monopol der Talente und der Einsichten zu haben scheint? und doch gehen beide vom Volke aus, und beide sind das Product der Jedermann beikömmlichen Volkswahl, und bisher hat keine Stimme in Amerika behauptet, daß der Senat ein Feind der Volksinteressen wäre! Woher rührt denn dieser ungeheure Unterschied? Eine einzige Thatsache entscheidet hier. Die Kammer der Repräsentanten ist das Product der unmittelbaren Volkswahl, und der Senat das Product der Volkswahl im zweiten Grad. Alle Bürger ernennen die Gesetzgebung jedes Staats, und die Bundesverfassung, indem sie jeden dieser Gesetzgebungskörper in einen Wahlkörper verwandelt, entnimmt aus solchen die Mitglieder des Senats. Die Senatoren drücken daher, obgleich nur mittelbarer Weise, das Resultat der allgemeinen Volkswahl aus; denn die die Senatoren ernennende Gesetzgebung ist kein aristokratischer oder privilegirter Körper, welcher sein Wahlrecht aus sich selbst hernimmt. Sie hängt wesentlich von den Gesammtbürgern ab, sie wird im Allgemeinen durch die Gesammtbürger jährlich erwählt, und diese können stets die Wahlen leiten, indem sie die Gesetzgebung aus neuen Mitgliedern zusammensetzen. Es genügt aber, daß der Volkswille durch

---

Kenntniß sich aussprechen mögen, die aber wohl in dem wichtigen Fache der Privatbills Kenntniß zeigen, und dem Parlament große Dienste leisten; aber sehr sonderbar nahm bisher keine englische Zeitung die wichtigen Debatten über diese Privatbills auf.

Anmerk. des Uebertragers.

diese vom Volke erwählte Versammlung geht, und er arbeitet sich darin dergestalt aus, daß diese Wahl im zweiten Grad in edlerer und schönerer Form erscheint. Die auf solche Art erwählten Männer repräsentiren also genau die Mehrheit der regierenden Nation, aber nur die erhabensten im Volke in Umlauf stehenden Gedanken, edelmüthige, das Volk belebende Instincte, und nicht die kleinen Leidenschaften, welche dasselbe so oft in Bewegung setzen, und die dasselbe entehrenden Laster.

Der Blick in die Zukunft läßt erwarten, daß einst die amerikanischen Republiken sich genöthigt sehen werden, die Wahl in zwei Graden in ihrem Wahlsystem zu vermehren, oder sie werden sich einen Untergang zwischen den Klippen der Demokratie bereiten.

Ich gestehe freimüthig, daß ich in diesem zweiten Wahlgrad das einzige Mittel sehe, um den Gebrauch der politischen Freiheit allen Klassen des Volks mitzutheilen. Diejenigen, welche hoffen mögen, aus diesem Mittel die ausschließende Waffe einer Parthei zu bilden, und diejenigen, welche dies fürchten, scheinen mir in einen gleichen Irrthum zu verfallen.

Einfluß, welchen die amerikanische Demokratie auf die Wahlgesetze geübt hat.

Die Seltenheit der Wahlen setzt den Staat großen Erschütterungen aus. — Ihre öftere Erneuerung erhält ihn in einer fieberhaften Bewegung. — Die Amerikaner zogen die Letztere vor.

Wenn die Aemterwahl nicht nach langem Zwischenraume sich wieder erneuert, läuft der Staat bei jeder Wahl Gefahr, erschüttert zu werden.

Die Partheien bieten dann alles auf, sich eines Glückes zu bemächtigen, was sich ihnen selten anbietet, und da das Uebel für die abgewiesenen Kandidaten fast unheilbar ist, so muß man alles von ihrem bis zur Verzweiflung getriebenen Ehrgeitze fürchten. Wenn im Gegentheil die gesetzliche Bewerbung sich bald wieder erneuert, so haben die diesmal Abgewiesenen mehr Geduld.

Wenn die Wahlen schnell auf einander folgen, so unterhält ihre Häufigkeit im Staate eine fieberhafte Bewegung, und die öffentlichen Geschäfte im Zustande eines beständigen Schwankens.

Also befindet sich der Staat von der einen Seite in einem beschwerlichen Zustande, von der andern Seite in Revolutionsgefahr. Das erste System schadet der Güte der Regierung, und das zweite bedroht ihre Existenz.

Die Amerikaner haben vorgezogen, sich dem ersten und nicht dem zweiten Uebel auszusetzen. Dazu leitete sie weit mehr der Instinct, als eine vernünftige Wahl. In der Demokratie wird der Geschmack des Wechselns eine Leidenschaft.

Daraus folgt eine sehr oft veränderte Gesetzgebung.

Viele Amerikaner betrachten die Unbeständigkeit ihrer Gesetze als die nothwendige Folge eines Systems, dessen Wirkungen im Allgemeinen nützlich sind. Aber ich denke, daß jeder Bürger der vereinigten Staaten einräumen wird, daß diese Unbeständigkeit vorhanden, und ein großes Uebel ist. *)

Nachdem Hamilton den Nutzen einer Gewalt bewiesen hatte, welche die Promulgation schlechter Gesetze, wenn nicht verhindern, doch wenigstens aufhalten konnte, fügte er hinzu: »Vielleicht wird man mir antworten, daß die Macht, schlechten Wahlen zuvorzukommen, auch die Macht in sich begreift, gute Gesetze verhindern zu können. Dieser Einwurf würde diejenigen nicht befriedigen, welche sich in der Lage befunden haben, alles Böse übersehen zu können, was bei uns aus der Unbeständigkeit und Veränderlichkeit des Gesetzes zu folgen pflegt. Diese Unbeständigkeit ist ein großer Flecken in unserer Verfassung.« (Föderalist Nr. 73.)

»Die Leichtigkeit, womit man die Gesetze ändern kann, sagt Madisson, und das zu viele Rütteln an der gesetz-

---

*) Hier möchte wohl der Verfasser Unrecht haben. Gerade an der Ungeneigtheit, neue Gesetze ins Leben einzuführen, leidet der dortige Staat, daher hat er so wenige allgemeine Gesetze, und noch nicht einmal ein allgemeines Privatrecht, und kein peinliches, und besieht noch manches aus Großbritannien stammendes fehlerhaftes Herkommen.

Anmerk. des Uebertragers.

gebenden Macht scheinen mit die gefährlichsten Krankheiten zu sein, deren unsre Regierung ausgesetzt ist.« (Föderalist Nr. 62.)

Jefferson selbst, der größte Demokrat, welcher jemals in der amerikanischen Verfassung aufgetreten ist, bezeichnete in seinem Schreiben an Madisson vom 20. December 1787.: »Die Unbeständigkeit unsrer Gesetze ist wirklich ein sehr schwerer Uebelstand. Ich denke, daß wir dies hätten vermeiden können, wenn wir verordnet hätten, daß zwischen der Uebergabe des Gesetzentwurfs, und der Abstimmung darüber stets ein Jahr verlaufen müßte. Dann müßte das Gesetz berathen, und darüber abgestimmt werden, ohne daß ein Wort darin geändert werden dürfte. Wenn aber die Umstände einen schnelleren Beschluß erheischten, so müßte er nicht durch die einfache Mehrheit, sondern durch die Mehrheit von zwei Drittel der Stimmen in beiden Kammern bewilligt werden.«

Von den öffentlichen Beamten unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie.

Einfachheit der nordamerikanischen Beamten. — Sie haben keine Amtskleidung. — Alle empfangen ein Gehalt. — Politische Folgen dieser Einrichtung. — Der Staatsdienst ist dort kein Nahrungszweig. — Resultat dieses Zustandes.

Die Staatsbeamten in den vereinigten Staaten verlieren sich unbemerkt unter der Menge der Mitbürger. Sie haben weder Paläste, noch Wachen, noch Amtskleidungen. Dieses einfache Leben der Regierenden rührt nicht her von irgend einer Eigenheit des Geistes des amerikanischen Privatlebens, sondern von den Principien der dortigen Staatsverwaltung.

In den Augen der Demokratie ist die Regierung kein Glück, sondern ein nothwendiges Uebel. Man mußte den Beamten eine gewisse Gewalt einräumen, denn wozu sollten sie dienen, ohne diese Gewalt? Aber der äußere Prunk der Gewalt ist nicht unentbehrlich beim Geschäftsgange, und ist dort dem Auge des Publikums anstößig.

Die Beamten selbst fühlen vollkommen, daß sie das Recht, sich durch ihre Macht über ihre Mitbürger zu erheben, nur

unter der Bedingung erlangt haben, daß sie durch ihre Sitten sich allen übrigen gleich stellen.

Man kann sich kein einfacheres Benehmen, keine leichtere Zugänglichkeit, keine größere Aufmerksamkeit auf Vorstellungen Bittender und keine höflichere Antworten, als beim Staatsbeamten in Amerika denken.

Ich liebe diesen äußeren Character der demokratischen Staatsform, diese innere Kraft, die der Beamte wohl seinem Amte, aber nicht seiner Person, also mehr dem Menschen, als den äußeren Zeichen der Macht beilegt. Ich sehe darin etwas Männliches, was ich bewundere.

Was den Einfluß der Uniformen betrifft, so glaube ich, daß man solche in unseren Zeiten für wichtiger hält, als sie sind. Obgleich sie dem amerikanischen Staatsbeamten fehlen, bezeugt man doch solchem in seiner Function Achtung und Respect.

Von der anderen Seite bezweifle ich sehr, daß eine Uniform viel dazu beitragen dürfte, daß der Beamte sich selbst achtet, wenn dies nicht im Character des Beamten liegt, denn ich kann nicht glauben, daß man vor seinem Rock mehr Achtung haben wird, als vor seiner Person.

Wenn ich in Frankreich wahrnehme, daß manche Magistrate die Partheien anfahren, oder sie mit einem Witzworte abfertigen, daß sie die Achseln zucken bei Vertheidigungen, und gefälligst bei den Anklagen lächeln, so möchte ich wissen, ob, wenn man sie ohne Amtskleidung als einfache Bürger gekleidet, walten ließe, dies sie nicht vielleicht bewegen dürfte, mit natürlicherer Würde ihres Amts sich zu betragen.

Das was nun folgt, fließt noch natürlicher als beim Vorausgegangenen aus der demokratischen Verfassung. Eine Demokratie kann ihre Magistrate mit Pracht umgeben, und sie mit Seide und Gold bedecken, ohne direct das Princip ihres Wesens zu verletzen. Solche Vorrechte sind vorübergehend, und hängen mehr am Amte, als am Menschen. Wenn man aber die Staatsämter nicht besoldet, so schafft man sich einen Stand reicher und unabhängiger Beamten, und einen Kern der Aristokratie. Wenn also auch das Volk alsdann das Wahlrecht behält, so erlangt doch dadurch die Ausübung eine nothwendige Schranke.

Wenn man sieht, daß eine demokratische Republik die Staatsämter unbesoldet läßt, so glaube ich, daß man vermuthen darf, daß sie der Monarchie entgegen geht, und wenn eine Monarchie unbesoldete Staatsämter zu ertheilen anfängt, so glaube ich, daß sie bald übergehen wird, sei es in Despotismus, oder in eine Republik.

Eine solche Substitution des Besoldens der Staatsämter zum Nichtbesolden, und eben so das Umgekehrte, scheint mir daher eine Vorschule einer wahren Revolution zu bilden.

Ich betrachte es als ein sehr sichtbares Zeichen der absoluten Herrschaft der Demokratie in Amerika, daß man kein Amt unbesoldet läßt. Alle dem Publikum geleistete Dienste jeder Art werden daselbst bezahlt. Jeder hat daher nicht bloß das Recht, sondern auch die Möglichkeit vor sich, irgend ein besoldetes Amt zu erhalten.

Wenn in demokratischen Staaten alle Bürger Amter erlangen können, so haben nicht alle Neigung, sich darum zu bewerben. Nicht die Bedingungen der Bewerbung um die Aemter, sondern die Zahl und die Fähigkeit der Kandidaten beschränken dort oft die Wahl der Wähler.

Unter den Völkern, wo das Wahlprincip sich über Alles erstreckt, giebt es, aufrichtig gesprochen, keinen eigenthümlichen Nahrungszweig in der Bekleidung öffentlicher Aemter. Die Menschen gelangen zu einem Amte, nur durch eine Art Zufall, ohne gewiß zu sein, das Amt lange zu behalten, besonders bei den jährlichen Wahlen. Daraus folgt denn, daß in ruhigen Zeiten die öffentlichen Aemter für Ehrgeizige wenig Reiz haben. In den vereinigten Staaten sind es die Menschen mit mäßigen Wünschen, welche um die Staatsämter sich bewerben. Die großen Talente und die Ehrgeizigen sind gemeiniglich dazu ungeneigt, und suchen lieber reich zu werden, und oft fügt es sich, daß man sich die Leitung der Staatsangelegenheiten nur dann wünscht, wenn es nicht recht mit den eigenen Angelegenheiten hat gelingen wollen.

Diesen Ursachen muß man es eben so sehr, als den übeln Wahlen der Demokraten zuschreiben, daß so viele gemeine Köpfe dort die Staatsämter verwalten. Ich weiß nicht, ob

in den vereinigten Staaten das Volk die vorzüglicheren Köpfe wählen würde, wenn sie sich um die Staatsämter bewerben würden, aber es ist gewiß, daß sie sich nicht darum bewerben.

Von der Willkühr der Magistrate unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie.

Warum in der Verwaltung der absoluten Monarchieen und der demokratischen Republiken unter den Magistraten mehr Willkühr herrscht, als unter den gemäßigten Monarchieen. — Willkühr der Magistrate in Neuengland.

Es giebt zwei Regierungsformen, unter welchen die Magistrate viele Willkühr ausüben. Dies ist eben sowohl der Fall da, wo nur ein Einziger regiert, als unter dem Fittig der Democratie. Ich verstehe hier unter Magistraten Jedermann, welchem die Verpflichtung der Gesetzvollziehung obliegt.

Aus gleichen Ursachen pflegt eine gleiche Wirkung zu erfolgen. In despotischen Staaten ist so wenig das Schicksal des öffentlichen Beamten, als des einfachen Privaten vor Gewaltübungen gesichert. Der Alleinherrscher, in dessen Hand das Leben, das Glück und bisweilen die Ehre der Menschen, welche er anstellt, liegt, glaubt von diesen nichts fürchten zu dürfen, und läßt ihnen einen freien Kreis zum Verwalten, weil er versichert zu sein glaubt, daß sie davon niemals wider ihn Mißbrauch üben werden.

In despotischen Staaten ist der Regent so von seiner Macht eingenommen, daß er fürchtet, von den Regeln, die er sich selbst gesetzt hat, beengt zu werden, und er sieht gern, daß seine Agenten etwas willkührlich handeln, damit er sicher ist, daß sie niemals eine seinen Wünschen zuwider laufende Tendenz annehmen.

Da in den Demokratieen die Mehrheit jährlich die Macht den Händen, die sie mißbrauchen, entnehmen kann, so fürchtet sie keinen Mißbrauch derselben. Da sie ferner Herrin ist, jeden Augenblick den Regierenden ihren Willen kund zu thun, so will sie solche lieber ihren eigenen Regeln überlassen, als sie mit einer zu engen Instruction versehen, wodurch sie sich gewissermaßen in manchen Fällen selbst Fesseln angelegt haben würde.

Man entdeckt sogar, daß unter der Herrschaft der Demokratie die Willkühr der Magistrate noch größer sein muß, als in den despotischen Staaten. In diesen Staaten kann der Herrscher jeden Augenblick alle wahrgenommenen Fehler strafen, aber er darf sich nicht einbilden, daß er alle Fehler sieht, welche er strafen müßte. In den Demokratieen ist aber der Souverain höchst mächtig, und zugleich stets gegenwärtig. Auch sieht man, daß die Staatsbeamten in Amerika einen weit freieren von den Gesetzen weniger beschränkten Geschäftskreis haben, als irgend ein Beamter in Europa. Oft zeigt man ihnen nur den Zweck, welchen sie erreichen sollen, und läßt ihnen die Wahl der Mittel frei.

In Neuengland haben z. B. die Ausschußmänner einer jeden Gemeinde den Auftrag, die Liste der Geschwornen zu verfertigen, mit der Bestimmung, diejenigen zu erwählen, welche das Wahlrecht ausüben, und im Rufe stehen, gute Bürger zu sein. (Gesetz vom 27. Februar 1813. Allgemeine Sammlung der Gesetze von Massachusetts Bd. 2. S. 331.) Aus diesen Listen beruft hernach das Loos die wirklich fungirenden Geschwornen.

In Frankreich würde man glauben, daß das Leben und die Gesundheit der Menschen in Gefahr sei, wenn man irgend einem Beamten ein so furchtbares Recht einräumte.

In Neuengland können eben diese Magistrate in den Wirthshäusern die Namen der Trunkenbolde anschlagen, und bei Geldstrafe den Wirthen verbieten, ihnen geistige Getränke zu reichen. (Gesetz vom 27. Februar 1787. Allgemeine Sammlung der Gesetze von Massachusetts Bd. 1. S. 302.)

»Die Ausschußmänner sollen in den Comptoiren der Schenkwirthe, Gastwirthe und Kleinhändler eine Liste derjenigen anschlagen lassen, welche für Trunkenbolde und Spieler gelten, und gewohnt sind, Zeit und Geld in solchen Häusern zu vergeuden; wenn der Betreiber solcher Nahrungen gelitten haben wird, daß sie in seinem Hause trinken und spielen, oder ihnen geistige Getränke verkauft hat, so wird er zur Geldstrafe verurtheilt.«

Eine so strenge Sittencensur würde das Volk in der abso-

luteſten Monarchie zum Aufruhr bringen können, und in Amerika unterwirft man ſich ſolcher Strenge ruhig.

Niemals ſind die Geſetze in ihrer Handhabung willkührlicher, als in demokratiſchen Republiken, weil man den Mißbrauch der Willkühr ſo wenig fürchtet. Sogar darf man dort ſagen, daß der Magiſtrat um ſo freier wirken darf, je allgemeiner das Stimmrecht in den Volkswahlen und je begränzter die Zeit der Magiſtratur iſt.

Daher iſt der freiwillige Uebergang der demokratiſchen Republik in eine Monarchie ſo ſchwer! Wenn der Magiſtrat aufgehört hat, ein Wahlbeamter zu ſein, behält er gewöhnlicherweiſe die Anſprüche und die Manieren der Beamten bei. Auf ſolche Art gelangt man zum Despotismus.

Nur in den gemäßigten Monarchieen ſchreiben die Geſetze den Staatsbeamten genaue Inſtructionen vor, und man gibt ſich auch die Mühe, ſie bei jedem Schritt zu leiten, aus folgender natürlichen Urſache.

In den gemäßigten Monarchieen iſt die Gewalt getheilt zwiſchen dem Fürſten und dem Volke. Beide haben ein Intereſſe, daß die Stellung des Magiſtrats klar und dauerhaft iſt. Der Fürſt will nicht das Schickſal der Beamten dem Volke überlaſſen, weil er fürchtet, daß dieſes ſein Anſehen ſchmälern möge. Von der andern Seite fürchtet das Volk, daß die Magiſtrate in abſoluter Abhängigkeit vom Fürſten ſeine Freiheit unterdrücken dürften. Daher läßt man die Beamten gewiſſermaßen von Niemand abhängen.

Die nämliche Urſache, welche den Fürſten und das Volk bewegt, den Beamten unabhängig zu machen, bewegt auch Beide, Garantieen zu ſuchen wider den Mißbrauch der Unabhängigkeit der Beamten, damit dieſe weder das Anſehen des Fürſten, noch die Freiheit des Volks verletzen. Beide vereinigen ſich dann über die Nothwendigkeit, dem Staatsbeamten im Voraus eine Linie ſeines Betragens vorzuſchreiben, und haben ein gemeinſchaftliches Intereſſe, ihm Regeln vorzuſchreiben, welche er nicht überſchreiten darf.

Unstätigkeit der Verwaltung in den nordamerikanischen Freistaaten.

In Amerika lassen oft die Gesetze des Staats weniger Spuren zurück, als diejenigen der Familien. — Die Zeitungen sind die einzigen geschichtlichen Denkmäler. — Nachtheil der Unstätigkeit der Verwaltung für die Regierungskunst.

Da in Amerika die Staatsbeamten niemals ihr Amt lange ausüben und sich hernach wieder in der Menge verlieren, welche selbst jeden Tag eine andere Gestalt annimmt, so folgt daraus, daß die Verwaltungsgesetze oft weniger Spuren hinterlassen, als manche Familienverfügungen. Die Verwaltung ist dort gewissermaßen mündlich und auf Herkommen begründet. Man schreibt dort nicht, oder das was man schreibt, verfliegt beim geringsten Winde, wie die Blätter der Sybille, und verschwindet ohne Rückkehr.

Die einzigen historischen Denkmäler der vereinigten Staaten sind die Zeitungen. Wenn ein Blatt derselben fehlt, so ist die Kette der Zeit gleichsam abgebrochen; das Gegenwärtige und die Vergangenheit hängen nicht mehr aneinander. Ich bin gewiß, daß nach 50 Jahren es schwerer sein wird, authentische Documente über den Socialzustand der Amerikaner unserer Tage zu sammeln, als über Frankreichs Verwaltung im Mittelalter, und wenn ein Einfall der Barbaren in den vereinigten Staaten möglich wäre, so würde man, um von dem früheren Zustande dieses Volks etwas zu erfahren, zu der Geschichte anderer Nationen seine Zuflucht nehmen müssen.

Die Verwaltungsunstätigkeit ist sogar in die Sitten übergegangen; ich möchte fast sagen, daß jetzt Jedermann daran Geschmack findet. Keiner bekümmert sich um das, was man vor ihm gethan hat. Man liebt daher keine festen Methoden, macht keine Sammlungen, so leicht sie auch zu schaffen wären. Besitzt man solche zufällig, so legt man keinen Werth darauf. Ich habe in meinen Papieren Originalnachrichten, die man mir aus den Registraturen der öffentlichen Verwaltung gab, um einige meiner Fragen zu beantworten. In Amerika lebt der Staat gleichsam von einem Tage zum andern, wie ein Kriegsheer im Felde. Und doch ist sicher die Kunst, gut zu

verwalten, eine Wissenschaft, und alle fortschreitende Wissenschaften haben ein Bedürfniß, die Entdeckungen der verschiedenen Geschlechtsfolgen in ihrem Fortgange aneinander zu knüpfen. Ein Sterblicher beobachtet in seinem kurzen Lebenslauf eine Thatsache, ein Anderer faßt daraus eine Idee auf; der Eine entdeckt ein Mittel, ein Andrer eine Formel. Die Menschheit sammelt, indem sie vorüber eilt, diese verschiedenen Früchte einzelner Erfahrungen, und bildet die Wissenschaften. Es ist schwer, daß die amerikanischen Verwalter von einander etwas lernen können. Sie bringen also zur Führung der Staatsverwaltung nur die im Volke allgemein verbreiteten Einsichten mit; aber wenig specielle Kenntnisse ihrer Persönlichkeit. Es schadet also die zu weit getriebene Demokratie der Kunst, weise zu regieren. In dieser Hinsicht paßt sie mehr für ein Volk mit einer vollendeten Verwaltungserziehung, als für ein Volk, das im Geschäftsbetriebe der allgemeinen Interessen noch Neuling ist.

Uebrigens betreffen diese Bemerkungen nicht allein die Wissenschaft der Verwaltung. Die demokratische Regierung, welche sich auf eine so einfache und natürliche Idee gründet, setzt jedoch allezeit die Existenz eines sehr civilisirten und sehr gelehrten Publicum voraus. Jeder wird fühlen, daß ich hier von der Anwendung der demokratischen Regierung auf ein ganzes Volk, und nicht auf einen kleinen Volksstamm rede. Anfangs wird man glauben, daß das amerikanische Volk ein Zeitgenosse der ersten Menschenalter gewesen sei, entdeckt aber später leicht, daß es nur aus dem jüngsten Geschlechte vor ihm seine Kenntnisse entnahm.

Von den öffentlichen Lasten unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie.

In allen Staaten theilen sich die Bürger in gewisse Klassen. — Instinct einer jeden dieser Klassen, an den Staatsfinanzen Theil zu nehmen. — Warum vermehren sich die öffentlichen Ausgaben bei einer Volksregierung? — Warum darf man aber in Amerika keine Verschwendung fürchten? — Verwendung der Staatseinnahme unter der demokratischen Regierungsform.

Ist eine demokratische Regierung sparsam? Erst muß man aber wissen, womit wir ihre Finanzverwaltung zu vergleichen denken.

Die Frage wäre leicht zu lösen, wenn man eine Vergleichung zwischen einer demokratischen Republik und einer absoluten Monarchie anstellen wollte. Man würde finden, daß die öffentlichen Ausgaben in der ersteren beträchtlicher sind, als in der zweiten. Das nämliche findet jedoch in allen freien Staaten statt, im Vergleich mit denen, welche es nicht sind. Es ist gewiß, daß der Despotismus die Menschen mehr ruinirt, indem er ihre Production hindert, als wenn er ihnen die Früchte ihrer Production nimmt. Er trocknet die Quellen des Reichthums aus, und respectirt oft den erworbenen Reichthum. Im Gegentheil schafft die Freiheit unendlich mehr Güter als sie verbraucht, und unter den freien Völkern wachsen deren Hülfsquellen stets mehr, als die Abgaben.

Mir scheint augenblicklich am wichtigsten, die freien Völker unter sich zu vergleichen, und unter diesen fest zu stellen, welchen Einfluß die Demokratie auf die Staatsfinanzen ausübt.

Die Staaten wie die organisirten Körper folgen in ihrer Bildung gewissen Regeln, von denen sie sich nicht entfernen dürfen. Sie sind aus gewissen Elementen zusammengesetzt, welche man allenthalben und zu allen Zeiten antrifft.

Es dürfte alle Zeit leicht sein, jedes Volk idealisch in drei Klassen zu theilen. Die erste Klasse bilden die Reichen. In der zweiten Klasse befindet man sich, ohne reich zu sein, mitten im Wohlstande und entbehrt nichts Nothwendiges. Die dritte Klasse umfaßt alle diejenigen, welche wenig oder gar kein Eigenthum besitzen, sie lebt besonders von der Arbeit, welche die beiden ersten Klassen ihr verschaffen.

Die in diesen verschiedenen Kategorien Begriffenen mögen nach dem Gesellschaftszustande mehr oder weniger zahlreich sein, aber man wird sie allenthalben antreffen. Jede dieser Klassen wird auf die Verwaltung der Finanzen instinctmäßig in ihrem Interesse wirken.

Nimmt man den Fall an, daß die erste Klasse allein die Finanzgesetze macht, so wird sie sich nicht sehr der Sparsamkeit befleißigen in der Verwendung der Einkünfte des Staats, weil eine ein großes Vermögen treffende Auflage nur das Ueberflüssige vermindert, und auf solches schwach wirkt.

Nimmt man dagegen an, daß allein die mittlere Klasse

das Finanzgesetz macht, so darf man zwar wohl darauf rechnen, daß sie die Erträge der Staatsauflagen nicht verschwenden wird, weil nichts so lästig ist, als große Auflagen auf ein mäßiges Vermögen.

Auch scheint mir die Regierung der mittleren Klassen unter den freien Regierungen, ich will nicht sagen, die aufgeklärteste, aber die sparsamste zu sein.

Wenn ich aber voraussetze, daß die letztere Klasse das Heft der Regierung ausschließungsweise besitzt, so darf man vermuthen, daß die öffentlichen Laster eher zu- als abnehmen werden; aus zwei Ursachen. Da der größte Theil der Stimmenden kein steuerbares Eigenthum besitzen wird, so scheint dieser Klasse alles von Staatswegen verwendete Geld zu Gute zu kommen, ohne ihr jemals zu schaden, und diejenigen, welche etwas Eigenthum besitzen, finden leicht die Mittel, die Auflagen so zu wählen, daß sie fast nur die Reichen treffen, und nur den Aermeren zu Gute kommen; etwas, was die Reicheren wohl nicht so einrichten würden, wenn sie das Heft der Regierung besäßen.

Die Länder, in welchen die ärmeren Mitbürger hauptsächlich das Finanzgesetz des Staats bilden *), dürfen also keine große Sparsamkeit in den öffentlichen Ausgaben hoffen, vielmehr werden diese allezeit beträchtlich sein, entweder weil die Auflagen diejenigen, welche dafür stimmen, nicht treffen, oder weil ihre Form sie schon dagegen sichert. Kurz, die demokratische Regierung ist die einzige, wo derjenige, welcher die Auflagen dictirt, der Zahlungspflicht ausweichen kann.

Vergebens wird man den Einwurf machen, daß es im wohlverstandenen Interesse des Volkes liege, das Vermögen der Reichen zu schonen, weil deren Einschränkung in den Ausgaben eine natürliche Folge der ihnen auferlegten schweren Auflagen sein dürfte **). Aber liegt es nicht auch im Interesse der

---

*) Man wird wohl einsehen, daß das Wort „Arme" wie überall in diesem Kapitel eine relative und keine absolute Bedeutung hat. Oft mögen die Armen in Amerkia, verglichen mit denen in Europa, reich scheinen, man darf sie aber dennoch arm nennen, wenn man sie mit ihren reicheren Mitbürgern vergleicht.

**) Der Verfasser hat nicht daran gedacht, daß demungeachtet die Re-

Könige, ihre Völker glücklich zu machen, und im demjenigen des Adels, ihre Reihen bisweilen dem Verdienste zu öffnen? Wenn ein entferntes Interesse auf augenblickliche Leidenschaften und Bedürfnisse zu wirken vermöchte, so würde es niemals tyrannische Souveraine, und einen andern Mitbürger ausschließenden Adelgegeben haben.

Noch wird man mir die Frage stellen: Wer hat jemals daran gedacht, den Armen allein die Gesetzgebung einzuräumen? Diejenigen, welche allen Bürgern eine Stimme in Staatsangelegenheiten einräumten! Macht dort die Mehrheit oder die Minderzahl die Gesetze? Gewiß die Mehrheit, und wenn ich beweise, daß die Armen allezeit die Mehrheit bilden, ist dann meine Behauptung nicht wohlbegründet, daß, da wo sie kopfweise mit den übrigen Bürgern stimmen, die Armen allein die Gesetze schaffen?

Der nachtheilige Einfluß, welchen bisweilen die Volksmacht auf die Staatsfinanzen äußerte, war in einigen demokratischen Republiken des Alterthums sehr sichtbar, wo der Staatsschatz durch die Unterstützungen an arme Mitbürger, oder durch Spiele und Schauluft, welche das Volk verlangt hatte, erschöpft wurde.

Freilich war das Repräsentativsystem dem Alterthum fast unbekannt. In unsern Tagen zeigen sich die Volksleidenschaften nicht so deutlich, als in den Tagen des Alterthums; man darf jedoch sicher annehmen, daß auf die Dauer der Bevollmächtigte sich stets den Wünschen der Beauftrager fügen wird, und daß auf solche Art diese sowohl ihre Neigungen als ihre Interessen geltend machen werden.

Die Verschwendungen der Demokraten sind übrigens in dem Verhältnisse, in welchem das Volk mehr Eigenthum gewinnt, auch weniger zu fürchten, weil alsdann das Volk des Geldes der Reichen weniger bedarf, und weil es von der andern Seite dann mehr Schwierigkeit findet, sich nicht durch Stiftung der Auflage selbst zu strafen. In solcher Rücksicht

---

gierung am schnellsten unter allen Regierungen civilisirter Völker ihre wahrlich nicht ganz geringen Kriegsschulden gänzlich tilgte.

Anmerk. des Uebertragers.

würde die Einführung einer allgemeinen Stimme in Frankreich ungefährlicher sein, als in Großbritannien, wo fast alles steuerbare Grundeigenthum sich in der Hand weniger Familien befindet, aber Amerika, wo fast jeder Bürger ein Grundeigenthum besitzt, befindet sich in einer günstigeren Lage, als Frankreich!

Es gibt noch andere Ursachen, welche in Demokratieen die Staatsauflagen hochstellen können. Wenn die Aristokratie regiert, sind durch ihre Stellung die Oberstaatsbeamten gegen allen Mangel gedeckt; zufrieden mit ihrem Schicksal, verlangen Sie vor allem von ihrem Staate Macht und Ehre, und gestellt über die im Dunkeln wallende Zahl ihrer Mitbürger, sehen sie nicht allezeit klar, wie das allgemeine Wohl mit ihrer eigenen Größe verbunden werden kann. Zwar sehen sie die Leiden der Armuth nicht ohne Mitleiden, aber sie können solche Leiden doch nicht so fühlen, als wenn sie solche selbst getheilt hätten; wenn sich nur das Volk nach seinen Glücksumständen einzurichten scheint, sich nur in Zufriedenheit beträgt und von seiner Regierung nichts verlangt, so wird stets die Aristokratie mehr an das Erhalten als das Verbessern des Bestehenden denken.

Wenn im Gegentheil die öffentliche Macht in den Händen des Volks ist, so sucht der Souverain überall das Bessere, weil er sich übel befindet.

Dann verbreitet sich der Geist der Verbesserung über tausend verschiedene Gegenstände und steigt bis ins Kleinlichste herab, und beschäftigt sich besonders mit den Arten der Verbesserung, welche man nur durch Aufwand des Staats an Geld erlangen kann; denn man will den Zustand der Armen verbessern, welche sich nicht selbst helfen können.

Ferner trifft man in den demokratischen Staaten eine Bewegung ohne bestimmten Zweck und eine Art beständigen Fiebers, welches nach Neuerungen jeder Art trachtet, die gemeiniglich kostbar sind.

Sowohl in den Monarchien als in den Aristokratien schmeicheln die Ehrgeitzigen dem vielen Souverainen eigenen Geschmack am Militairruhm und einer ausgebreiteren Monarchenmacht, und stürzen ihn dadurch oft in großen Aufwand.

In den Demokratieen, in welchen der Souverain dürftig ist, kann man sein Wohlwollen nur dadurch erlangen, daß man den Wohlstand des Volks vergrößert, welches sich fast immer nur durch Geld möglich machen läßt. Wenn weiter das Volk über seine Lage nachzudenken anfängt, so entstehen ihm eine Menge Bedürfnisse, welche dasselbe anfangs nicht fühlte, und welche man nur befriedigen kann, wenn man zu den Hülfsmitteln des Staats seine Zuflucht nimmt. Daher kommt es, daß im Allgemeinen die öffentlichen Laster mit der Civilisation zu wachsen, und daß die Auflagen sich mit der weiter verbreiteten Aufklärung zu vermehren scheinen.

Die letzte Ursache, welche eine demokratische Regierung dem Volke theurer macht als jede andere, ist, daß bisweilen die Demokratie in ihrem Aufwande Ersparungen machen will, aber nicht dazu gelangen kann, weil sie die Kunst der Wirthschaftlichkeit nicht kennt.

Da sie häufig ihre Ansichten, und noch häufiger ihre Beamten wechselt, so werden oft ihre Unternehmungen schlecht geleitet, oder werden nicht vollendet. Im ersten Falle macht der Staat zu große Ausgaben für den Zweck, welchen er erreichen will, und im zweiten Falle Ausgaben, welche keinen Nutzen bringen.

Von den Instincten der amerikanischen Demokratie in der Gehaltsbestimmung der Beamten.

In den Demokratien haben diejenigen, welche hohe Gehalte einführen, keine Aussicht, davon Nutzen ziehen zu können. — Neigung der amerikanischen Demokratie, die Gehalte der Beamten zweiten Ranges zu verbessern und diejenigen der höchsten Beamten herabzusetzen. — Warum dies so ist. — Vergleichungstabelle der öffentlichen Beamten in den vereinigten Staaten und derjenigen in Frankreich.

Aus folgender wichtigen Ursache pflegen die Demokratieen im Allgemeinen am Gehalte der öffentlichen Beamten zu sparen: die Regulirer der Besoldungen sind sehr zahlreich, und haben nicht viel Hoffnung, solche selbst einmal genießen zu können. Gerade das Entgegengesetzte findet in den Aristokratien statt. Die hohen Gehalte sind für die Aristokratieen für sie selbst geschaffene Kapitalien, oder wenigstens Hülfsquellen, welche sie ihren Familien bereiten.

Doch muß man gestehen, daß die Demokratieen sich nur gegen ihre Oberbeamten sparsam beweisen. Gewöhnlich sind die Beamten zweiten Ranges in Amerika höher als anderswo, aber dagegen die höchsten Beamten weit niedriger besoldet.

Diese Wirkungen haben eine gemeinschaftliche Ursache. In beiden Fällen bestimmt das Volk die Gehalte der Staatsbeamten; es denkt an seine eigenen Bedürfnisse und wird durch diese Vergleichung erleuchtet. Da es selbst im großen Wohlstande lebt, so denkt es, daß diejenigen, welche ihm dienen, solchen Wohlstand mit ihm theilen müssen. Der Wohlstand der Beamten zweiten Ranges in den vereinigten Staaten hat noch eine andere Ursache, welche den allgemeinen Neigungen der Demokratie fremd ist. Jede Privatnahrung pflegt dort sehr einträglich zu sein; der Staat würde für solche Aemter keine Individuen finden, wenn er sie nicht gut bezahlte. Er ist also in der Lage der Unternehmer eines Handelsgeschäfts, welche bei aller ihnen sonst eigenen Wirthschaftlichkeit einer kostbaren Concurrenz sich fügen, und ihre lebendigen Instrumente gut bezahlen müssen. — Wenn dagegen das Volk den Gehalt der höchsten Beamten bestimmt, so hat es keine feste Regeln, und bestimmt daher solchen aufs Gerathewohl.

Der Arme hat keinen klaren Begriff von den Bedürfnissen, welche die höheren Klassen der Staatsgesellschaft haben. Das, was einem Reichen eine mäßige Summe zu sein scheint, dünkt dem Armen schon sehr viel, weil er mit dem Nothwendigsten zufrieden ist, und annimmt, daß der Statthalter mit 2000 Dollars Jahrgeld sich sehr glücklich befinden, und Neid erregen kann. Der Statthalter in Ohio, welcher Staat über eine Million Einwohner hat, hat nur 1200 Dollars Jahrgehalt.

Will man einem Amerikaner begreiflich machen, daß der Repräsentant eines großen Volks mit einem Glanze vor den Fremden erscheinen muß, so begreift er diese Vorstellung als zweckmäßig; wenn er aber an seine kleine Wohnung denkt, und an die bescheidenen Früchte seiner schweren Arbeit, so denkt er an das, was er mit dem nämlichen Salair, welches einem Europäer unzureichend dünkt, anfangen kann; er wird erstaunen, und fast vor dem vielen Reichthum erschrecken.

Zugleich denke man, daß dort die Beamten zweiten Ranges mit dem Volke fast gleich stehen, indeß der Höhere solches beherrscht. Für den Ersteren fühlt er daher noch einiges Interesse, indeß er den Anderen fast schon beneidet. Dieß sieht man sehr deutlich in den vereinigten Staaten, wo die Gehalte mit dem Range des Besitzenden wenig zuzunehmen scheinen.

Um diese Wahrheit augenscheinlicher zu machen, dürfte die Angabe der Gehalte einiger Beamten der Bundesregierung mit den in Frankreich üblichen Gehalten genügen, in ungefähr einander gleich stehenden Aemtern.

Vereinigte Staaten.

(Ministerium der Finanzen.)

Der Bote (Huissier)	3734 Franken
Der am niedrigsten bezahlten Commis .	5420 –
Der am höchsten bezahlte Commis . .	8672 –
Der Generalsecretair	10,840 –
Der Minister-Staatssecretair	32,520 –
Der Präsident	135,000 –

Frankreich.

(Ministerium der Finanzen.)

Der Bote des Ministers	1500 Franken
Der niedrigste Commis . . .	1000 bis 1800 –
Der höchste Commis	3200 bis 3600 –
Der Generalsecretair	20,000 –
Der Minister	80,000 –
Der König, als das Haupt der Regierung	12,000,000 –

Ich habe vielleicht unrecht gehabt, Frankreich zum Vergleichungspunct zu wählen. In Frankreich, wo die Vorliebe für die Demokratie in der Regierung täglich wächst, bemerkt man schon eine starke Neigung der Kammern, die kleinen Gehalte zu verbessern, und die größeren herabzusetzen. So empfängt jetzt der Finanzminister seit 1834 80,000 Fr. Jahrgeld, und bezog während des Kaiserreichs das Doppelte. Die Generaldirectoren der Finanzen, welche jetzt 20,000 Fr. Gehalt haben, hatten unter dem Kaiser 50,000 Fr. Indeß ist seit dieser Zeit der Werth des Geldes sehr gesunken.

Unter der Regierung der Aristokratie pflegen dagegen die hohen Beamten sehr hohe Besoldungen zu genießen, indeß die unteren von ihrem Gehalte kaum leben können. Die Ursache dieser Thatsache hat gleiche Gründe mit den früher bemerkten ähnlichen Fällen.

Wenn die Demokratie nicht begreift, wie der Reiche an manchen den Armen sehr nichtig scheinenden Dingen Vergnügen finden kann, oder den Reichen beneidet, so begreift die Aristokratie dagegen nicht das Elend der Armuth, oder kennt es vielmehr gar nicht. Ihr scheint, eigentlich zu reden, der Arme nicht gleicher Natur mit dem Reichen zu sein, sondern ein Wesen niedrigerer Gattung. Die Aristokratie bekümmert sich daher sehr wenig um das Schicksal der Unterbeamten, und erhöhet ihre Besoldung nur dann, wenn sie nicht mehr um niedrigen Preiß dienen wollen.

Wegen der Neigung der Demokratie, die hohen Besoldungen der Oberbeamten zu verkleinern, hat man irrig behauptet, daß sie knauserig sei.

Es ist wahr, daß die Demokratie kaum den Regierungsbeamten der höheren Klasse so viel aussetzt, daß sie davon sich unterhalten können, aber sie verwendet ungeheure Summen, um Nothdürftige direct oder indirect zu unterstützen, oder um Dinge zu schaffen, welche Jedermann Genuß bringen. Das beweisen die im Budget ausgesetzten Summen für Nothleidende und für den allgemeinen Volksunterricht. So wieß der Staat Newyork im Jahr 1831 225,000 Dollars für die Armen an, und für den öffentlichen Unterricht über eine Million Dollars. (Williams Newyork Annual Register 1832 S. 205 und 243), und doch hatte dieser Staat im Jahr 1803 nur 1,900,000 Einwohner, also kaum die doppelte Bevölkerung des französischen Departements du Nord. Also verwendet man wohl die Einkünfte des Staats besser, ist aber darum nicht geizig.

Im Allgemeinen giebt die Demokratie den Regierenden Bürgern wenig, und verwendet desto mehr zum Besten der Regierten. Das Gegentheil sieht man in den aristokratisch regierten Ländern, wo die Staatseinkünfte meistens den regierenden Klassen zu Gute kommen.

Schwierigkeiten, die Ursachen zu ermitteln, welche die amerikanischen Regierungen zur Sparsamkeit bewegen.

Derjenige, welcher in den Thatsachen den wirklichen Einfluß aufsucht, den die Gesetze auf das Schicksal der Menschheit ausüben, kann in große Irrthümer verfallen, denn nichts ist so schwer, als eine Thatsache zu würdigen.

Das eine Volk ist seiner Natur nach leichtsinnig und enthusiastisch; ein anderes überlegt und rechnet mehr. Beides hängt ab von seiner phisischen Constitution, oder von entfernten, mir unbekannten Ursachen.

Man sieht Völker, welche die Repräsentation, den Lärmen und die Fröhlichkeit lieben, und die nicht bedauern, daß eine Million Franken im Rauche aufging. Andere schätzen dagegen nur häusliche Vergnügungen, und schämen sich fast ihrer Lustigkeit außerhalb ihres Hauses. In einigen Ländern hält man viel auf schöne Gebäude. In gewissen anderen Ländern legt man Kunstgegenständen keinen Werth bei, und verachtet alles, was nichts einbringt. In einigen Ländern liebt man den Kriegsruhm, in anderen vor Allem das Geld.

Unabhängig von den Gesetzen wirken alle diese Ursachen sehr mächtig auf die Leitung der Finanzen des Staats.

Wenn man niemals unter den Amerikanern Staatsgelder zu Volksfesten verwenden sah, so rührt dies nicht daher, weil daselbst das Volk die Steuern bewilligt, sondern daher, daß dieses es nicht liebt, außerhalb seiner Familie sich ausgelassener Lustigkeit hinzugeben.

Wenn sie auf die Zierrathen ihrer Gebäude keinen Werth legen, und nur die materiellen und positiven Vorzüge schätzen, so ist das keine Folge ihrer demokratischen Natur, sondern weil sie ein Handelsvolk sind.

Die Gewohnheiten des Privatlebens sind in das öffentliche übergegangen, und man muß bei ihnen die von den Verfassungen abhängende Sparsamkeit von derjenigen unterscheiden, welche aus den Gewohnheiten und aus den Sitten entspringt.

Kann man die Staatsausgaben der vereinigten Staaten mit denen in Frankreich vereinigen?

Um die Höhe der Staatsauflagen richtig zu würdigen, muß man sowohl auf den Nationalreichthum, als auf die Natur der Steuer Rücksicht nehmen. — Man kennt nicht genau das Vermögen und die Belastungen Frankreichs. — Dies darf man eben so wenig von den Staaten der Union hoffen. — Forschungen des Verfassers, um den Belang der Auflagen in Pensylvanien zu erfahren. — Allgemeine Zeichen, woran man die Höhe der Lasten eines Volks erkennen kann. — Resultat dieser Untersuchung für die Union.

Man hat sich in den jüngsten Zeiten viele Mühe gegeben, die öffentlichen Ausgaben der vereinigten Staaten mit denen in Frankreich zu vergleichen. Alles dies gab kein Resultat, und wenige Worte werden beweisen, daß dies auch nicht möglich war.

Um die Ausdehnung der öffentlichen Lasten in einem Volke zu würdigen, sind zuvor zwei Untersuchungen nöthig; erst muß man feststellen, wie groß der Reichtum des Volkes ist, und hernach, welchen Theil seines Reichthums es zu den Ausgaben des Staats widmen muß. Derjenige, welcher den Belang der Taxen erforschen würde, ohne die Ausdehnung der Nahrungsquellen zu kennen, woraus man jene Taxen schöpfen kann, würde eine unfruchtbare Arbeit liefern; denn nicht die Ausgaben an sich, sondern deren Verhältniß zum Nationaleinkommen zu kennen, ist interessant.

Die nämliche Steuer, welche ein Reicher leicht aufbringen kann, wird einen Armen zum Elend führen.

Der Reichthum eines Volks besteht aus folgenden drei Elementen. Die Volksmenge ist das erste, das Grundeigenthum ist das zweite, und das bewegliche Eigenthum das dritte Element.

Von diesen drei Elementen entdeckt man das erste leicht unter allen civilisirten Völkern durch die bekannten genauen Volkszählungen, aber nicht so leicht die beiden folgenden. Sehr schwer erfährt man erst die Ausdehnung des angebauten Bodens einer Nation, und deren natürlichen oder durch Industrie erworbenen Werth; noch schwerer ist es aber, den be-

weglichen Reichthum eines Volks zu schätzen; wegen ihrer Verschiedenheit und Zahl lassen sie sich kaum berechnen.

Auch sehen wir, daß die ältesten civilisirten Völker in Europa selbst unter sehr centralisirten Verwaltungen bisher unvermögend waren, ihr Nationalvermögen genau anzugeben.*)

In Amerika fühlte man nicht einmal eine Anwandlung, über dergleichen Idealitäten Buch zu führen. Auch war das Gelingen in einem neuen Lande unmöglich, in welchem die Civilisation noch keine ruhige und bestimmte Form angenommen hat, wo die Unionsregierung nicht, wie in Frankreich, eine Zahl Agenten besitzt, denen es solche Aufnahmen befehlen, und solche zugleich leiten kann, da man in Amerika die Statistik wenig pflegt, weil man Niemanden antrifft, welcher die Bruchstücke vereinigen könnte, und hernach auch die Zeit hätte, sie zu ordnen und zu benutzen.

Also eines der wesentlichen Elemente zu einer solchen Tabelle kann nicht aufgenommen werden. Wir kennen keine Vergleichung des Nationalreichthums von Frankreich und von der Union. Der Reichthum Frankreichs ist noch unbekannt, und die Mittel, denjenigen der Union festzustellen, sind nicht vorhanden.

Aber ich will einen Augenblick diesen nöthigen Rahmen zur Vergleichung fahren lassen, und entsage dem Auskundschaften des Verhältnisses der Auflagen zum Einkommen, und beschränke mich auf die Erforschung der Auflagen.

Der Leser dürfte anerkennen, daß, indem ich den Cirkel meiner Untersuchungen einschränkte, ich meine Arbeit nicht leichter machte.

Ich begreife nicht, daß die Centralregierung in Frankreich, unterstützt von allen ihren Unterbeamten, alle directe oder indirete Taxen, welche ihre Bürger belasten, genau würde ausmitteln können. Aber diese Arbeiten, welche ein Privatmann nicht unternehmen kann, hat die französische Regierung selbst

---

*) Dies ist nicht möglich, so wenig als man die Sterne zählen kann; aber es gab Gelehrte, denen eine solche idealische Buchhalterei Vergnügen machte, sie ist aber nicht bloß spitzfindig, sondern auch in der Anwendung sogar oft sehr schädlich.

Anmerk. des Uebertragers.

noch nicht vollendet, oder wenigstens ihre Resultate noch nicht bekannt gemacht. Wir kennen die an den Staat zu entrichtenden Abgaben mit den Departementalausgaben, wissen aber nicht die Gemeindeauflagen; daher kann bis jetzt keiner sagen, wie hoch sich die öffentlichen Auflagen in Frankreich belaufen.

Wenn ich jetzt nach Amerika zurückkehre, so sehe ich noch zahlreichere und unübersteiglichere Hindernisse. Die Lasten der Union kenne ich genau. Ich kann mir die Budgets der 24 einzelnen Staaten verschaffen, dagegen habe ich die Budgets der Grafschaften und der Gemeinden nicht erhalten können.

Die Amerikaner haben, wie man sieht, vier verschiedene Budgets; der Union, der Staaten, der Grafschaften und der Gemeinden. Während meines Aufenthaltes in Amerika habe ich mir viele Mühe gegeben, um den Belang der öffentlichen Ausgaben in den Grafschaften und Gemeinden der vornehmsten Unionsstaaten auszukundschaften. Ich konnte leicht das Budget der größeren Gemeinden erfahren, aber nicht das der kleineren Gemeinden, und kann daher über den Belang der Ausgaben derselben nichts mittheilen. Was die Ausgaben der Grafschaften betrifft, so besitze ich einige aber unvollständige Nachrichten über die Grafschaftsbudgets, welche, so unvollständig sie sind, dennoch die Neugierde der Leser erregen dürften. Ich verdanke der Gefälligkeit des Herrn Maire Richard in Philadelphia die Budgets folgender dreizehn pensylvanischen Grafschaften des Jahrs 1830, als Libanon, Centre, Franklin, Lafayette, Montgommery, La Luzerne, Dauphin, Butler, Alleghany, Columbia, Northumberland, Nordhampton, Philadelphia mit 495,207 Einwohnern im Jahr 1830. Auf der Charte von Pensylvanien sieht man, daß diese 13 Grafschaften in allen Richtungen Pensylvaniens zerstreut, und manchen verschiedenen allgemeinen Ursachen unterworfen sind, welche auf den Zustand des Landes wirken können, so daß es unmöglich sein würde, zu sagen, warum sie nicht einen genauen Begriff vom Finanzzustande der Grafschaften Pensylvaniens sollten bilden können. Es haben diese Grafschaften im Jahr 1830 1,808,221 Fr. vorausgabt, also für jeden einzelnen Kopf 3 Fr. 64 Centimen. Ich habe berechnet, daß jeder dieser Einwohner im Jahr 1830 zu den Bedürfnissen der Bundes-

union 12 Fr. 70 Cent., und zu denen Pensylvaniens 3 Fr. 80 Cent. beitrug; woraus denn fließt, daß die nämlichen Bürger zu allen öffentlichen Lasten, mit Ausnahme derjenigen der Gemeinden, jeder 20 Fr. 14 Cent. im Jahr 1830 Beitrag lieferten. Dieses Resultat ist doppelt unvollständig, weil es sich nur auf ein Jahr bezieht, und auch nur auf einen Theil der öffentlichen Lasten, aber es hat das Verdienst der Zuverläßigkeit.

Die Bundesauctorität erstreckt sich nicht so weit, um die Regierungen der Einzelstaaten zu verpflichten, uns in diesem Puncte aufzuklären, und wollten sie uns hierin sämmtlich gefällig sein, so zweifle ich doch, daß es in ihrer Macht liegen würde, uns zu befriedigen. Unabhängig von der natürlichen Schwierigkeit eines solchen Unternehmens dürfte auch die politische Organisation dieser Staaten unsern Wünschen sich entgegenstellen. Die Magistrate der Gemeinden und der Grafschaften werden nicht von der Verwaltung der Staaten ernannt, und hängen nicht von solcher ab. Man darf also glauben, daß, wenn der Staat die uns nöthigen Erkundigungen von jenen Behörden verlangen würde, er große Schwierigkeiten in der Nachläßigkeit der dazu allein fähigen Unterbeamten antreffen würde.

Diejenigen, welche eine Vergleichung zwischen den Ausgaben der Amerikaner und der Franzosen haben feststellen wollen, haben freilich gefühlt, daß diese Vergleichung der Staats- und öffentlichen Ausgaben Frankreichs mit denen gleicher Art in der Union unmöglich sein würde, aber sie haben versucht, einzelne Theile dieser Ausgaben mit einander zu vergleichen. Es läßt sich jedoch leicht erweisen, daß diese zweite Manier des Verfahrens eben so fehlerhaft ist, als die erste. Womit soll ich z. B. das französische Nationalbudget vergleichen? Etwa mit dem Budget der Union? Aber die Union beschäftigt sich mit weit weniger Gegenständen, als die französische Centralregierung, und die Lasten der Union müssen daher weit geringer sein. Soll ich die Departementalbudgets in Frankreich dem Budget der Einzelstaaten der Union entgegenstellen? aber im Allgemeinen besorgen die Einzelstaaten weit wichtigere und zahlreichere Interessen, als die Departementalverwaltung. Es

müssen daher die Ausgaben der Einzelstaaten weit ansehnlicher sein. Was die Grafschaftsbudgets betrifft, so hat man in Frankreich nichts ähnliches. Soll man nun diese Ausgaben dem Budget des Staats oder der Gemeinden hinzufügen?

Die Gemeindeausgaben sind in beiden Ländern vorhanden, sind aber nicht immer gleichartig. In Amerika besorgt die Gemeinde manches, was solche in Frankreich dem Departement oder dem Staat überläßt. Was muß man übrigens unter Gemeindeausgaben in Amerika verstehen? Die Gemeindeverfassung ist in den Einzelstaaten sich keinesweges immer gleich! Sollen wir nun die Vorgänge in Neuengland oder in Georgien, in Pensylvanien oder im Staate Illinois, als Regel annehmen?

Man kann zwischen den Budgets der beiden Länder leicht eine Art der Analogie antreffen, da aber ihre Elemente stets mehr oder weniger von einander abweichen, so fehlt der Stoff zu einer ernsthaften Vergleichung.

Es ist übrigens völlig nutzlos, untersuchen zu wollen, was die Amerikaner in solcher Lage würden thun wollen, weil es gewiß ist, daß sie bisher darin nichts gethan haben.

Es giebt folglich keinen Sterblichen, sei es in Amerika oder in Europa, welcher uns darüber belehren könnte, was jährlich ein Bürger der Union als Beitrag zu den öffentlichen Lasten zahlt.

Wenn man auch dazu gelangte, genau zu erfahren, welche Summe jeder französische oder amerikanische Bürger dem öffentlichen Schatze zahlt, so wüßte man doch nur einen Theil der Wahrheit.

Die Regierungen verlangen von den Beitragspflichtigen nicht allein Geld, sondern auch Dienste, welche zu Geld geschätzt werden können. Der Staat hebt eine Armee aus. Unabhängig von dem Solde, welchen die ganze Nation liefern muß, muß der Soldat auch noch seine Zeit hergeben, welche einen größeren oder geringeren Werth hat, nach der Anwendung, welche er, wenn er frei wäre, davon machen könnte. Ich möchte eben das von dem Dienst in der Miliz sagen. Der in der Miliz Einregistrirte widmet augenblicklich eine kostbare Zeit der öffentlichen Sicherheit, und liefert dem Staate

allerdings das, was er nicht selbst hat benutzen können. Ich könnte mehrere ähnliche Beispiele anführen. Die Regierungen in Frankreich und in Amerika beziehen Beide solche Leistungen von ihren Bürgern, aber wer kann diese Dienste in beiden Ländern im Geldwerth schätzen?

Dies ist aber noch nicht die letzte Schwierigkeit, welche uns aufhält, wenn man die öffentlichen Ausgaben der Union und Frankreichs miteinander vergleichen will. Der Staat erfüllt in Frankreich gewisse Verpflichtungen, von denen er in Amerika frei ist, und umgekehrt. Die französische Regierung besoldet die Geistlichkeit, indeß die amerikanische dies den Gläubigen überläßt. In Amerika versorgt der Staat die Armen, indeß Frankreich solche der Mildthätigkeit des Publikums überläßt. Fast alle französische Beamte haben einen festen Gehalt, indeß Viele in Amerika sportuliren. In Frankreich gibt es nur noch wenige Straßenfrohnden, und in Amerika fast überall. In Frankreich kennt man keine Chausseegelder, in Amerika gibt es eine Menge Straßen, wo solche erlegt werden müssen. Alle diese Verschiedenheiten in der Art der Lasten und deren Abtrags, machen die Vergleichung zwischen beiden Ländern sehr schwierig. Es gibt gewisse Abgaben, welche die Bürger gar nicht tragen, oder die doch leichter sein würden, wenn der Staat nicht in ihrem Namen handelte.

Aus allem diesem schließen wir, daß es eben so schwierig ist, mit Erfolg die Staatsausgaben der Amerikaner mit den französischen, als den Reichthum der Union mit dem Reichthum Frankreichs zu vergleichen. Ich füge hinzu, daß sogar der Versuch gefährlich wäre. Wenn die Statistik nicht auf strenge, richtige Berechnungen gegründet ist, so führt sie die Menschen zu Irrthümern, statt solche zu leiten. Der Geist läßt sich leicht durch einen falschen Schein der Genauigkeit täuschen. Diesen Irrthum pflanzt er fort in seinen Ausschreitungen, und stützt sich dreist auf Irrthümer, welche man vor seinen Augen mit den mathematischen Formen der Wahrheit bekleidet hat.

Man gebe also die Zahlen auf, und spüre anderen Proben nach.

Welche Anschaulichkeit des materiellen Glücks bietet ein Land an? Behält der Arme, nachdem der Staat bezahlt wor-

den ist, noch Hülfsquellen, und der Reiche noch Ueberfluß? Wenn Beide dort mit ihrem Loose zufrieden zu sein scheinen, und beide täglich dasselbe zu verbessern suchen, fehlen auch die Kapitalien niemals der Industrie, und die Industrie nicht den Kapitalien? Dies sind zuverlässigere Zeichen, als alle Zahlen, um zu erkennen, ob die ein Volk belastenden Steuern seinem Reichthume angemessen sind.

Der nach diesen Zeugnissen urtheilende Beobachter wird ohne Zweifel erklären, daß der Amerikaner in den vereinigten Staaten von seinem Einkommen dem Staate weniger entrichtet, als der Franzose.

Wie kann man es aber deutlich machen, daß diese vorgefaßte Meinung dennoch wohl irrig sein möchte?

Ein Theil der französischen Schuld ist die Folge zweier feindlichen Einfälle, welche die Union nicht zu fürchten braucht. Frankreichs politische Stellung zwingt dasselbe, gewöhnlich ein starkes Heer zu unterhalten. Ohne mächtige Gränznachbaren genügt der Union ein kleines Landheer von 6000 Mann. Frankreich unterhält eine Kriegsmarine von fast 300 Schiffen, indeß die Amerikaner nur 52 haben, nach dem Budget das französischen Seeministerium und dem amerikanischen Nationalkalender des Jahres 1833. S. 228. Daher kann der Bürger der Union seinem Staat nicht so viel zahlen, als der Bewohner Frankreichs. Folglich kann keine natürliche Gleichheit der Finanzen zweier Länder in so durchaus verschiedenen Verhältnissen statt finden.

Indem wir die Vorgänge in der Union untersuchen, und nicht durch Vergleichung der Union mit Frankreich, vermögen wir zu urtheilen, ob die amerikanische Demokratie wirklich so sparsam ist, als ihr Ruf lautete.

Ich werfe meine Blicke nach jeder Republik der großen Conföderation, und entdecke, daß es Einzelregierungen oft an der Standhaftigkeit in den Entwürfen fehlt, und eben so an Aufsicht über die Personen, welche im Staatsinteresse arbeiten. Daraus entnehme ich natürlicher Weise, daß in diesen Republiken die Gelder des Staats oft unnütz verwendet werden, oder daß man mehr verwendet, als zur Vollendung der Unternehmungen nöthig ist.

Ich sehe, daß die Einzelregierungen, getreu ihrem Ursprunge aus dem Volke, ungeheure Anstrengungen machen, um den Bedürfnissen der unteren Klassen zu genügen, ihnen die Bahn zur Macht zu öffnen, und in ihrem Schooße Wohlstand und Aufklärung zu verbreiten. Sie verpflegen die Armen, vertheilen jährlich Millionen an die Schulen, bezahlen alle Dienstleistungen und mit Großmuth die Unterbeamten. Scheinen mir auch solche Regeln der Regierung nützlich und vernünftig, so muß ich doch gestehen, daß sie kostbar sind.

Ich sehe, daß die ärmere Klasse die öffentlichen Angelegenheiten leitet, und über die Hülfsquellen der Nation verfügt, und ohne gewagte Vergleichungen feststellen zu wollen, daß die demokratische Regierung eine wohlfeile ist, wage ich vorauszusagen, daß wenn die Völker der vereinigten Staaten in große Kriegsverlegenheiten gerathen sollten, man sehen werde, daß dort die Auflagen eben so hoch, als in den meisten europäischen Monarchieen und Republiken steigen werden.

Von der Bestechung und den Lastern der Regierungen in den Demokratieen, und wie dieses auf die öffentliche Sicherheit wirkt.

In den Aristokratieen suchen die Regierenden bisweilen zu bestechen. — Bisweilen werden sie in den Demokratieen selbst bestochen. — In den Ersteren greifen ihre Laster unmittelbar die Sittlichkeit des Volkes an. — Sie üben in den Letzteren einen mittelbaren, noch furchtbareren Einfluß aus.

Die Aristokratie und die Demokratie werfen sich gegenseitig Bestechungen vor. Man muß unterscheiden, daß in den aristokratischen Regierungen die zu den Aemtern gelangenden Reichen nur Macht verlangen. *) In den Demokratieen sind die Staatsmänner arm, und wollen Vermögen sammeln.

Daraus folgt, daß in den Staaten mit einer aristokratischen Verwaltungsform die Regierenden nicht leicht bestechlich

*) Immer pflegen sich die Reichen nicht mit der Ehre zu begnügen, sondern sie verlangen auch Geld. Man lese die Verwaltungsgeschichte vieler säcularisirten deutschen Hochstifter.

Anmerk. des Uebertragers.

sind, und auch nicht sehr geldgierig. Das Gegentheil findet statt, da, wo die Demokratie waltet.

Da aber die Kandidaten zu den höchsten republikanischen Würden in den Aristokratieen reich zu sein pflegen, und die Zahl derjenigen, welche sie dazu gelangen lassen können, oft in gewissen Gränzen beschränkt ist, so ist die Regierung gewissermaßen käuflich. Dagegen sind in den Demokratieen die nach Macht strebenden Kandidaten selten reich, und die Zahl der Bewerber ist groß. Vielleicht sind die Würdenvertheiler n den Demokratieen eben so käuflich, als in den Aristokratieen; aber man findet dort seltener Käufer, und übrigens würde man zu viele erkaufen müssen, um seinen Zweck zu erreichen.

Unter den vielen hohen französischen Staatsbeamten seit 40 Jahren sind Mehrere beschuldigt worden, sich auf Kosten des Staats und seiner Verbündeten bereichert zu haben; ein Vorwurf, welcher die öffentlichen Beamten der alten Monarchie selten traf. Aber in Frankreich erkauft man selten die Stimme eines Wählers mit Geld, welches jedoch notorisch und öffentlich in England geschieht.

Niemals habe ich in Amerika gehört, daß man dort die Regierten bestochen habe, wohl aber Zweifel an der Rechtschaffenheit der erwählten Beamten vernommen. Defterer hörte ich, daß einer der Beamten seine Wahl durch niedrige Umtriebe und strafbare Streiche erlangt habe.

Wenn also die Leiter der Aristokratieen ihre Macht bisweilen durch Bestechungen zu erlangen suchen, so zeigen sich manche Häupter der Demokratie selbst als Bestochene. In dem einen Falle verletzt man unmittelbar die Sittlichkeit des Volks, und übt in anderen Fällen auf das öffentliche Gewissen eine mittelbare Wirkung, welche man noch mehr fürchten muß.

Unter den demokratischen Völkern sind die an der Spitze der Regierung stehenden Beamten fast immer einem traurigen Argwohn ausgesetzt, und unterstützen gewissermaßen die Regierenden in den Lastern, deren man sie anklagt. Sie zeigen solchergestalt der Tugend gefährliche Beispiele, und liefern dem verhüllten Laster glorreiche Vergleichungen.

Vergeblich darf man sagen, daß man in jedem Range der

Gesellschaft unehrenhafte Leidenschaften antrifft. Sie besteigen oft vermöge des Geburtsrechts den Thron; man kann daher sehr verachtungswürdige Menschen an der Spitze der aristokratischen, so wie im Schooße der demokratischen Völker antreffen.

Diese Antwort befriedigt mich nicht. In der Bestechung derjenigen, welche durch Zufall zur Macht gelangen, entdeckt man etwas Grobes und Gemeines, was sie für die Menge ansteckend macht; dagegen herrscht selbst im Sittenverderbniß der Vornehmen eine gewisse aristokratische Verfeinerung und ein Standesschimmer, welche oft die weitere Verbreitung verhindern.

Wenn die einfachen Bürger in der Demokratie einen Mann ihres Standes sehen, welcher in wenigen Jahren zu Macht und Reichthum gelangt, so erregt dies ihr Erstaunen und ihren Neid. Sie erforschen, wie derjenige, welcher gestern ihres Gleichen war, heute zum Rechte, sie zu regieren, gelangt ist. Seine Erhebung seinen Talenten oder seinen Tugenden zuzuschreiben, ist unbequem, denn es liegt darin ein Geständniß, daß er geschickter und tugendhafter ist, als sie. Daher nehmen sie an, daß einige seiner Laster ihm die Bahn brachen, und oft haben sie Recht. Dadurch entsteht dann ein gehässiges Gemisch zwischen den Begriffen der Niederträchtigkeit und der Macht, der Unwürdigkeit und der Erhebung, des Nutzens und der Ehrlosigkeit.

Welcher Anstrengung die Demokratie fähig ist.

Die Union kämpfte nur einmal um ihr Dasein. — Enthusiasmus im Anfange des Freiheitskrieges — der später, am Schlusse desselben, erkaltete. — Schwierigkeit, die Conscription bei der Landmacht, und die Marineeinregistrirung bei der Seemacht einzuführen. — Warum ein demokratisches Volk nicht so langer Ausdauer in den Leiden des Krieges, als andere Völker fähig ist.

Ich sage dem Leser voraus, daß ich hier von einer aus dem freien Willen des Volks entstandenen Regierung rede, und nicht von einer solchen, welche sich darauf beschränkt, im Namen des Volks zu befehlen.

Nichts ist so unwiderstehlich, als eine tyrannische, im Namen des Volks befehlende Regierung, weil sie, bekleidet mit der moralischen Macht des Willens der Mehrheit, zu gleicher Zeit mit der Entscheidung, Schnelligkeit und Hartnäckigkeit eines einzelnen Menschen handelt.

Es ist ziemlich schwer, zu sagen, welcher Anstrengung eine demokratische Regierung in den Zeiten einer Staatserschütterung fähig ist.

Man hatte bisher niemals eine große demokratische Republik gesehen; denn es wäre eine Beleidigung für repräsentative Republiken, diesen Namen der in Frankreich im Jahr 1793 herrschenden Olichargie zu geben. Die vereinigten Staaten allein stellen dieses neue Schauspiel dar.

Seit einem halben Jahrhundert ist die Union bloß im sogenannten Freiheitskriege in Gefahr des Unterganges gewesen. Das Volk zeigte im Anfange dieses langen Krieges Züge eines außerordentlichen Enthusiasmus im Dienste des Vaterlandes. Sehr auffallend war der allgemeine Volksbeschluß, dem Thee zu entsagen, an dessen Genuß man sich sehr gewöhnt hatte. Diejenigen, welche wissen, daß die Menschen im Allgemeinen am Gewohnten mehr hängen, als an ihrem Leben, werden sich ohne Zweifel über dies große und ungewöhnliche Opfer eines ganzen Volks verwundern. Aber während des langen Krieges verbreitete sich allmählig der Egoismus der Einzelnen. Das Geld kam nicht mehr im Schatze ein, die zum Dienst im Heere bestimmten jungen Leute blieben aus, das Volk wollte zwar noch unabhängig bleiben, aber es wich vor den Mitteln, diese Unabhängigkeit zu erlangen, zurück. »Vergeblich,« sagte Hamilton, im Föderalisten Nr. 12, »hatten wir die Taxen erhöht, und neue Methoden der Erhebung versucht.

Die öffentliche Erwartung wurde stets getäuscht, und der Schatz des Staats blieb leer. Die demokratischen Formen der Verwaltung sind der Natur unsrer Regierung gemäß, und machten mit der Seltenheit des baaren Geldes, welche der schmachtende Zustand unsers Handels herbeiführte, bisher alle Bemühungen vergeblich, welche man zur Erhebung großer Summen versuchte. Die verschiedenen Gesetzgebungen begriffen endlich die Thorheit solcher Versuche.«

Seit jener Zeit hatte der Staat keinen einzigen ernstlichen Krieg zu führen.

Um zu erfahren, welche Opfer die Demokratieen sich auferlegen können, muß man die Zeit erwarten, wo das amerikanische Volk genöthigt sein wird, seine halben Steuern, wie in England, den Zinsen der Staatsgläubiger zu widmen, oder wo es, wie Frankreich, den zwanzigsten Theil seiner Bevölkerung wider die Feinde des Staats ins Feld stellen muß.

In Amerika ist die Conscription unbekannt; man wirbt daselbst die See- und Landmacht aus Freiwilligen, gegen Handgeld. Die gezwungene Recrutirung ist den Ideen und Gewohnheiten des Volks der vereinigten Staaten so sehr entgegen, daß man wahrscheinlich niemals wagen wird, sie gesetzlich einzuführen. Die französische Conscription ist freilich die schwerste aller Auflagen, aber wie könnte man ohne solche einen großen Continentalkrieg führen?

Die Amerikaner haben die englische Matrosenpresse nicht in ihrem Lande eingeführt, und eben so wenig etwas, was der französischen Seeinscription ähnlich wäre.

Man begreift nicht, wie ein Volk einen großen Seekrieg wird führen können, ohne zu einer der eben gedachten Maßregeln zu schreiten. Zwar haben die vereinigten Staaten glorreiche Seekriege geführt, aber niemals zahlreiche Flotten unterhalten, und die unterhaltene Flotte war immer kostbar.

Ich habe auch von amerikanischen Staatsmännern gehört, daß ohne die Presse oder ohne die Inscription (Einregistrirung) der Staat sich in Kriegen als Seemacht kaum werde behaupten können; aber es wird viele Mühe kosten, das dort regierende Volk zu überreden, einen dieser beiden Wege gesetzlich zu machen.

Unstreitig entwickeln freie Völker im Allgemeinen in Staatsgefahren eine viel größere Kraft, als andere. Ich bin aber geneigt zu glauben, daß dies nur bei republikanischen Völkern mit aristokratischen Formen der Fall ist. Die Demokratie scheint mir geeigneter, ein friedliches Volk zu regieren, oder im Nothfall eine plötzliche kräftige Anstrengung zu zeigen, als während einer langen Zeit die großen Stürme des politischen Lebens der Völker zu ertragen, aus folgender einfachen Ursache: die Menschen setzten sich voll Enthusiasmus Gefahren und Entsagungen aus, aber nur mit Ueberlegung beharren sie darin lange. Der sogenannte Muth aus Instinct ist mehr als man glaubt auf Berechnung gegründet, und obgleich gewöhnlich die ersten Anstrengungen eine Folge der Leidenschaften zu sein pflegen, so setzt man sie doch nur fort in Erwartung eines baldigen erwünschten Resultats. Man wagt einen Theil desjenigen, was uns lieb ist, um das Uebrige zu retten.

Es fehlt aber oft der Demokratie diese klare Ansicht der Zukunft, welche sich auf Einsichten und Erfahrung stützt. Das Volk folgt mehr dem Gefühl, als der Vernunft, und wenn die jetzigen Uebel groß sind, so muß man fürchten, daß dasselbe die noch größeren nach einer möglichen Niederlage darüber vergessen möge.

Auch noch aus einer anderen Ursache werden die Anstrengungen einer demokratischen Regierung weniger dauerhaft sein, als diejenigen der Aristokratie.

Das Volk sieht nicht allein weniger helle, als die höheren Klassen, die Hoffnungen und die Gefahren der Zukunft ein, es leidet auch mehr durch vorhandene Uebelstände. Wenn der Edelmann seine Person in Gefahr setzt, so geht er neben der Gefahr auch dem Ruhme entgegen. Indem er dem Staat den größten Theil seiner Einkünfte überläßt, beraubt er sich für den Augenblick einiger Annehmlichkeiten des Reichthums, aber für den Armen hat der Tod keinen blendenden Trost, und die den Reichen etwas einengende Steuer greift beim armen Mitbürger oft die Quelle des Unterhalts an.

Diese eigenthümliche Schwäche der demokratischen Republiken in den Zeiten der Gefahr ist vielleicht das größte Hinderniß, warum nicht leicht eine ähnliche Republik in Europa be-

gründet werden kann. Sollte sich in Europa eine solche Republik mit Leichtigkeit behaupten, so müßte sich solche auch in den anderen europäischen Staaten festgestellt haben.

Ich glaube, daß die Demokratie auf die Dauer die wirklichen Kräfte des Staats vermehrt, aber sie kann nicht so auf einen Punct, und nicht so schnell gleiche Kräfte wie eine aristokratische oder absolute Regierung vereinigen. Wenn ein demokratisches Land ein Jahrhundert hindurch einer republikanischen Regierung unterworfen ist, so darf man annehmen, daß am Schlusse solcher Frist dasselbe bevölkerter und zugleich reicher sein wird, als die benachbarten despotischen Staaten, aber in solchem Jahrhundert wird es sich mehrmals in Gefahr befunden haben, von den Nachbarn erobert zu werden.

Von der Macht, welche die amerikanische Demokratie über sich selbst ausübt.

Erst spät pflegt die amerikanische Regierung sich zu dem, was ihr nützlich ist, zu entschließen, und bis dahin sich zu weigern. — Fähigkeit der Amerikaner, in Fehler zu verfallen, welche verbessert werden können.

Diese Schwierigkeit der Demokratie, die Leidenschaften zu besiegen, und die augenblicklichen Bedürfnisse schweigen zu lassen, kraft eines richtigen Blicks in die Zukunft, bemerkt man in den vereinigten Staaten in den geringsten Dingen.

Das von Schmeichlern umgebene Volk gelangt nicht leicht dazu, über sich selbst zu siegen. Jedesmal, wenn man von ihm erlangen will, daß es sich eine Entsagung oder einen Zwang auferlegen soll, selbst zu einem von seiner Vernunft gebilligten Zweck, pflegt es, wenigstens Anfangs, die Annahme zu verweigern. Mit Recht rühmt man, daß die Amerikaner ihren Gesetzen so gehorsam sind, man muß aber hinzufügen, daß in Amerika die Gesetze für das Volk durch das Volk gegeben werden. In den vereinigten Staaten ist das Volk denen günstig, welche überall sonst das meiste Interesse haben, die Gesetze zu verletzen. Man darf also glauben, daß ein Zwang befehlendes Gesetz, dessen wahren Nutzen die Mehrheit nicht fühlt, entweder nicht gegeben, oder nicht befolgt werden wird.

In den vereinigten Staaten ist kein Gesetz wider betrügerische Banquerotte von der Bundesregierung gegeben worden. Nicht, weil es dort keine Banquerottirer giebt, sondern weil es deren sehr viele giebt. Die Furcht der Mehrheit, als Banquerottirer einmal gesetzlich verfolgt zu werden, ist größer als die Furcht, durch solche ruinirt zu werden. Daher entstand im öffentlichen Gewissen eine strafbare Duldung des Verbrechens, was jeder Einzelne sehr strafwürdig findet. *)

In den neuen südwestlichen Staaten ist leider die Selbsthülfe noch sehr gebräuchlich, und veranlaßt viele Mordthaten, weil in diesen Wüsten die Sitten noch sehr roh und die Kenntnisse sparsam verbreitet sind. Daher haben die Gesetze dort wenige Wirkung, und man duellirt sich lieber, als daß man processirt.

Mir wurde einst in Philadelphia versichert, daß fast alle Verbrechen durch den häufigen Gebrauch der hitzigen Getränke veranlaßt würden. Selbst die ärmere Klasse vergeude darin viel, weil sie wohlfeil wären. Warum legt man denn, versetzte ich, keine schwere Abgabe auf deren Verbrauch? — Oft war dies auch der Gedanke der Gesetzgeber, antwortete man mir, aber die Durchführung eines solchen Gesetzes würde sehr schwer sein. Man fürchtet einen Aufruhr, und im Uebrigen würde das Volk die dafür Stimmenden nicht wieder zu Repräsentanten erwählen. Bei Euch, versetzte ich, ist also die Mehrheit Säufer, und die Mäßigkeit nicht mehr volksthümlich.

Hierauf pflegen die Staatsmänner zu antworten: Die Zeit wird das schon ändern. Man wird im Volke die traurigen Folgen der Völlerei fühlen, und das Volk dann selbst auf

---

*) Die ärgsten Banquerottirer sind in den Seestädten, aber für die Privaten ist fast in keinem Banquerott der Kaufleute das Mindeste zu hoffen, weil der jährige Wechselcredit der Finanzen der vereinigten Staaten für Zölle als priviligirt die vorhandene Masse verschlingt. Der Staat giebt nämlich dem Kaufmann auf ein Jahr Kredit des Zollbetrages. Daher giebt es für die Gläubiger kaum einen Unterschied, ob ein Banquerott betrügerisch ist, oder nicht. Dies ist der wahre Grund, warum bisher kein Banquerottgesetz gegeben worden ist. Uebrigens ist der Geist des Volks nur zu geneigt zu Unternehmungen, deren Risico seine Kräfte übersteigt.

Anmerk. des Uebertragers.

Besserung sinnen. Dies ist freilich oft richtig. Wenn die Demokratie sich öfterer äuscht, als die Könige und als die Adelskörper, so kehrt sie auch dagegen leichter zum Wege der Wahrheit zurück, sobald sie einmal die Ueberzeugung fehlerhafter Einrichtungen gewonnen hat; denn im Schooße des Volks giebt es keinen Kampf der der Mehrzahl entgegen stehenden, und gegen die Vernunft streitenden Interessen. Aber die Demokratie entnimmt ihre Belehrung nur aus der Erfahrung, und viele Völker gehen eher unter, ehe sie zu der Ueberzeugung ihres Irrthums gelangen.

Die Amerikaner haben also nicht allein das Vorrecht, aufgeklärter zu sein, als andere Völker, sondern auch die Fähigkeit, ihre Fehler zu verbessern. *) Um aber solche Erfahrung zu benutzen, muß die Demokratie einen gewissen Grad der Civilisation und der Einsichten gewonnen haben.

Man sieht Völker, deren erste Erziehung so fehlerhaft war, und deren Character durch Leidenschaften, Unwissenheit und irrige Kenntnisse aller Art so seltsam gemischt ist, daß sie selbst nicht einmal die wahre Ursache ihres Elendes einsehen, und Uebeln unterliegen, deren mögliche Heilung sie nicht einmal ahnen.

Ich habe in großen Landstrichen Reisen gemacht, welche einst nun verschwundene indianische Stämme bewohnten, und selbst unter solchen allmählig immer mehr aussterbenden Stämmen gelebt, welche selbst bereits den Glanz ihres wilden Ruhmes sinken sahen, und vernahm es, wie sie selbst den nahen Untergang ihres Stammes voraussahen. Jeder Europäer begriff zwar die Mittel, durch welche dieses Erlöschen vermieden werden konnte, aber die Indianer begriffen deren Wirksamkeit nicht; sie fühlen die sich jährlich vergrößernden Uebelstände, und sterben lieber aus, als daß sie von den Gegenmitteln Gebrauch machen sollten. Man wird von Staatswegen davon Gebrauch machen müssen, um sie zu zwingen, fortzudauern.

Man wundert sich, wenn man die neuen südlichen ameri-

---

*) Es ist bekannt, daß sie das Uebel durch freiwillige Associationen und nicht durch Gesetze vermindert haben.

Anmerk. des Uebertragers.

kanischen Völkerstaaten seit einem Viertel-Jahrhundert in ewiger Revolutionsbewegung sieht, und täglich erwartet, daß sie zu ihrem sogenannten natürlichen Zustand zurückkehren werden. Wer kann aber versichern, daß in unsrer Zeitstimmung dieses ewige Revolutioniren nicht der natürliche Zustand der dortigen Kreolen ist? In diesem Lande befindet sich die Staatsgesellschaft in einem Abgrund, aus welchem sie sich durch ihre eigenen Kräfte nicht wieder heraushelfen kann.

Das Volk, was diese schöne Hälfte der Halbkugel bewohnt, scheint hartnäckig seine Eingeweide zerreißen und sich davon nicht abbringen lassen zu wollen. Durch Erschöpfung beruhigt sich dasselbe einen Augenblick, aber nach der Ruhe erneuert sich das Wüthen. Wenn ich dasselbe in diesem Wechselzustande des Elendes und der Verbrechen erblicke, so beginne ich zu glauben, daß der Despotismus für solches eine Wohlthat sein würde, aber in meinen Gedanken kann ich mir doch diese Vereinigung kaum als wirklich heilsam vorstellen.

Wie die amerikanische Demokratie die auswärtigen Angelegenheiten ihres Staats behandelt.

Die jetzige Organisation der äußeren Politik der vereinigten Staaten gaben solcher Washington und Jefferson. — In solcher sind fast alle natürliche Fehler der Demokratie und desto weniger ihre Vorzüge wahrnehmbar.

Wir haben gesehen, daß die Bundesverfassung die fortgehende Leitung der äußeren Verhältnisse der Nation dem Präsidenten und dem Senat überließ (Art. 2. Abschnitt 2. Thl. 2.) Der Leser darf nicht aus dem Auge verlieren, daß das Mandat der Senatoren zur Verwaltung ihres Amts 6 Jahre fortdauert, und daß, da sie von den Gesetzgebern eines jeden Staats erwählt werden, sie das Product einer Wahl im zweiten Grade sind. Dies setzt die allgemeine Politik außer dem unmittelbaren und gleichsam täglichen Einflusse des Volks vor-aus. Man kann also nicht sagen, daß in Amerika die Demokratie absolut die auswärtigen Angelegenheiten leitet. Den jetzigen Stand dieser Politik gestaltete daselbst erst Washington, und nach ihm Jefferson.

Washington sagte in jenem bewunderten Briefe an seine Mitbürger, welcher gleichsam das politische Testament dieses großen Mannes war:

»Es muß die Regel unsrer Handelsverhältnisse mit den fremden Völkern sein, so wenig als möglich mit solchen politische Verbindungen einzugehen. Wir müssen die eingegangenen Verpflichtungen mit Treue erfüllen, aber uns hüten, neue anzuknüpfen.

Europa hat manche ihm eigenthümliche Interessen, die nicht die unsrigen sind, oder für uns nur eine schwache Beziehung haben, wodurch wir unnöthigerweise in uns fremde Streitigkeiten von Staatswegen verwickelt werden könnten. Künstlicherweise in die veränderliche Politik der Europäer sich zu mischen, ihre Freund- oder Feindschaften zu theilen und an den daraus folgenden Zänkereien Theil zu nehmen, würde sehr unvorsichtig sein.

Unsere scheidenden Verhältnisse und unsere geographische Entfernung laden zur Befolgung der empfohlenen Regel ein, und gestatten uns, solche zu befolgen. Wenn wir fortfahren, ein in der Politik von andern Völkern abgesondertes Volk zu bleiben, was eine starke Regierung leitet, so wird die Zeit nahe sein, wo wir künftig kein anderes Volk mehr zu fürchten brauchen. Dann können wir durch eine neutrale Stellung uns Respect verschaffen. Wenn dann die kriegführenden Völker fühlen, daß sie von uns nichts erobern können, so werden sie sich hüten, uns ohne dringende Aufforderungen zu bekriegen, und wir werden uns in einer Lage befinden, um Krieg oder Frieden zu wählen, wie dies unser Interesse oder die Gerechtigkeit fordern mag.

Warum sollten wir diese Vortheile unsrer günstigen Lage aufgeben? Warum sollten wir ein Feld, was uns eigenthümlich ist, aufgeben und uns nach einem uns fremdem Felde begeben; oder unser unabhängiges Sein an dasjenige irgend einer Parthei in Europa knüpfen, unsern Frieden und unser Glück dem Ehrgeize, der Eifersucht, den Interessen oder dem Eigensinn der Europa bewohnenden Völker opfern?

Unsere wahre Politik ist, keinen bleibenden Bund mit irgend einem fremden Volke zu schließen, wenigstens so lange

uns noch die Absonderung zu behaupten, freisteht; denn ich bin weit davon entfernt, anzurathen, die einmal eingegangenen Verpflichtungen abzubrechen. Die Rechtschaffenheit ist stets die beste Politik, sie muß sowohl die Staaten als die Privaten leiten. Ich denke also, daß man in voller Ausdehnung die bereits eingegangenen Verpflichtungen erfüllen muß, daß es aber unnütz und unvorsichtig ist, neue einzugehen. Wir müssen uns so stellen, daß wir stets Respekt gebieten, und der Zeit gemäße für bestimmte Zwecke geschlossene Bündnisse werden uns gestatten, allen Gefahren die Spitze bieten zu können.

Früher hatte Washington die schöne und gerechte Idee ausgesprochen, »das Volk welches sich gewöhnt, ein andres Volk ohne Prüfung zu lieben oder zu hassen, wird gewissermaßen ein Sclave seines Hasses oder seiner Liebe.«

So handelte auch beständig Washingtons Politik, und indeß die übrige civilisirte Welt Krieg führte, erhielt er seinem Vaterlande den Frieden, und führte den Lehrsatz durch, daß es Amerikas wahres Interesse sei, an Europas inneren Zänkereien keinen Theil zu nehmen.

Noch weiter ging Jefferson, als er in der Union den Grundsatz aussprach: »Die Amerikaner müßten niemals von andern Völkern Vorrechte verlangen, um sich nicht in der Nothwendigkeit zu befinden, solche gegenseitig anderen Völkern einräumen zu müssen.

Diese beiden sehr augenscheinlich Amerika nützlichen Grundsätze fanden in der Union allgemein Anerkennung, und haben die äußere amerikanische Politik sehr vereinfacht.

Wenn sich die Union in Europas Angelegenheiten nicht mischt, so hat sie fast gar keine Verwickelungen mit dem Auslande, denn bisher hat sie noch keine mächtige Nachbaren. Indem sie sich durch ihre Lage und durch ihren Willen außer den Bewegungen mit der alten Welt setzt, braucht sie solche weder zu beherzigen noch zu verbürgen. Was diejenigen in der neuen Welt betrifft, so ist deren Zukunft noch ein Geheimniß.

Die Union ist frei von allen früheren Verbindungen und benutzt die Erfahrungen der alten Völker in Europa, ohne auf die Vorzeit, wie dieses, Rücksicht nehmen zu müssen, und solche

der Gegenwart anzupassen; sie braucht also nicht, wie wir, das Vermächtniß der Väter, gemischt von Ruhm und Elend, Nationalfreundschaft und Haß zu übernehmen. Die Politik der vereinigten Staaten erwartet die Zukunft, und sieht lieber zu, als daß sie selbst handelt.

Es ist folglich sehr schwer, vorauszusagen, welche Gewandheit die amerikanische Demokratie künftig in den auswärtigen Staatsverhältnissen zeigen wird. In diesem Punct müssen ihre Gegner, wie ihre Freunde, ihr Urtheil aussetzen.

Ich bedenke mich aber nicht, zu sagen, daß in der Leitung der auswärtigen Staatsangelegenheiten die demokratischen Regierungen mir entschieden niedriger als andere Regierungen zu stehen scheinen. Die Erfahrung, die Sitten und der Unterricht schließen allezeit damit, unter dem demokratischen Fittig jene tägliche practische Weisheit zu bilden, und jene Wissenschaft für die Lebensgewohnheiten im Kleinen, welche man den gesunden Menschenverstand nennt. Dieser genügt völlig dem gewöhnlichen Gange der Staatsregierung, und in einem in seiner Jugend durch Unterricht wohl ausgebildeten Volke wirkt die auf die innern Angelegenheiten des Staats angewendete Freiheit mehr Gutes, als die Regierung der Demokratie Böses herbeiführen kann. Dies geht aber anders in den Beziehungen der Völker zu einander.

Die auswärtige Politik bedarf nicht die Anwendung der der demokratischen Staatsleitung eigenthümlichen Eigenschaften, und im Gegentheil die Ausbildung fast aller derjenigen, welche der demokratischen Staatsleitung zu fehlen pflegen. Die Demokratie begünstigt die innere Vergrößerung der Staatsentwickelung zur Versorgung ihrer Mitbürger, sie verbreitet Wohlstand, entwickelt die Theilnahme des öffentlichen Geistes am Staatswohl. Alles das hat aber keinen Einfluß auf die Stellung unabhängiger Völker zu einander. Die Demokratie kann nur mit Schwierigkeit die Ausführung einer großen Unternehmung an einander schichten und hartnäckig, ungeachtet aller Hindernisse, durchsetzen. Sie vermag nicht, ihre Maaßregeln im Geheim zu nehmen und geduldig zu erwarten, was daraus erfolgen wird. Solche Eigenschaften bedarf ein Alleinherrscher oder eine Aristokratie, und sie führen bei treuer Befolgung sol-

cher Regeln sowohl das Volk als die Privaten zur Herrschaft.

Beachtet man dagegen die natürlichen Fehler der Aristokratie, so findet man, daß ihre Wirkung in der Leitung der auswärtigen Politik kaum merklich ist. Man macht der Aristokratie besonders den Vorwurf, daß sie nur für sich und nicht für die Masse arbeitet. In der auswärtigen Politik hat solche selten einen andern Instinkt, als das Volk *).

Die Neigung der Demokratie, in der Politik eher ihrer Leidenschaftlichkeit als der Vernunft zu gehorchen, und ein lange zur Reife gediehenes Vorhaben wegen einer augenblicklichen Partheilichkeit aufzugeben, war beim Ausbruch der französischen Revolution in Amerika sehr sichtbar. Das einfache Licht der Vernunft lehrte den Amerikanern damals wie jetzt, daß es wider ihr Interesse sei, sich in den damals in Europa herrschenden blutigen Kampf einzumischen, wodurch die amerikanischen Staaten keinen Schaden leiden konnten.

Die Sympathieen des Volks zu Gunsten Frankreichs erklärten sich indeß so heftig, daß nur der unbiegsame Character Washingtons und seine unbegränzte Popularität es zu verhindern vermochte, daß die Union nicht Großbritannien den Krieg erklärte. Alle Anstrengungen der kalten Vernunft dieses großen Mannes vermochten kaum gegen die großmüthigen aber unüberlegten Leidenschaften seiner Mitbürger den Frieden mit Großbritannien zu behaupten, aber sie entzogen ihm doch, was ihm so theuer war, die Liebe seines Volks. Die Mehrheit sprach sich aus gegen ihn, und doch billigt jetzt das Volk sein damaliges Verfahren. (Man lese Band 5. von Marschalls Leben Washingtons. S. 314.) In einer, wie diejenige der vereinigten Staaten, eingerichteten Regierung kann der erste Magistrat auch bei der größten Standhaftigkeit nicht lange mit Erfolg dem Strom der Volksmeinung Widerstand leisten, und die damals herrschende schien zum Kriege zu führen. Wirklich sah man in der damaligen Congreßsitzung sehr oft, daß

---

*) Hier dachte der Verfasser wohl nicht an die Schweden so schädliche Bestechung seines Adels durch fremde Mächte im achtzehnten Jahrhundert, und deren traurige Folgen.

Anmerk. des Uebertragers.

Washington die Mehrheit in der Repräsentantenkammer verloren hatte. »Außer solcher sprach man sich sehr heftig wider ihn aus, und fürchtete sich nicht, in einer politischen Gesellschaft ihn mittelbar mit dem verrätherischen Arnold zu vergleichen. (S. 265.) Nach Marschall (S. 355.) behaupteten die damaligen Oppositionsmänner, »daß die Verwaltung der Union jener Zeit eine England unterwürfige aristokratische Parthei bilde; weil England in Frankreich die Monarchie wiederherstellen wollte, und deßwegen Frankreich anfeindete, so wurde behauptet, daß in ihren Mitgliedern eine Art des Adels, besonders aus Bankinhabern, bestände, welche nichts mehr fürchte, als Ereignisse, die die Staatsfonds sinken lassen könnten, und daher gegen alle der Ehre und dem Interesse des amerikanischen Volks zugefügte Beleidigungen unempfindlich wäre, und sie nicht mit Gewalt abwenden wolle.«

Wenn die Verfassung und die Gunst des Volks Washington nicht die Oberleitung der öffentlichen Staatsangelegenheiten gegeben hätten, so würde die Nation das gethan haben, was jetzt sehr gemißbilligt wird.

Fast alle Völker, welche die Welt mächtig erschüttert und große Entwürfe gefaßt, befolgt und ausgeführt haben, von der Zeit der Römer bis zu den Engländern, befanden sich unter aristokratischer Leitung, worüber man sich nicht wundern darf.

Keine andere Regierungsform befolgt das, was sie will, beharrlicher, als die Aristokratie. Die Masse des Volks kann durch Unwissenheit oder Leidenschaften verführt werden, man kann den Geist eines Königs verleiten und ihn in seinen Entwürfen schwanken lassen; auch ist ja kein Monarch unsterblich! Aber ein aristokratischer Körper ist zu zahlreich, um hingerissen zu werden, und wiederum zu wenig zahlreich, um leicht dem Rausche unüberlegter Meinungen nachzugeben. Ein aristokratischer Körper ist standhaft, pflegt in seinen Interessen aufgeklärt zu sein, und stirbt nicht aus.

Sechstes Kapitel.

Wahre Vortheile des amerikanischen Staats aus der demokratischen Regierungsform.

Ehe wir das jetzige Kapitel anfangen, fühle ich das Bedürfniß, dem Leser wieder in Erinnerung zu bringen, was ich schon mehrmals in diesem Buche angezeigt habe.

Die politische Constitution der vereinigten Staaten scheint mir eine der Formen zu sein, welche die Demokratie ihrer Regierung geben kann, aber ich betrachte die amerikanischen Staatsverfassungen weder als die einzigen, noch als die besten, welche ein demokratisches Volk annehmen kann.

Indem ich also zeige, welche Güter die Amerikaner von der Regierung der Demokratie ziehen, bin ich weit entfernt, zu glauben oder zu denken, daß gleiche Vorzüge nur durch die nämlichen Gesetze erlangt werden können.

Wohin die Gesetze unter der Herrschaft der amerikanischen Demokratie streben, und vom Instinkt derjenigen, welche solche anwenden.

Die Gebrechen der Demokratie sieht man schnell, aber ihre Vortheile nur später. — Sie wird in Amerika oft ohne Gewandheit geübt, aber im Allgemeinen sind ihre Gesetze nützlich. — Die öffentlichen Beamten unter der amerikanischen Demokratie haben keine Interessen, welche bleibend denen der Mehrheit entgegen wirken. — Dessen Resultat.

Jeder sieht die Gebrechen und die Schwächen der demokratischen Regierung ein, und man kann solche aus offenen Thatsachen beweisen, indeß ihr heilsamer Einfluß fast nur in der Verborgenheit zu wirken scheint. Ihre Fehler leuchten sofort ein, aber ihr wahrer Gehalt gibt sich erst in der Dauer kund.

Die Gesetze der amerikanischen Demokratie sind oft mangelhaft oder unvollständig; sie verletzen bisweilen wohl erworbene Rechte und sprechen gefährliche Rechte aus. Wären sie aber auch gut, so ist schon ihre Menge schädlich. Alles dieses sieht man beim ersten Ueberblick des Lebens und Wirkens in der Demokratie.

Wie kommt es dann, daß die amerikanischen Republiken sich behaupten, und im Wohlstande gedeihen?

Man muß in diesen Gesetzen sorgfältig von einander unterscheiden den von ihnen verfolgten Zweck, von der Art, wie sie diesem Zwecke entgehen gehen; ihre absolute von ihrer bedingten Güte.

Angenommen, daß die Absicht des Gesetzgebers ist, die Interessen der geringeren Zahl wider die größere Zahl zu beschützen, so kann vermöge geschickter Anordnung des Gesetzes das verlangte Resultat in der kürzesten Zeit und mit der größesten Leichtigkeit erreicht werden. Das Gesetz ist dann wohl stylisirt, aber sein Zweck böse, eben wegen seiner Wirksamkeit.

Die demokratischen Gesetze streben in der Regel, das allgemeine Beste zu befördern, denn sie gehen aus von der Mehrheit aller Mitbürger, welche sich täuschen, aber kein sich entgegen stehendes Interesse haben kann.

Diejenigen der Aristokratie streben, in der Hand Weniger Reichthum und Macht zu monopolisiren, weil die Aristokratie allezeit ihrer Natur nach die Minderzahl bildet.

Man kann folglich im Allgemeinen sagen, daß die Demokratie in ihrer Gesetzgebung einen der Menschheit nützlichern Zweck hat, als die Aristokratie in der ihrigen.

Aber da schließen sich denn auch die Vorzüge.

Die Aristokratie ist in der Wissenschaft der Gesetzgebung viel kundiger, als die Demokratie. Herrin über sich selbst, ist sie nicht so nachgiebig, sich leicht hinreißen zu lassen; sie hat ins Weite spielende Absichten, welche sie reifen läßt, bis sich der günstige Zeitpunct zum Einsammeln zeigt. Die Aristokratie geht stets klug vorwärts, und versteht die Kunst, zu gleicher Zeit nach einem Punct die Gesammtkraft ihrer Gesetze zu richten.

So ist es nicht mit der Demokratie; ihre Gesetze sind fast immer mangelhaft oder unzeitig.

Die Mittel der Demokratie sind daher unvollkommner, als diejenigen der Aristokratie; oft arbeitet sie wider Willen gegen sich selbst, aber ihr Zweck ist nützlicher.

Man stelle sich eine Gesellschaft vor, mit einer so organisirten Verfassung, daß sie die vorübergehende Plage schlimmer

Gesetze ertragen muß, aber das Resultat der allgemeinen Tendenz der Gesetze erwarten darf, ohne darum unterzugehen, und man wird dann begreifen, daß die demokratische Regierung ungeachtet ihrer Fehler die geeignetste ist, das Glück eines solchen Staats zu bilden.

Dies gerade ist der Fall in den vereinigten Staaten. Ich wiederhole hier, was ich schon anderswo ausgedrückt habe. Es ist das große Vorrecht der Amerikaner, ihre begangenen Fehler verbessern zu können.

Etwas ähnliches werde ich über die öffentlichen Beamten sagen. Man kann leicht sehen, daß die amerikanische Demokratie sich in der Wahl der Menschen oft irrt, welchen sie Aemter anvertraut; aber nicht so leicht läßt sich erklären, warum in ihrer Verwaltung der Staat gedeiht.

Zuerst beachte man, daß, wenn in einem demokratischen Staat die Regierenden weniger ehrlich und weniger fähig sind, die Regierten dafür aufgeklärter und aufmerksamer sind.

Das in den Demokratieen ohne Aufhören in seinen Geschäften thätige Volk verhindert seine Repräsentanten, sich von einer gewissen allgemeinen vom Interesse vorgezeichneten Linie zu entfernen.

Dann bemerke man, das wenn die demokratischen Magistrate ihre Macht mehr als Andere mißbrauchen, sie dagegen ihre Macht nur eine kurze Zeit besitzen.

Gewiß ist es den Völkern sehr heilsam, wenn die Regierenden Tugenden oder Talente besitzen, aber noch wichtiger ist es, daß die Regierenden keine der Masse der Regierten widrige Interessen haben. Denn in solchem Falle könnten die Tugenden fast unnütz und die Talente sogar unheilvoll werden.

Ich habe gesagt, es sei von Wichtigkeit, daß die Regierenden keine widrige oder abweichende Interessen von denjenigen der Masse der Regierten haben, keineswegs aber, wenn sie gleiche Interessen mit allen Regierten haben, was meines Wissens noch niemals der Fall gewesen ist.

Bisher hat man noch nicht die politische Form entdeckt, welche auf gleiche Art die Entwickelung und die Glückseligkeit aller Klassen des Staats, welcher sie angehört, begünstigt hätte. Diese Klassen fuhren fort, eben so viele Nationen in

der nämlichen Nation zu bilden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß es fast eben so gefährlich war, einer einzigen Klasse das Schicksal der übrigen zu überlassen, als ein Volk zum Herrn des Schicksals eines anderen Volks zu machen. Wenn die Reichen allein regieren, ist das Schicksal der Armen stets in Gefahr, und wenn die Armen das Gesetz machen, so haben die Reichen gleiches zu besorgen. Was ist denn der Vortheil der Demokratie? Der wahre Nutzen der Demokratie ist nicht, wie man gesagt hat, daß sie die Glückseligkeit Aller begünstigt, sondern nur, daß sie dem Wohlsein der größeren Zahl dient.

Diejenigen, welchen man in den vereinigten Staaten die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten aufträgt, stehen oft niedriger an Fähigkeit und Sittlichkeit, als die von der Aristokratie beförderten Männer. Aber ihr Interesse vermischt sich, und gleicht sich aus mit demjenigen der Mehrheit ihrer Mitbürger. Sie können dann häufige Untreuen und grobe Irrthümer begehen, aber sie werden niemals systematisch dieser Mehrheit eine feindliche Bestrebung zeigen, und nie wird es ihnen begegnen, der Regierung eine ausschließende und gefährliche Richtung zu geben.

Die üble Verwaltung eines Magistrats in der Demokratie ist übrigens ein einzelnes Factum, was nur in deren kurzen Dauer dieser Verwaltung Einfluß hat. Das Verderbniß und die Unfähigkeit sind keine gemeinschaftliche Interessen, welche die Menschen bleibend unter einander verbinden können.

Eine bestochene oder unfähige Magistratsperson wird mit einer andern Magistratsperson gleicher Fehler oder Unfähigkeit schon wegen dieser Gleichheit sich nicht verbinden, denn solche Menschen können nicht in Einigkeit Entwürfe machen zum ferneren Aufblühen ihrer Laster oder Unfähigkeiten bei den Enkeln. Im Gegentheil werden der Ehrgeiz und die Umtriebe des Einen den Andern in seiner Blöße darstellen. Die Laster der Magistrate unter der Herrschaft der Demokratie sind in der Regel nur persönlich.

Aber die öffentlichen Beamten unter aristokratischen Regierungen haben ein oft mit der Mehrheit vereintes, und oft von der Mehrheit getrenntes Standesinteresse. Dieses Interesse ver-

bindet unter ihnen ein gemeinschaftliches bleibendes Interesse; dieses ladet sie ein, ihre Kräfte zu einem Zwecke zu vereinigen, welcher nicht allezeit das Glück der größeren Zahl ist; er verbindet nicht allein die Regierenden unter einander, sondern verbindet sie auch noch mit einer beträchtlichen Zahl der Regierten, denn viele Bürger verbinden sich, ohne ein Amt zu bekleiden, mit der Aristokratie.

Ein solcher aristokratischer Magistrat hat dann zu gleicher Zeit einen beständigen Beistand in der Gesellschaft der Regierten, und in der Regierung. Dieser gemeinschaftliche Gegenstand, welcher in den Aristokratieen die Magistrate mit dem Interesse eines Theils ihrer Zeitgenossen verbindet, verpflichtet sie dergestalt, daß sie auch noch den künftigen Geschlechtern unterworfen bleiben. Sie arbeiten zugleich für die Zukunft und für die Gegenwart. Der aristokratische Magistrat wird also nach dem nämlichen Puncte hingetrieben, durch die Leidenschaften der Regierten, durch seine eigenen, und fast möchte ich noch sagen, durch die Leidenschaften der Nachkommenschaft.

Wie darf man sich wundern, wenn ein solcher Magistrat vereinten Lockungen nicht widersteht? Auch erlebt man oft in den Aristokratieen, daß der Standesgeist diejenigen hinreißt, welche er nicht besticht, so daß sie, sich selbst unbewußt, beitragen, allmählig die Gesellschaft für die Aristokratie zahmer zu machen, sei es auch nur für die Nachkommen.

Ich weiß nicht, ob jemals eine eben so liberale Aristokratie, als die englische vorhanden gewesen ist, welche ohne Unterbrechung der Landesregierung so würdige und aufgeklärte Männer geliefert hat. *)

Doch läßt sich in der englischen Gesetzgebung leicht wahrnehmen, daß am Ende das Wohl des Armen gänzlich dem Wohl der Reichen aufgeopfert worden ist, und die Rechte Vieler den Privilegien Weniger. Auch vereinigt England in unsern Tagen in seinem Schooße alle äußerste Lagen im Schicksal der Menschen. Seine Gefahren und sein Elend gleichen fast seiner Macht und seinem Ruhme.

---

*) Sehr liberal war die englische Aristokratie nie, aber sie gab sich gern den Schein der Liberalität!

Anmerk. des Uebertragers.

In den vereinigten Staaten, wo die öffentlichen Beamten kein Standesinteresse geltend zu machen streben können, ist der allgemeine und fortdauernde Gang der Regierung wohlthätig, obgleich die Regierenden oft unfähig und bisweilen sogar verachtungswürdig sind.

Es ist also im Innern der demokratischen Verfassungen ein heimliches Streben, welches die Menschen zum allgemeinen Glücke mit beitragen läßt, ungeachtet ihrer Laster und Irrthümer, indeß man bisweilen in den aristokratischen Verfassungen eine geheime Neigung entdeckt, welche die Menschen trotz aller Talente und Tugenden hinreißt, zum Elende ihres Gleichen beizutragen. Daher kann es begegnen, daß in den aristokratischen Regierungen die Menschen Böses thun, ohne es zu wollen, und daß sie in den Demokratieen Gutes wirken, selbst ohne daran zu denken.

Vom öffentlichen Geist in den vereinigten Staaten.

Die instinctartige Vaterlandsliebe. — Der Patriotismus aus Ueberlegung. — Ihre verschiedenen Charactere. — Daß die Völker nach dem zweiten streben müssen, wenn die erste verschwunden ist. — Bemühungen der Amerikaner, um dahin zu gelangen. — Innige Verbindung des Interesse der Einzelnen mit dem Landesinteresse.

Es giebt eine Vaterlandsliebe, welche nur durch ein gewisses Gefühl, ohne besondere Ueberlegung, Interesse und Bestimmtheit, das Herz des Menschen mit dem Orte seiner Geburt verbindet. Diese verschmilzt mit dem Geschmack an alte Gewohnheiten, mit der Ehrfurcht vor den Vorfahren und dem Andenken der Vergangenheit. Diejenigen, welche dieses Gefühl hegen, lieben ihr Vaterland, wie man das väterliche Haus liebt. Sie lieben die Ruhe, deren Sie darin genießen, hängen an friedlichen Gewohnheiten, welche Sie daselbst angenommen haben, und an den sich ihnen darbietenden Erinnerungen; sie finden selbst einige Annehmlichkeit darin, daselbst im Gehorsam zu leben. Oft wird diese Vaterlandsliebe noch durch den religiösen Eifer erhoben, und dann pflegt sie Wunder zu bewirken. Sie selbst ist eine Art der Religion, sie glaubt, ohne zu vernünfteln, fühlt und handelt eben so. Es giebt

Völker, welche das Vaterland personificirten, und in ihrem Fürsten wieder sahen. Sie übertrugen dann auf ihn die ganze Weihe ihres Patriotismus, sind stolz auf seine Triumphe und auf seine Macht. Es war eine Zeit unter der alten französischen Monarchie, wo die Franzosen eine Art von Freude darüber empfanden, daß sie ohne andre Abhängigkeit unter ihres Monarchen Willkühr lebten, und pflegten mit Stolz zu sagen: »wir leben unter dem mächtigsten Könige der Welt.«

Wie alle von der Vernunft nicht geregelte Leidenschaften, treibt diese Vaterlandsliebe eher zu großen vorübergehenden, als dauerhaften Anstrengungen. Nachdem diese den Staat in der Periode der Gefahr gerettet hat, läßt sie ihn oft im Schooße des Friedens untergehen.

Wenn die Völker noch einfach in ihren Sitten und fest in ihrem Glauben sind, wenn die Gesellschaft sanft auf einer alten Ordnung der Dinge ruht, deren Legitimität unbestritten ist, so sieht man diese Instinctsliebe des Vaterlandes regieren.

Es giebt aber noch eine andre patriotische Liebe, welche sich mehr auf Vernunftgründe stützt, zwar vielleicht weniger großmüthig und feurig, aber dagegen fruchtbarer und dauerhafter ist. Diese entsteht aus der Aufklärung, entwickelt sich durch und mit Hülfe der Gesetze, wächst mit der Ausübung der Rechte, und vermischt sich gewissermaßen am Ende mit dem persönlichen Interesse. Ein solcher Patriot begreift den Einfluß des Wohlstandes seines Landes auf seinen eigenen Wohlstand. Er weiß, daß das Gesetz ihm erlaubt, zur Schöpfung solchen Wohlseins beizutragen, und er nimmt am Wohl seines Landes, anfangs als an einer ihm nützlichen Sache, und dann gleichsam als an seinem Werke, Antheil.

Aber es findet sich bisweilen im Leben der Völker ein Augenblick, wo sich das alte Herkommen verändert hat, die Sitten zerstört worden sind, der Glaube erschüttert wurde, der Zauber der Erinnerungen verschwand, und wo zur nämlichen Zeit die Aufklärung unvollständig blieb, und die politischen Rechte übel versichert oder beschränkt worden waren. Die Menschen betrachteten damals das Vaterland in einem schwachen und zweifelhaften Lichte. Sie fanden es weder im Boden, welcher ihren Augen eine leblose Erde geworden war,

noch im Herkommen ihrer Vorfahren, welches man ihnen gelehrt hatte, als ein Joch zu betrachten, noch in der Religion, an deren Wahrheit sie zweifelten, noch in den Gesetzen, welche sie nicht machten, noch im Gesetzgeber, welchen sie fürchteten und verachteten. Sie sahen es daher nirgends, weder in seiner eigenen, noch in einer andern Gestalt, und zogen sich in einen engen, unaufgeklärten Egoismus zurück. Diese Menschen entgehen den Vorurtheilen, ohne die Herrschaft der Vernunft anzuerkennen; sie haben weder den instinctartigen Patriotismus der Monarchie, noch den überlegten Patriotismus der Republik, aber sie sind, im Schwanken zwischen diesen Beiden, mitten in Verwirrung und im Elend.

Was soll man nun in solchen Zuständen thun? Etwa zurückgehen, — aber die Völker kehren eben so wenig jemals zu dem Gefühle ihrer Jugend zurück, als die Menschen überhaupt zu den unschuldigen Vergnügungen ihres ersten Alters. Sie können ihr Verschwinden bedauern, sie aber nicht wieder erwecken. Man muß also vorwärts gehen, und eilen, vor den Augen des Volks das Interesse des Einzelnen mit dem Landesinteresse zu vereinigen, denn die uneigennützige Liebe zum Vaterlande ist ohne Hoffnung auf Rückkehr entflohen.

Ich bin gewiß weit davon entfernt, zu verlangen, daß man, um dahin zu gelangen, die Ausübung der politischen Rechte allen Menschen gestatten müsse, aber ich sage, daß das mächtigste und vielleicht das einzigste Mittel, welches uns geblieben ist, sein dürfte, die Menschen am Schicksal ihres Vaterlandes und an dessen Regierung mehr als bisher Theil nehmen zu lassen. In unsern Tagen scheint mir der Geist des Bürgerthums von der Ausübung politischer Rechte unzertrennlich zu sein, und ich denke, daß man künftig in Europa die Zahl der Bürger sich vermehren oder vermindern sehen wird, im Verhältnisse der Ausdehnung dieser Rechte.

Woher kommt es, daß in den vereinigten Staaten zum Theil Menschen gestern erst auf dem Boden eintrafen, welchen sie einnahmen, wohin sie weder Herkommen, noch Erinnerungen brachten, wo sie sich zum erstenmal antrafen, ohne sich zu kennen; wo, des kürzeren Ausdrucks halber, der Instinct zum Vaterlande kaum vorhanden sein kann, und daß dennoch

jeder an den Geschäften seiner Gemeinde, seines Kantons, und des ganzen Staats, wie an seinen eigenen Theil nimmt? Bloß weil jeder in seinem Wirkungskreise thätigen Antheil an der Regierung des Staats nimmt!

Jeder im Volke der vereinigten Staaten hat begriffen, welchen Einfluß die allgemeine Glückseligkeit auch auf sein Glück hat. So einfach dieser Begriff auch ist, so wenig war er dennoch bisher dem Volke bekannt. Noch mehr, jeder Amerikaner ist gewohnt, dieses Wohlsein als sein Werk zu betrachten. Er sieht daher im öffentlichen Glücke sein eigenes, und arbeitet am Wohl des Staats nicht allein aus Pflicht oder aus Stolz, sondern, fast wage ich es zu sagen, aus Habgier.

Man braucht nicht die Geschichte und die Verfassung der Amerikaner zu studieren, um die Wahrheit des Vorstehenden anzuerkennen, denn die Sitten dieses Volkes lehren es bereits. Der Amerikaner, welcher an Allem Theil nimmt, was in seinem Lande geschieht, glaubt sich verpflichtet, dasselbe gegen einen gewagten Tadel vertheidigen zu müssen, denn er fühlt nicht bloß sein Land, sondern auch sich getadelt. Auch sieht man, daß sein Nationalstolz zu allen Künsteleien seine Zuflucht nimmt, und zu allen Kindereien persönlicher Eitelkeit sich erniedrigt.

Nichts ist verdrießlicher im bürgerlichen Umgange, als dieser so leicht reizbare Patriotismus der Amerikaner. Der Fremde lobt gern vieles in ihrem Lande, aber er möchte sich auch gern erlauben, einiges zu tadeln; dies will man aber durchaus nicht leiden.

Amerika ist also ein Land der Freiheit, woselbst man, um Niemand zu verletzen, weder über die Privaten, noch über den Staat, noch über die Regierten, noch über die Regierenden, noch über öffentliche oder Privatunternehmungen, endlich über nichts sich freimüthig aussprechen darf, als etwa über das Klima und über den Boden; sogar gegen dieses leiden die Amerikaner selten eine Erinnerung, als ob sie an deren Bildung Theil genommen hätten.

In unsern Tagen muß man sich zu irgend einer Parthei halten, und es wagen, zwischen dem allgemeinen Patriotismus und der Regierung der kleineren Zahl zu wählen, denn man

kann nicht zu gleicher Zeit die Kraft und die gesellschaftliche Thätigkeit des Ersteren mit den Garantieen der Ruhe vereinigen, welche bisweilen die Letztere wählt.

Idee der Rechte der vereinigten Staaten.

Es gibt keine großen Völker ohne die Idee der Rechte. — Wie giebt man dem Volke die Idee der Rechte? — Respect der Rechte der vereinigten Staaten. — Woher entsteht solcher?

Nach der allgemeinen Idee von der Tugend weiß ich nichts Schöneres, als diejenige der Rechte; welche beide sich gern mit einander vermischen. Die Idee der Rechte ist nichts anderes, als die in die politische Welt eingeführte Tugend.

Mit der Idee des Rechts lernten die Menschen die Definitionen der Ausgelassenheit und der Tyrannei. Durch solche erleuchtet, konnte sich Jeder unabhängig zeigen, ohne Stolz, und unterwürfig, ohne Niedrigkeit. Der der Gewalt gehorchende Mensch beugt und erniedrigt sich, aber wenn er sich dem Rechte des Befehlens unterwirft, welches er Einem seines Gleichen einräumt, so erhebt er sich gewissermaßen selbst über den, welcher ihm Befehle ertheilt. Es giebt keine großen Menschen ohne Tugend, und ohne Respect vor Rechten giebt es kein großes Volk, sogar kann man fast sagen, keine Staatsgesellschaft; denn was ist eine Vereinigung vernünftiger, mit Verstand begabter Wesen, in welcher die Gewalt das einzige Band ist?

Ich frage mich nun, was ist in unsern Tagen das Mittel, den Menschen die Idee des Rechts einzuprägen, und ihnen solche gleichsam zu versinnlichen? ich fasse nur ein Einziges: wenn man Allen die ruhige Ausübung gewisser Rechte einräumt; man sieht dies bei den Kindern, welche Menschen sind, denen nur die Kraft und die Erfahrung fehlt. Wenn ein Kind anfängt, sich mitten unter äußeren Gegenständen zu bewegen, so treibt der Instinct dasselbe, sich alles dessen zu bemächtigen, was es erfassen kann; es ist ohne alle Idee fremden Eigenthums, und selbst ohne diejenige, daß es in der Welt vorhanden ist; sobald es aber den Werth der Dinge begriffen, und entdeckt hat, daß man es dessen berauben kann, so wird es vorsichtiger, und endigt damit, daß es das Eigenthum andrer Men-

schen achtet, und will, daß man dagegen auch das Seinige respectirt.

Was dem Kinde in seinen Spielsachen begegnet, begegnet später auch dem Manne in Allem, was ihm angehört. Warum erschallt in Amerika, dem demokratischsten aller Länder, so wenig Klage über mangelndes Grundeigenthum, und dagegen so viel Klage hierüber in Europa? Sollte es nöthig sein, dies zu sagen? Weil es in Amerika keine Eigenthumlosen gibt! Da jeder ein Eigenthum zu vertheidigen hat, so erkennt er im Princip das Eigenthumsrecht an.

Eben so geht es in der politischen Welt. In Amerika hat der Bürger eine große Idee von politischen Rechten; weil er solche selbst ausübt, so greift er kein fremdes Eigenthum an, damit man das Seinige nicht verletzt, und indessen der nämliche Mensch in Europa sogar die höchste Souverainetät nicht anerkennen will, unterwirft sich der Amerikaner ohne Murren der Gewalt seines kleinsten Magistrats.

Diese Wahrheit leuchtet ein durch die Erfahrungen über die Entstehung der Staaten. In Frankreich sind wenige Vergnügungen ausschließend den höheren Klassen der Gesellschaft vorbehalten worden. Dem Armen ist fast überall neben dem Reichen der Zutritt eingeräumt, auch beträgt er sich daselbst anständig, und respectirt, was zu den Genüssen dient, von denen man ihn nicht entfernt hat. In England, wo der Reichthum das Vorrecht in der Lebensfreude, wie das Monopol in der Macht (wenigstens bis zur Reformbill des Parlaments) besaß, beklagt man sich, daß der Arme, wenn er sich dort heimlich an den Orten eingeschlichen hat, welche dem Vergnügen der Reichen bestimmt sind, beim Besuche manches muthwillig zerstört. Aber darf man sich darüber wundern? Man hat ihm alles entzogen, damit er nichts mehr zu verlieren hat.

Die demokratische Regierung gönnt auch dem kleinsten Bürger politische Rechte, und die gesetzliche Vertheilung der Güter läßt am Eigenthumsrechte möglichst viele Bürger Theil nehmen. Dies ist eines der größten Vorzüge derselben in meinen Augen.

Ich sage nicht, daß es eine so leichte Sache ist, allen Menschen zu lehren, wie sie von ihren politischen Rechten Ge-

brauch machen müssen, und sage nur, daß die Wirkungen groß sind, wo man diesen Grundsatz annehmen dürfte, und daß, wenn in einem Jahrhundert ein solcher Versuch gemacht werden kann, das unsrige dazu am meisten geeignet ist.

Sehen Sie denn nicht, daß die Religionen die Menschen nicht mehr so kräftig wie vormals zur Tugend und zur Sittlichkeit bestimmen, weil die Kraft des Glaubens schwächer wurde, und daß der Begriff der von Gott ausgehenden monarchischen Rechte weniger als früher geglaubt wird? Denken Sie denn nicht, daß die Sitten sich verschlimmern, und daß mit solchen die sittliche Anerkennung gewisser Rechte erlischt?

Haben Sie denn nicht bemerkt, daß überall der Glaube den Prüfungen der Vernunft weicht, und die Gemüthlichkeit den Berechnungen des Egoismus? Wenn mitten in dieser allgemeinen Erschütterung es Ihnen nicht gelingt, den Begriff der Rechte mit dem persönlichen Interesse zu verbinden, welches sich als der einzige bewegliche Punct in dem menschlichen Herzen darbietet, was bleibt Ihnen dann übrig, um die Menschen zu regieren, außer der Furcht?

Wenn man mir dagegen sagt, daß die Gesetze schwach, und die Regierten unruhig sind; daß die Leidenschaften stürmisch, und daß die Tugend ohne Gewalt ist, und daß man in solcher Lage an die Vermehrung der demokratischen Rechte nicht denken muß, so ist meine Antwort, daß man gerade wegen dieser Umstände daran denken muß. In Wahrheit denke ich, daß die Regierungen dabei noch mehr als die Regierten interessirt sind, denn die Regierungen können stürzen, aber die Völker werden nicht aussterben. Uebrigens will ich das Beispiel Amerika nicht absolut zur Nachahmung darstellen.

In Amerika wurde das Volk zu einer Zeit mit politischen Rechten ausgestattet, wo es davon unmöglich einen übeln Gebrauch machen konnte, weil die Bürger nicht zahlreich, und die Sitten einfach waren. Als sich dieses Volk vergrößerte, ließen die Amerikaner keine Vergrößerung der Macht der Demokratie zu, sondern erweiterten nur deren Wirkungskreis.

Man darf nicht verhehlen, daß der Zeitpunct, wo man einem Volke politische Rechte einräumt, welches dieselben bisher nicht besaß, eine Periode der Erschütterung werden kann;

sie mag oft nothwendig sein, aber gefährlich bleibt sie immer.

Das Kind giebt den Tod, wenn es den Werth des Lebens nicht kennt; es nimmt einem andern Menschen das Eigenthum, ehe es weiß, daß man auch ihm das Seinige nehmen kann. In dem Augenblick, wo man dem Manne aus dem Volke politische Rechte einräumt, befindet sich solcher, in Hinsicht jener Rechte, in der Lage eines Kindes, gegen die ganze Natur über. In diesem Falle ist das berühmte Wort wahr: »Der Mensch ist als Knabe stark.«

Diese Wahrheit entdeckt man in Amerika selbst. In den Staaten, in welchen die Bürger am längsten ihre politischen Rechte genießen, verstehen sie auch, solche am besten zu gebrauchen.

Man kann es nicht oft genug sagen: Nichts ist fruchtbarer an Wundern, als die Kunst, frei zu sein. Nichts ist aber ein schwererer Stand, als die Lehrjahre der Freiheit. Dies ist aber nicht beim Despotismus der Fall. Dieser stellt sich oft dar als der Wiederhersteller aller erlittenen Uebel; er ist die Stütze des guten Rechts, die Stütze der Unterdrückten und der Gründer der Ordnung. Die Völker schlafen ein im Schooße der augenblicklichen durch den Despotismus gebildeten Glückseligkeit; aber wenn sie erwachen, fühlen sie sich elend. Die Freiheit im Gegentheil pflegt mitten unter Stürmen zu entstehen, und stellt sich mit Mühe unter bürgerlicher Uneinigkeit fest, und erst wenn sie alt geworden ist, kann man ihre Wohlthaten anerkennen.

Achtung vor dem Gesetze in den vereinigten Freistaaten.

Achtung der Amerikaner vor dem Gesetze. — Väterliche Liebe, welche sie vor solchem empfinden. — Persönliches Interesse eines jeden Amerikaners, die Macht der Gesetze zu vermehren.

Es ist nicht allezeit möglich, das Volk mittelbarer oder unmittelbarer Weise zur Verfertigung der Gesetze zu berufen, aber man darf nicht leugnen, daß, wenn dies thunlich ist, es dadurch ein großes Ansehen erlangt. Dieser Ursprung aus dem Volke, welcher oft der Güte und der Weisheit der Gesetzgebung schadet, trägt auffallend zur Macht der Gesetze bei.

Im Ausspruch des Willens eines ganzen Volks liegt eine Erstaunen erregende Kraft. Wenn sich solcher Wille zu Tage legt, so beugt dies gleichsam die Einbildungskraft derjenigen, welche wider diesen Willen kämpfen wollten. Dies wissen alle Partheien im Volke sehr gut. Auch suchen sie möglichst zu bestreiten, daß die Mehrheit das Beschlossene nicht gewollt habe. Wenn sie ihnen bei der Abstimmung gefehlt hat, so berufen sie sich auf die von den Abwesenden nicht ausgesprochene Meinung, und wenn sie auch dort die Mehrheit nicht erweislich machen können, so finden sie dieselbe im Schooße derjenigen wieder, welche kein Stimmrecht hatten.

In den vereinigten Staaten ist jeder Wähler, und nimmt als solcher unmittelbar an der Gesetzgebung Theil, mit Ausnahme der Sclaven, des Gesindes und der von der Gemeinde ernährten Armen. Diejenigen, welche also die Gesetze angreifen wollen, sind folglich gezwungen, öffentlich die Meinung des Volks umzustimmen, oder müssen den Willen gewaltsam mit Füßen treten.

Zu diesem ersten Grunde füge man noch einen zweiten directeren Grund hinzu, der noch mächtiger ist, daß nämlich in den vereinigten Staaten jeder Bürger gleichsam ein persönliches Interesse darin findet, daß die Gesetze beobachtet werden, denn derjenige, welcher heute vielleicht nicht zur Mehrheit gehört, tritt ihr morgen bei, und diesen Respect, welchen er jetzt für den Willen des Gesetzgebers bezeugt, wird er bald Gelegenheit haben, für den seinigen zu verlangen. So unangenehm auch anfangs manches Gesetz dem Einwohner der vereinigten Staaten sein mag, so unterwirft er sich doch solchem ohne weiteres, nicht allein als dem Werke der größeren Zahl der Mitbürger, sondern auch als seinem eignen Werke; er betrachtet dasselbe als das Resultat eines von ihm mit abgeschlossenen Contracts.

Man sieht daher in den vereinigten Staaten keine zahlreiche, immer stürmische Menge, welche das Gesetz, als einen natürlichen Feind, mit Furcht oder Argwohn betrachtet. Im Gegentheil ist es unmöglich, nicht wahrzunehmen, daß alle Klassen ein großes Zutrauen in die Gesetzgebung ihres Staats setzen, und sie gleichsam als ihr Kind lieben.

Ich habe aber in den Worten »alle Klassen« mich

nicht klar genug ausgesprochen. In Amerika hat man die Stufenleiter der Macht von unten nach oben gekehrt. Die Reichen befinden sich ungefähr mit den Armen in Europa in gleicher Lage der Politik, und mißtrauen oft einem Gesetze, wie ich schon anderswo gesagt habe; der wahre Gewinn der demokratischen Regierung ist, daß die Interessen der größeren Zahl der Bürger beschützt werden. In den vereinigten Staaten, wo fast jedermann mitstimmt, fürchten die Reichen allezeit, daß die Armen wider sie ihre Gewalt mißbrauchen mögen.

Diese Stimmung der Reichen kann ein stilles Mißvergnügen mit sich führen, aber die Gesellschaft wird dadurch nicht gewaltsam erschüttert; denn die nämliche Ursache, welche den Reichen bewegt, dem Gesetzgeber nicht zu vertrauen, verhindert ihn, seinen Befehlen zu trotzen. Er macht das Gesetz nicht, weil er reich ist, und wagt nicht, es zu verletzen, weil er reich ist. Bei den civilisirten Völkern sind nur diejenigen in der Regel Aufrührer, welche nichts zu verlieren haben. Wenn also auch die Gesetze der Demokratie nicht immer achtungswürdig sind, so werden sie doch immer respectirt, denn diejenigen, welche in der Regel die Gesetze verletzen, können nicht unterlassen, denjenigen zu gehorchen, welche sie gemacht haben, und von denen sie Gewinn ziehen, und die Bürger, welche ein Interesse haben könnten, sie zu brechen, sind durch ihren Character und ihre Verhältnisse genöthigt, sich jedem Willen der Gesetzgebung zu unterwerfen. Uebrigens gehorcht das Volk in Amerika nicht allein dem Gesetze, weil es sein Werk ist, sondern auch, weil es solches ändern kann, wenn es ihn etwa verletzte. Anfangs unterwirft es sich solchem, als einem Uebel, was es sich selbst auferlegte, und hernach als einem vorübergehenden Uebel.

Thätigkeit, welche in allen Theilen des politischen Körpers in den vereinigten Staaten herrscht; Einfluß, welchen sie auf die Gesellschaft ausübt.

Es hält schwerer, die in den vereinigten Staaten herrschende politische Thätigkeit zu begreifen, als die daselbst angetroffene Freiheit und Gleichheit. — Die große Bewegung, welche daselbst die Gesetzgebungen un-

aufhörlich beunruhigt, ist nur ein Einschiebsel, eine Verlängerung der allgemeinen Bewegung. — Schwierigkeit für den Amerikaner, sich bloß mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. — Die politische Bewegung pflanzt sich in der bürgerlichen Gesellschaft fort. — Die Gewerbsthätigkeit der Amerikaner rührt zum Theil daher. Mittelbare Vortheile, welche die Regierten durch die demokratische Regierungsform erlangen.

Wenn man aus einem freien Lande in ein unfreies übergeht, so rührt uns ein außerordentlicher Anblick. Dort ist Alles Thätigkeit und Bewegung, und hier Alles ruhig und unbeweglich. In dem ersteren ist nur von Verbesserungen und Fortschritten die Rede; man möchte aber sagen, daß die Regierten in dem unfreien Lande, nachdem sie alle Güter erworben haben, gleichsam ausruhen, um sie zu genießen. Indessen ist das Land, welches sich so viele Mühe giebt, um glücklich zu werden, in der Regel reicher und glücklicher, als dasjenige, welches mit seinem Schicksal so wohl zufrieden zu sein scheint. Wenn man Beide betrachtet, so begreift man kaum, wie sich täglich in dem ersteren so viele neue Bedürfnisse zeigen können, indeß man in dem anderen nur wenig davon zu empfinden scheint.

Wenn diese Bemerkung auf freie Länder paßt, welche die monarchische Regierungsform beibehalten haben, und auch auf diejenigen, wo die Aristokratie herrscht, so ist sie doch noch auffallender in demokratischen Republiken. Da ist es nicht mehr ein Theil des Volks, welcher die Verbesserung des Zustandes der Regierten unternimmt, sondern das ganze Volk übernimmt die Sorge. Es ist nicht bloß davon die Rede, für die Bedürfnisse und Bequemlichkeiten einer Klasse zu sorgen, sondern zu gleicher Zeit für alle Klassen.

Es ist nicht unmöglich, die unermeßliche Freiheit zu begreifen, welche die Amerikaner genießen; man kann sich auch die äußerste bei ihnen herrschende Gleichheit der Menschen vorstellen; was man aber nicht begreifen kann, ohne davon Zeuge gewesen zu sein, ist die in den vereinigten Staaten herrschende Thätigkeit.

Kaum steigt man in Amerika ans Land, so befindet man sich mitten in einer Art des Tumults; von allen Seiten erhebt sich ein verwirrtes Geschrei, man hört zu gleicher Zeit

tausend Stimmen, jede derselben drückt irgend ein gesellschaftliches Bedürfniß aus. Alles umher bewegt sich; hier hat sich ein Theil des Volks vereinigt, um zu berathen, ob eine Kirche gebaut werden soll; dort arbeitet man an der Wahl eines Repräsentanten; weiterhin begeben sich die Abgeordneten eines Districts in aller Eile nach der Stadt, um über gewisse örtliche Verbesserungen ihre Vorschläge zu machen; an einem anderen Orte trifft man die Bauern eines Dorfs, welche ihren Pflug verlassen haben, um den neuen Plan einer Straße oder einer Schule zu berathen. — Bürger versammeln sich zu dem einzigen Zweck, um zu erklären, daß sie den Gang der Regierung mißbilligen, indeß Andere sich vereinigen, um freimüthig zu erklären, daß die jetzigen Beamten Väter des Vaterlandes sind. Weiterhin sieht man Andere, welche die Trunkliebe als die Hauptquelle der Uebel des Staats betrachten, und sich feierlich zu einem Muster der von ihnen dargestellten Mäßigkeit vereinigen. *)

Die große politische Bewegung, welche ohne Aufhören die amerikanischen Gesetzgebungen aufregt, die einzige, welche man im Aeußern wahrnimmt, ist nur ein Einschiebsel und eine Art der Verlängerung der allgemeinen Bewegung, welche in den letzten Volksklassen entsteht, und hernach immer weiter alle Klassen der Bürger erreicht. Man kann nirgends mit mehr allgemeiner Anstrengung arbeiten, um glücklich zu werden.

Es läßt sich schwer sagen, welchen Platz die Sorgen der Politik im thätigen Leben eines Bürgers in den vereinigten Staaten einnehmen. Sich um die Regierung der Staatsgesellschaft zu bekümmern, und davon zu reden, ist das große Geschäft, und gleichsam das einzige Vergnügen, was ein Amerikaner kennt. Dies nimmt man im kleinsten Winkel seiner Lebensweise wahr. Selbst die Frauen begeben sich oft in die öffentlichen Versammlungen, und erholen sich, indem sie

---

*) Die Mäßigkeitgesellschaften sind Vereine, deren Glieder sich verpflichten, sich aller starken Spirits zu enthalten. Als ich aus den vereinigten Staaten abreiste, zählte man schon 270,000 solcher Mitglieder. Dies hatte schon die Wirkung, bloß in dem Staate Pensylvanien, daß der Verbrauch hitziger Getränke jährlich um mehr als zwei Millionen Bouteillen abnahm.

politische Reden anhören, von der langweiligen Hauswirthschaft. Für sie ersetzen die Clubs gewissermaßen die Schauspiele. Ein Amerikaner liebt nicht Gespräche, die anderswo unterhalten, aber er untersucht stets ihm und dem Publicum wichtige Fragen, er schwatzt nicht, sondern wägt das für und wider. Er spricht allezeit so feierlich, als in einer Berathungsversammlung, und begegnet es ihm einmal zufällig, daß er sich erhitzt, so wird er sagen: »meine Herren« indem er sich zu dem wendet, der gegen ihn gesprochen hatte.

In einem gewissen Lande nimmt der Einwohner nur mit einer Art des Widerwillens die politischen ihm vom Gesetze eingeräumten Rechte an. Die Beschäftigung mit den Angelegenheiten seiner Gemeinde scheint ihm Zeit zu rauben im Betriebe seiner eigenen Geschäfte. Er zieht sich dann in seinen engen Egoismus zurück, dessen bestimmte Gränze vier Gräben mit einer Hecke umgeben.

Von den Augenblicke an, wo im Gegentheil der Amerikaner gezwungen ist, sich nur um sein eigenes Geschäft zu bekümmern, wird ihm seine halbe Existenz geraubt. Er fühlt in seinen Tagen eine unermeßliche Leere, und sich unglaublich unglücklich. Das nämliche bemerkte man auch unter den ersten römischen Kaisern. Nichts gleicht, nach Montesquieu, der Verzweiflung gewisser Bürger in Rom, welche nach einem sehr bewegten politischen Leben plötzlich zur Ruhe des Privatlebens zurückkehrten.

Ich bin überzeugt, daß, wenn jemals der Despotismus in Amerika sich sollte feststellen können, er noch mehr Schwierigkeiten finden wird, die durch die Freiheit entstandenen Gewohnheiten zu besiegen, als die Liebe zur Freiheit selbst.

Diese sich stets erneuernde Bewegung, welche die demokratische Regierung in die politische Welt eingeführt hat, geht hernach in das Bürgerleben über. Vielleicht ist, genau genommen, gerade dies der größte Nutzen der demokratischen Regierung, und ich lobe solche weit mehr wegen dessen, was sie gehen läßt, als wegen dessen, was sie selbst schafft.

Es ist unwiderstreitbar, daß das Volk dort oft die öffentlichen Angelegenheiten sehr schlecht leitet; aber das Volk kann sich nicht in die öffentlichen Angelegenheiten mischen, ohne

B S B
MÜNCHEN

Ausbreitung des Kreises seiner Begriffe, und ohne daß man wahrnimmt, wie sich sein Geist von dem gewöhnlichen Schlendrian entfernt. Der Mann, welcher aus dem Volke zur Regierung der Staatsgesellschaft berufen wird, faßt für sich selbst eine gewisse Achtung. Da er dadurch eine Macht erlangt, so gelangt er auch zu aufgeklärteren Ansichten. Man wendet sich ohne Aufhören an ihn, um eine Stütze an ihm zu finden, und indem man versucht, ihn auf tausenderlei Art zu täuschen, erleuchtet man ihn gerade. In der Politik nimmt er Theil an Unternehmungen, welche er nicht entworfen hat, die ihn aber in der Regel an Unternehmungen Geschmack finden lassen. Täglich zeigt man ihm Verbesserungen an, welche im Eigenthum der Gemeinde statt finden können, worauf bei ihm ein Verlangen entsteht, die von ihm persönlich geleitete Gemeinde zu verbessern. Er ist vielleicht weder tugendhafter nach glücklicher, aber aufgeklärter und thätiger, als seine Vorgänger. Ich zweifle nicht, daß die demokratischen Verfassungen, verbunden mit der physischen Natur des Landes, zwar nicht die unmittelbare, aber doch die mittelbare Ursache der Erstaunen erregenden Bewegung des Gewerbfleißes sind, welchen man in den vereinigten Staaten wahrnimmt. Nicht die Gesetze lassen dies entstehen, aber das Volk lernt es hervorbringen, dadurch, daß es die Gesetze schafft.

Wenn die Feinde der Demokratie behaupten, daß ein Einziger das, was er schafft, besser schaffe, als die Regierung aller dazu vereinten Bürger, so scheint es mir, daß sie recht haben. Angenommen, daß die Einsichten dieses Einzigen nicht niedriger stehen, als diejenigen einer Bürgergesammtheit, so wird dieser Einzige seinen Unternehmungen mehr Folge geben können, als eine Masse, die die Oberleitung hat. Er wird mehr Ausdauer zeigen, Vieles mehr umfassen, im Kleinen manches vollkommner herstellen, und ein schärferes Urtheil fällen über die bei der Ausführung Angestellten. Diejenigen, welche diese Wahrheiten leugnen, haben niemals eine demokratische Republik gesehen, oder nur nach wenigen Beispielen geurtheilt. Die Demokratie, selbst wenn örtliche Umstände und Vorliebe des Volks ihr erlaubten, sich zu behaupten, zeigt nicht gerade eine Regelmäßigkeit der Verwaltung und metho-

dische Ordnung in ihrer Regierung. Die demokratische Freiheit vollführt nicht jede ihrer Unternehmungen mit der nämlichen Vollkommenheit, wie der verständige Despotismus. Oft giebt sie solche auf, ehe sie ihr Früchte brachten, oder wagt solche, obgleich sie gefährlich sind, und die Erreichung des Zieles ungewiß ist, aber in gleicher Länge der Zeit producirt sie mehr als der Despotismus, macht jede Sache weniger gut, schafft aber mehr. Unter ihrer Herrschaft ist Alles, was sie für den öffentlichen Dienst herstellt, nicht großartig, wohl aber ist das großartig, was die Regierten in solcher ohne ihre Regierung, und außer solcher vollbringen. Die Demokratie giebt dem Volke nicht die gewandteste Regierung, aber sie schafft Dinge, welche die geschickteste Regierung zu schaffen, zu ohnmächtig ist. Sie verbreitet im ganzen Gesellschaftskörper eine unruhige Thätigkeit, eine Kraft bis zum Ueberflusse, eine außer ihr mangelnde Energie, welche unter irgend günstigen Umständen Wunder schaffen kann. Dies sind ihre wahren Vorzüge.

In diesem Jahrhundert, wo das Schicksal der christlichen Welt zweifelhaft geworden zu sein scheint, eilen Einige, die Demokratie als eine feindliche Macht anzugreifen, indeß solche sich immer mehr erweitert. Andere beten in ihr einen neuen Gott an, welcher aus Nichts hervorgegangen ist; aber Beide kennen den Gegenstand ihres Hasses nur unvollkommen, bestreiten solchen in der Finsterniß, und treffen ihn nur durch Zufall.

Was verlangen sie von der Staatsgesellschaft und von ihrer Regierung? Man muß sich darüber verständigen.

Wollen Sie dem Geiste der Menschen eine gewisse Erhabenheit geben, eine edelmüthige Art, die irdischen Dinge zu betrachten? Wollen Sie den Menschen eine Art der Verachtung der materiellen Güter einflößen? Wünschen Sie tiefe Ueberzeugungen entstehen zu lassen, und zu unterhalten, und große Ergebungen bei den Regierten vorzubereiten?

Ist es Ihr Plan, die Sitten zu verfeinern, die Manieren zu erheben, die Künste glänzen zu lassen?

Verlangen Sie Verehrung der Dichtkunst, Lärm und Kriegerruhm?

Wollen Sie ein Volk so organisiren, daß es mit Kraft auf die anderen wirkt? Bestimmen Sie dasselbe zu großen Unternehmungen, und soll es eine unermeßliche Spur in der Geschichte zurücklassen, was auch das Endresultat aller Anstrengungen des Monarchen und des Volks gewesen sein mag?

Sobald nach Ihrer Ansicht solche Dinge der Hauptgegenstand der Mitglieder einer Staatsgesellschaft sein sollen, so muß man die demokratische Regierungsform nicht wählen, oder sie wird Sie gewiß nicht zum Ziele führen.

Aber wenn es Ihnen nützlich scheint, die geistige und moralische Thätigkeit des Menschen auf die Nothwendigkeiten des materiellen Lebens zu leiten, und sie zum gemeinschaftlichen Wohlsein zu benutzen; wenn Ihnen die Vernunft der Menschen nützlicher erscheint, als Ihr Genie, wenn es Ihre Absicht nicht ist, heldenmüthige Tugenden zu erzielen, wohl aber friedliche Lebensgewohnheiten; wenn Sie lieber Laster als Verbrechen sehen, und weniger große Handlungen fördern wollen, unter der Bedingung, weniger Uebelthaten anzutreffen; wenn es Ihnen hinreicht, in der Mitte eines glücklichen Volks zu leben, statt sich im Schooße einer glänzenden Gesellschaft Weihrauch streuen zu lassen, und wenn endlich der Hauptgegenstand einer Regierung nicht sein sollte, dem ganzen Körper ihres Volks viele Kraft und vielen Kriegerruhm zu geben, wohl aber einem Jeden der Staatsbürger den meisten Wohlstand und das wenigste Elend zu verschaffen, dann gleichen Sie die Stände möglichst gegen einander aus, und führen Sie die demokratische Regierungsform ein.

Wenn es aber nicht mehr Zeit ist, eine solche Wahl zu treffen, und Sie eine höhere als die menschliche Macht bereits hingerissen hat, ohne Ihre Wünsche zu befragen, welche beider Regierungsformen Sie etwa persönlich vorziehen möchten, so suchen Sie wenigstens aus jeder den möglichsten Nutzen zu ziehen, und da Sie sowohl ihre bösen Instincte als ihre guten Neigungen kennen, so bemühen Sie sich, die Wirkungen der Letzteren einzuschränken, und diejenigen der Ersteren zu entwickeln.

Siebentes Kapitel.

Allmacht der Mehrheit in den vereinigten Staaten, und deren Wirkungen.

Natürliche Kraft der Mehrheit in den Demokratieen. — Die meisten Verfassungen in Amerika haben künstlich diese natürliche Kraft vermehrt. — Wie? — Befehlende Mandate. — Das moralische Reich der Mehrheit. — Glaube an ihre Untrüglichkeit. — Respect vor ihren Rechten. — Was solchen in den vereinigten Staaten vermehrt.

Die Unumschränktheit liegt im Wesen der Mehrheit, in den demokratischen Regierungen, denn außer der Mehrheit kann ihr daselbst nichts Widerstand leisten.

Die meisten amerikanischen Verfassungen haben gesucht, die natürliche Kraft der Mehrheit noch künstlich zu erhöhen. Wir bemerkten bei der Untersuchung der Bundesverfassung, daß die Gesetzgeber der Union einen entgegengesetzten Weg einschlugen, in der Absicht, die Bundesregierung in ihrem Geschäftskreise unabhängiger als die Regierungen der Einzelstaaten zu stellen. Aber die Bundesregierung beschäftigt sich fast nur mit auswärtigen Angelegenheiten. Das Innere leiten die von einander unabhängigen Staatsregierungen nach Gefallen, und nach den Specialverfassungen.

Die Gesetzgebung ist unter allen politischen Mächten am freiwilligsten der Mehrheit gehorsam. Die Amerikaner haben gewollt, daß die Mitglieder der Gesetzgebung unmittelbar durch das Volk für eine kurze Zeit ernannt würden, wodurch sie gezwungen sind, sich nicht allein nach den allgemeinen Wünschen, sondern auch nach augenblicklichen Leidenschaften ihrer Wähler zu richten.

Sie nahmen aus den nämlichen Klassen und ernannten auf gleiche Art die Mitglieder beider Kammern, so daß die Bewegungen des gesetzgebenden Körpers fast eben so schnell, und nicht weniger unwiderstehlich sind, als diejenigen einer einzigen Versammlung.

Nachdem auf solche Art die Gesetzgebung regulirt worden war, vereinigte man in ihrem Schooße fast die ganze Regierung. So wie das Gesetz die Kraft der natürlich starken

Gewalten verstärkte, schwächte sie noch mehr die natürlich schwachen; sie räumte den Repräsentanten der vollziehenden Macht weder Dauer noch Unabhängigkeit ein, und indem sie solche vollständig den Launen der Gesetzgebung unterwarf, nahm sie ihnen den geringen Einfluß, welchen ihnen die Natur der demokratischen Regierung auszuüben erlaubt hatte.

In mehreren Staaten überließ sie die richterliche Gewalt der Wahl der Mehrheit, und damit diese Gewalt von der gesetzgeberischen noch abhängiger werden möge, sollte letztere jährlich den Gehalt der Richter bestimmen. Noch weiter ging aber die Praxis, als die Gesetze. Denn es verbreitet sich immer mehr in den vereinigten Staaten ein Herkommen, welches am Ende alle Garantieen der Repräsentativregierung auflösen wird, da die Wähler häufig den erwählten Deputirten vorschreiben, wie sie sich betragen sollen, von welcher Instructionsbestimmung sie sich keineswegs entfernen dürfen. Den Tumult abgerechnet, scheint es gleichsam, daß die Mehrheit selbst auf den öffentlichen Plätzen Berathungen pflegt, so sehr hat man sich dort an das Berathen gewöhnt.

Noch einige eigenthümliche Umstände machen in Amerika die Macht der Mehrheit nicht allein vorherrschend, sondern auch unwiderstehlich.

Das moralische Reich der Mehrheit gründet sich zum Theil auf die Idee, daß viele vereinigte Menschen mehr Einsichten und Weisheit besitzen, als ein Einziger, sowohl in der Zahl der Gesetzgeber, als in deren Wahl. Das ist die Theorie der Gleichheit, angewendet auf den Verstand. Diese Lehre greift den Stolz der Menschen in seinem äußersten Zufluchtsorte an, auch räumt solche die Minderzahl nur ungern ein, und gewöhnt sich erst daran nach vieler Mühe. Unter allen Gewalten bedarf vorzüglich die der Mehrheit eine lange Dauer, um legitim zu erscheinen. Anfangs erlangt sie durch Zwang den Gehorsam, und der Respect vor solcher kommt erst viel später, nachdem man lange unter ihren Gesetzen gelebt hat.

Die Annahme, daß die Mehrheit durch ihre Einsichten von Rechtswegen befugt sei, die Gesellschaft zu regieren, brachte schon die ersten civilisirten Bewohner des Bodens der vereinigten Staaten nach Amerika. Diese Achtung vor der Weisheit

der Mehrheit, welche allein ein freies Volk schaffen könnte, ist jetzt in die Sitten übergegangen, und selbst in den kleinsten Lebensgewohnheiten findet man sie wieder.

Die Franzosen unter der alten Monarchie nahmen den Rechtssatz an, daß der König niemals irren könne, und wenn es ihm dennoch begegnete, Böses zu thun, so schrieben sie seinen Rathgebern die Schuld zu, was ungemein den Gehorsam erleichterte. So konnte man wider ein Gesetz murren, ohne aufzuhören, den Gesetzgeber zu lieben und zu achten. Gleichen Glauben haben die Amerikaner von den wohlwollenden Gesinnungen ihrer Mehrheit.

Das moralische Reich der Mehrheit gründet sich ferner auch auf den Lehrsatz, daß die Interessen der größeren Zahl den Interessen der kleineren Zahl vorgezogen werden müssen. Nun brgreift man leicht, daß der Respect, welchen man dem Rechte der größeren Zahl einräumt, mit der Zunahme derjenigen, die etwas wollen und der Abnahme derjenigen, welche es nicht wollen, oder wenn die Zu= oder Abnahme umgekehrt ist, sich mehrt und mindert. Wenn eine Nation zwischen mehreren großen unvereinbaren Interessen getheilt ist, wird das Vorrecht der Mehrheit oft verkannt, weil es zu schwer wird, sich solchem zu unterwerfen, da die Mehrzahl vielleicht nur unbedeutend ist.

Wenn in Amerika jemals eine Klasse der Bürger vorhanden wäre, die der Gesetzgeber gewisser ausschließender Vorzüge, welche sie Jahrhunderte hindurch besessen hätte, zu berauben gesonnen wäre, und solche von einem hohen Range zu dem der Menge herabsteigen lassen wollte, so ist es wahrscheinlich, daß die Minderzahl sich nicht leicht einem solchen Gesetze fügen würde.

Da aber die vereinigten Staaten durch Menschen gleichen Standes bevölkert worden sind, so findet man dort noch keine natürliche und bleibende Abweichung der Interessen der verschiedenen Einwohner.

Es gibt gewisse Gesellschaftsverhältnisse, in welchen die Mitglieder der Minderzahl niemals hoffen dürfen, die Mehrheit an sich zu ziehen, weil man alsdann den Gegenstand des Kampfes aufgeben müßte, welchen die Minderzahl gegen

die Mehrheit lange behauptet hat. So kann z. B. die Aristokratie niemals Mehrheit werden, so lange sie ihre ausschließenden Vorrechte behauptet, und ihre Vorrechte nicht fahren lassen, ohne aufzuhören, eine Aristokratie zu sein.

In den vereinigten Staaten können sich die politischen Fragen niemals so allgemein und so absolut, als in jenem Exempel, stellen. Alle Partheien sind bereit, die Rechte der Mehrheit anzuerkennen, weil alle hoffen, sie einstens zu ihrem Vortheil benutzen zu können.

Die Mehrheit hat also in den vereinigten Staaten eine unermeßliche factische Macht, und eine fast eben so große Macht der Meinung für sich, und wenn sie sich einmal über eine gewisse Staatsfrage gebildet hat, so gibt es gleichsam keine Hindernisse, welche ihren Gang hemmen oder auch nur aufhalten, und ihr die Zeit lassen könnten, die Klagen derjenigen anzuhören, welche sie im Vorbeigehen vernichtet.

Die Folgen solchen Zustandes sind zugleich traurig und gefährlich.

Wie die Allmacht der Mehrheit in Amerika die Gesetzgebungs- und Verwaltungsbeständigkeit, welche den Demokratieen natürlich ist, vergrößert.

Wie die Amerikaner die gesetzgebende Unbeständigkeit durch die jährliche Erneuerung der Gesetzgeber vergrößern, indem sie solchen eine fast unbeschränkte Macht einräumen. — Gleiche Wirkung zeigt sich in der Verwaltung. — In Amerika räumt man den Verbesserungen des Gesellschaftszustandes eine ungleich größere aber weniger anhaltende Kraft als in Europa ein.

Ich habe früher von den den demokratischen Regierungen eigenthümlichen Mängeln geredet. Sie wachsen sämmtlich mit der Kraft der Mehrheit.

Um mit dem auffallendsten Mangel anzufangen, bemerke ich, daß die gesetzgebende Unbeständigkeit ein der demokratischen Regierung eigenthümliches Uebel ist, weil es in der Natur der demokratischen Regierungen liegt, oft neue Menschen zur Macht gelangen zu lassen. Dieses Uebel ist jedoch mehr und weniger groß, nach der Macht und den Mitteln, um zu wirken, welche man der Gesetzgebung anvertrauet hat.

In Amerika übergibt man der gesetzgebenden Macht die höchste Gewalt. Sie kann sich schnell und unwiderstehlich jedem Wunsche überlassen, und jährlich gibt man ihr andere Repräsentanten. Man hat also gerade die Einrichtung angenommen, welche die demokratische Unbeständigkeit am meisten begünstigt, und der Demokratie erlaubt, ihren wechselnden Willen an die wichtigsten Gegenstände anzuknüpfen.

Auch ist Amerika das Land, wo die Gesetze die kürzeste Dauer haben, denn seit 30 Jahren sind fast alle amerikanische Verfassungen, welche die wesentlichen Basen jeder Gesetzgebung sind, bereits umgeändert worden.

Was die Gesetze selbst betrifft, so genügt es, in die Archive der verschiedenen Unionsstaaten zu blicken, um sich zu überzeugen, daß in Amerika die Thätigkeit der Gesetzgebung niemals ruht. An sich ist die amerikanische Demokratie nicht unbeständiger, als andere Demokratieen; man hat ihr aber das Mittel gegeben, in der Bildung der Gesetze der natürlichen Unbeständigkeit ihrer Neigungen zu folgen. Die im Staate Massachusetts von 1780 an gegebenen Gesetze bilden bereits drei dicke Bände, obgleich in der Sammlung 1823 nur die damals revidirten, fortdauernd geltenden Gesetze aufgenommen wurden. Auch ist dieser Staat, welcher nicht bevölkerter, als ein französisches Departement, in der ganzen Union der beständigste in seinen Einrichtungen, und der weiseste in dem, was er unternimmt.

Die Allmacht der Mehrheit, und die schnelle und absolute Art, ihren Willen auszuüben, macht nicht allein das Gesetz unbeständig, sondern übt auch den nämlichen Einfluß auf die Vollziehung des Gesetzes, und auf die öffentliche Verwaltung.

Da die Mehrheit die einzige Macht ist, welcher zu gefallen wichtig ist, so wirkt man mit Eifer zu allem, was sie unternimmt, aber von dem Augenblicke an, wo sie ihre Aufmerksamkeit anderswo hinrichtet, hören alle Anstrengungen auf, indeß in den freien europäischen Staaten, wo die verwaltende Macht unabhängig und festgestellt ist, der Wille des Gesetzgebers auch alsdann ferner vollzogen wird, wenn er sich mit andern Gegenständen beschäftigt.

In Amerika fördert man gewisse Verbesserungen mit mehr

Deutsches Landesbib.-Institut Berlin

Eifer und Thätigkeit, als anderswo. In Europa widmet man solchen weit weniger Kraft, aber sie sind dauerhafter.

Einige fromme Männer unternahmen vor mehreren Jahren die Verbesserung des Zustandes der Gefängnisse. Das Publicum wurde durch solche bewegt, und die Wiedergeburt der Verbrecher wurde ein im ganzen Volke beliebter Plan.

Damals bauete man neue Gefängnisse. Zum erstenmal drang die Idee der sittlichen Verbesserung der Verbrecher und der zweckmäßigsten Form der Züchtigungen in die Gefängnisse. Aber die glückliche Revolution, an der das Publikum so lebhaft Theil nahm, konnte ungeachtet der Unwiderstehlichkeit der gemeinschaftlichen Anstrengungen der Bürger nicht plötzlich ins Leben eingeführt werden.

Zur Seite der neuen von der Mehrheit geschaffenen Strafhäuser behielt man die alten bei, und hielt darin die meisten Verbrecher verhaftet. Diese alten Gefängnisse wurden ungesunder, und die Behandlung ihrer Gefangenen verdorbener, so wie die neuen sich verbesserten und gesunder wurden. Man begreift das warum sehr leicht.

Die von der Idee, eine neue Stiftung zu begründen, eingenommene Mehrheit hatte die alte Stiftung gänzlich vergessen. Als nun jeder die Augen nicht mehr nach dem Gegenstande richtete, wohin der Herr nicht mehr blickte, so verschwand alle Aufsicht. Man hatte erst gesehen, daß die heilsamen Gesetze der Disciplin aufgelöst wurden, und bald hernach, daß man sie gänzlich verschwinden ließ. Neben dem neuen Gefängnisse, einem dauernden Denkmal der Milde und der Einsichten unsrer Zeit, traf man einen Kerker an, welcher an die Barbarei des Mittelalters erinnerte.

Tyrannei der Mehrheit.

Wie muß man den Satz der Volkssouverainetät verstehen. — Unmöglichkeit einer sogenannten gemischten Regierung. — Irgendwo muß man die höchste Gewalt antreffen. — Vorsicht, um ihre Thätigkeit zu mäßigen, welche man in den vereinigten Staaten vernachlässigte. — Was daraus folgte.

Ich betrachte den Lehrsatz als gottlos und verabscheuungswürdig, daß die Mehrheit eines Volks in Regierungsangele-

Königliche Universitäts-Bibliothek zu Berlin

genheiten das Recht hat, alles zu thun, und doch lasse ich aus dem Willen der Mehrheit alle Gewalt im Staate entstehen. Bin ich hier mit mir selbst im Widerspruch?

Es ist ein allgemeines Gesetz vorhanden, welches nicht nur von der Mehrheit der einzelnen Völker, sondern von der Mehrheit aller Völker angenommen worden ist. Dieses Gesetz ist die Gerechtigkeit. Auch bildet solche die Gränze des Rechts eines jeden Volks.

Eine Nation ist gleichsam eine Jury, welche den ganzen Staat repräsentirt, und die Gerechtigkeit anwenden soll, welche ihr Gesetz ist. Muß die die Nation vorstellende Jury nicht mehr Macht haben, als die Gesellschaft selbst, deren Gesetze die Jury vollzieht?

Wenn ich mich also weigere, einem ungerechten Gesetze zu gehorchen, so leugne ich der Mehrheit nicht das Recht das Befehlens ab, sondern appellire nur von der Souverainetät des Volks an die Souverainetät des menschlichen Geschlechts.

Es gibt Völker, welche sich nicht scheuen, zu sagen, daß ein Volk in den solches selbst betreffenden Gegenständen nicht gänzlich aus den Gränzen der Gerechtigkeit und der Vernunft heraustreten könne, und daß man daher nicht zu fürchten brauche, der sie repräsentirenden Mehrheit alle Macht einzuräumen. Dies ist aber die Sprache eines Sclaven.

Was ist denn die Mehrheit in ihrer Gesammtheit anders, als ein Einzelner, welcher Meinungen und oft sogar Interessen hat, die einem andern Einzelnen der Minderzahl entgegen sind? Muß man nun zugeben, daß ein mit Allmacht begabter Mensch solche wider seine Gegner mißbrauchen kann, warum will man das Nämliche bei der Mehrheit nicht als möglich zugeben? Haben die in einer Staatsgesellschaft sich verbindenden Menschen darum ihren Character verändert? Sind sie durch mehr Stärke geneigter geworden, manche Hindernisse nicht überwältigen zu wollen? Keiner wird leugnen, daß ein Volk wider ein anderes gewaltthätig handeln kann. Nun bilden aber die Partheien in einem Volke gleichsam verschiedene Nationen und stehen als Fremde gegen einander über. Wenn man gestehen muß, daß ein Volk wider ein anderes tyrannisch handeln kann, warum will man denn leugnen, daß die Par-

theien in einem gleichen Verhältnisse zu einander stehen können? Was mich anbetrifft, so werde ich, wenn ich einem Einzelnen, der als Mensch mir gleich steht, das Recht, alles zu thun, was ihm beliebt, nicht einräume, dies eben so wenig einer Mehrzahl zugestehen.

Auch glaube ich nicht, daß man jemals, um die Freiheit zu erhalten, mehrere einander entgegenstehende Grundsätze in einer Regierung vermischen muß.

Die sogenannte gemischte Regierung war mir immer eine eitele Einbildung. Es gibt in der That, im angenommenen Sinne, keine gemischte Regierung, weil man in jeder Staatsgesellschaft am Ende ein einziges Princip entdeckt, welches alles übrige beherrscht.

Man hat besonders von England im letzten Jahrhundert behauptet, daß es eine gemischte Regierung besitze, und doch hat es eine wesentlich aristokratische Regierung, obgleich solche in ihrem Schooße große demokratische Elemente besitzt; denn die dortigen Gesetze und Sitten waren so gestaltet, daß die Aristokratie dort für immer herrschen, und nach ihrem Willen die öffentlichen Angelegenheiten leiten konnte.

Der Irrthum rührte daher, daß, da man unaufhörlich die Interessen der Großen mit denjenigen des Volks im Kampfe sah, man nur an den Kampf dachte, statt auf das Resultat dieser Kämpfe zu achten, was der Hauptpunct war. Wenn die Regierung eines Staats wirklich gemischt, also in Grundsätzen, welche einander widersprechen, getheilt ist, so erfährt sie eine Revolution, oder sie wird aufgelößt.

Ich denke daher, daß man allezeit eine über alles andere erhabene Staatsmacht gründen muß, aber ich glaube, daß die Freiheit in Gefahr schwebt, wenn jene kein Hinderniß antrifft, welches ihren Gang aufhalten, und ihr die Zeit der Ueberlegung, sich selbst zu mäßigen, verschaffen kann.

Die Allmacht an sich dünkt mir eine üble und gefährliche Macht zu sein. Ihre uneigennützige Ausübung scheint mir über die menschlichen Kräfte zu gehen, und nur Gott ohne Gefahr allmächtig zu sein, weil seine Weisheit und seine Gerechtigkeit stets seiner Macht gleich sind. Es giebt daher auf der Erde keine an sich so ehrwürdige, oder mit einem so heiligen Rechte begabte Auctorität, welche ich ohne

Aufsicht handeln, und ohne Hemmung regieren lassen möchte. Sobald ich daher sehe, daß man das Recht und das Vermögen, alles zu thun, irgend einer Macht einräumt, welche man Volk oder König, Demokratie oder Aristokratie nennen mag, sie mag ausgeübt werden in einer Monarchie, oder in einer Republik, so sage ich, da ist ein Keim der Tyrannei, und ich werde suchen, unter andern Gesetzen zu leben.

Was ich am meisten der demokratischen Regierung, wie sie in den vereinigten Staaten eingerichtet ist, zur Last lege, das ist nicht ihre Schwäche, wie viele Europäer behaupten, sondern vielmehr ihre unwiderstehliche Kraft; und was mir in Amerika am meisten widersteht, das ist nicht die dort herrschende höchste Freiheit, sondern die dort nicht anzutreffende Gewähr wider die Tyrannei.

Wenn ein Privatmann oder eine Parthei in Amerika eine Ungerechtigkeit erfährt, an wen soll er sich dort wenden? An die öffentliche Meinung? und gerade diese bildet die Mehrheit im gesetzgebenden Körper, und repräsentirt solche, gehorcht ihr auch blind. An die vollziehende Macht? sie wird von der Mehrheit ernannt, und ist ihr gehorchendes Werkzeug. An die öffentliche Macht? sie ist nichts, als die bewaffnete Mehrheit. An die Jury? sie ist von der Mehrheit geschaffen, mit dem Recht, gültige Beschlüsse zu fassen. In einigen Staaten wählt sogar die Mehrheit die Richter. Man mag den Privaten in gegebenen Fällen noch so ungerecht und unvernünftig behandelt haben, so muß er sich doch unterwerfen.

Im Kriege des Jahrs 1812 sah man in Baltimore ein auffallendes Beispiel der Ausschreitung durch den Despotismus der Mehrheit. Damals wurde der Krieg in Baltimore sehr gebilligt. Eine Zeitschrift vertheidigte daselbst die entgegengesetzte Meinung, und zog sich dadurch den Unwillen der Einwohner zu. Das zusammengelaufene Volk zerschlug die Pressen, und fiel das Haus der Journalschreiber an. Man wollte die Miliz aufbieten, aber sie versagte den Gehorsam. Um endlich die Unglücklichen zu retten, welche die Wuth des Volks bedrohte, ergriff man den Ausweg, sie als Verbrecher in das öffentliche Gefängniß zu führen. Diese Vorsicht wurde unnütz, denn das Volk versammelte sich in der Nacht abermals. Die

Absicht der Magistrate, die Miliz zusammen zu berufen, war abermals fruchtlos, das Gefängniß wurde erbrochen, einer der Redacteurs wurde auf der Stelle getödtet, die andern blieben als tod liegen, die vor der Jury Angeklagten wurden von dieser freigesprochen.

Ich sagte eines Tages zu einem Pensylvanier: ich bitte um eine Erklärung, warum in einem von den Quakern gestifteten Staate, der wegen seiner Duldsamkeit berühmt ist, die freien Neger nicht volle politische Rechte erlangt haben, und warum sie nicht mitstimmen, da sie doch die bürgerlichen Lasten tragen? Thun Sie unsern Gesetzgebern nicht Unrecht, versetzte der Pensylvanier, so ungerecht und unduldsam sind sie nicht. — Also die freien Neger haben bei Ihnen das Stimmrecht? — Ohne Zweifel! — Wie kam es denn, daß ich heute Morgen im Wahlcollegium nicht einen einzigen Neger sah? Der Amerikaner erwiederte: das ist nicht Schuld der Gesetze, sondern, daß die Neger nicht erscheinen wollen! — Das ist große Bescheidenheit von ihrer Seite! — Freilich weigern sie sich nicht, dahin zu gehen, aber sie fürchten, dort gemißhandelt zu werden. Bei uns kann es bisweilen begegnen, daß dem von der Mehrheit nicht unterstützten Gesetze die Kraft mangelt; nun hat die Mehrheit die größten Vorurtheile wider die Neger, und die Magistrate haben nicht Macht genug, den Negern die Ausübung des ihnen von der Gesetzgebung bewilligten Rechts einzuräumen. — Ey! die Mehrheit mit dem Vorrechte der Gesetzgebung will auch noch das Vorrecht in Anspruch nehmen, dem Gesetze nicht zu gehorchen?

Man nehme im Gegentheil an, daß der gesetzgebende Körper so eingerichtet wäre, daß er die Mehrheit repräsentirte, ohne nothwendig Sclave der Leidenschaften der Mehrheit zu sein, daß die vollziehende Macht genug Selbstständigkeit besäße, und daß die richterliche Gewalt von den beiden andern Gewalten unabhängig wäre, so würden sie immer eine demokratische Regierung behalten, aber sie würde alsdann nicht leicht mehr tyrannisch handeln können.

Ich sage nicht, daß man jetzt häufig tyrannische Handlungen in Amerika antreffe, ich sage aber, daß man dort keine Gewähr wider die mögliche Tyrannei findet, und daß man

die Ursache der milden Regierung mehr in den Umständen und in den Sitten, als in den Gesetzen aufsuchen muß.

Wirkungen der Allmacht der Mehrheit auf die Wüllkühr der amerikanischen Staatsbeamten.

Freiheit, welche das amerikanische Gesetz den Staatsbeamten läßt, in einem beschränkten Umfange. — Ihre Macht.

Man muß hier die Willkühr von der Tyrannei unterscheiden. Die Tyrannei kann sogar durch das Gesetz selbst begründet werden, und dann herrscht keine Willkühr. Die Willkühr kann im Interesse der Regierten geübt werden, und ist alsdann keine Tyrannei.

Die Tyrannei bedient sich gemeiniglich der Willkühr, im Nothfall hilft sie sich aber auch ohne die Willkühr.

Indem die Allmacht der Mehrheit in den vereinigten Staaten den gesetzlichen Despotismus des Gesetzgebers begünstigt, begünstigt sie zu gleicher Zeit die Willkühr der Magistrate. Da die Mehrheit die absolute Herrin in der Gesetzgebung ist, und deren Vollziehung bewacht, ferner auf gleiche Art die Regierenden und die Regierten inspicirt, die öffentlichen Beamten als ihre Diener betrachtet, auch sich darauf verläßt, daß sie ihren Absichten dienstbar sein werden, so unterläßt sie, solchen umständlich ihre Pflichten vorzuschreiben, und giebt sich nicht die Mühe, ihre Rechte zu bestimmen. Sie behandelt solche, wie die Herren ihre Diener, und da sie unter ihren Augen wirken, so kann sie in jedem Augenblick ihr Betragen leiten, oder verbessern.

In der Regel läßt das Gesetz den amerikanischen Beamten weit freiere Hände, als wir das in Europa gewohnt sind, da wir sie vielmehr durch Instructionen außer den Gesetzen zu verpflichten suchen. Bisweilen erlaubt ihnen sogar die Mehrheit, auszuschreiten. Geschützt durch die Meinung der Mehrheit, und stark durch ihre Mitwirkung, wagen sie dann Dinge, wovon selbst ein an manche Willkührlichkeiten gewohnter Europäer erstaunt. So bilden sich im Schooße der Freiheit Gewohnheiten, welche solcher einst gefährlich werden können.

Macht, welche die Mehrheit auf die Gedanken ausübt.

Sobald in Amerika die Mehrheit sich unwiderruflich ausgesprochen hat, so beräth man sich über das Beschlossene nicht weiter. — Warum? — Sittliche Macht, welche die Mehrheit auf die Gedanken ausübt. — Die demokratischen Republiken üben einen geistigen Despotismus.

Wenn man die Wirkung der Gedanken in den vereinigten Staaten genau prüft, so wird man sehr klar gewahr, wie sehr dort die Macht der Mehrheit alle in Europa bekannte Mächte übertrifft.

Der Gedanke ist eine unsichtbare und fast unangreifbare Macht, welche jeder Tyrannei Trotz bietet. In unsern Tagen vermögen selbst die absolutesten Regenten in Europa kaum mehr, manche ihrem Ansehen feindliche Gedanken abzuhalten, daß sie sich nicht in aller Stille in ihren Staaten, und selbst an ihren Höfen einschleichen. So ist es nicht in Amerika. Man spricht nur so lange, als die Mehrheit noch zweifelhaft ist, und Jeder schweigt, sobald sie sich unwiderruflich ausgesprochen hat, und die Freunde wie die Feinde ziehen deren Triumphwagen gemeinschaftlich. Die Ursache ist einfach. Es giebt keinen so unumschränkten Monarchen, welcher auf gleiche Art alle Kräfte des Staats vereinigen, und die Hindernisse eben so, wie die mit dem Recht der Gesetzgebung und deren Vollziehung begabte Mehrheit ausüben könnte.

Die Könige haben nur eine materielle Macht über die Handlungen, aber nicht über die Gedanken, oder über das Wollen der Menschen; aber die Mehrheit besitzt zugleich eine materielle und moralische Macht, welche auf die Handlungen und auf das Wollen zugleich wirkt, und zu gleicher Zeit die That und deren Wollen zu verhindern vermag.

Ich kenne kein Land, in welchem in der Regel weniger Unabhängigkeit des Geistes, und weniger wahre Prüfungs-Freiheit herrscht, als in Amerika.

Es giebt keine religiöse oder politische Theorie, welche man in den Verfassungsstaaten Europas nicht frei lehren darf, und welche nicht auch in die anderen eindringt; denn es giebt in Europa kein Land, welches dergestalt einer einzigen Macht

unterworfen wäre, daß derjenige, welcher daselbst die Wahrheit sagen will, nicht eine solche Stütze fände, die ihn wider die Resultate seiner Unabhängigkeit sicher stellen könnte. Wenn er etwa unter einer unumschränkten Regierung lebt, so hat er oft das Volk für sich; wenn er ein freies, monarchisch regiertes Land bewohnt, so kann er im Nothfall hinter der königlichen Auctorität Schutz finden. Da, wo die Demokratie herrscht, hat er die Unterstützung der Aristokraten, und wo diese herrschen, diejenige der Demokraten für sich. Aber im Schooße einer so, wie in den vereinigten Staaten organisirten Demokratie trifft man nur eine einzige Macht, ein einziges Element der Kraft und des Erfolges, und nichts außer dieser.

In Amerika beschreibt die Mehrheit einen furchtbaren Kreis um die Gedanken. Innerhalb dieser Gränzen ist der Schriftsteller frei, aber Unheil erwartet ihn außerhalb derselben. Er hat zwar kein Auto-da-fé zu befürchten; aber mit Widerwärtigkeiten jeder Art, und mit täglichen Verfolgungen zu kämpfen. Die öffentliche Laufbahn ist ihm verschlossen, die einzige Macht, welche ihm solche öffnen könnte, hat er beleidigt. Man versagt ihm Alles, und sogar den schriftstellerischen Ruhm. Ehe er seine Meinung bekannt machte, hatte er Anhänger, seitdem er alle seine Gedanken entdeckt hat, hat er keine, denn die Tadler sprechen sich laut aus, und diejenigen, welche denken, wie er, ohne seinen Muth zu haben, schweigen, und entfernen sich von ihm. Er giebt nach, und beugt sich unter dem Drucke jeden Tages, und schweigt, als wenn er Gewissensbisse fühlte, die Wahrheit gesagt zu haben.

Ketten und Henker waren die groben Werkzeuge, deren sich vormals die Tyrannei bediente, aber in unsern Tagen der Civilisation steht selbst der Despotismus gewissermaßen auf einer höheren Stufe.

Die Fürsten hatten gleichsam die Gewaltthätigkeit materialisirt. Die demokratischen Republiken haben verstanden, sie eben so geistig zu machen, als den menschlichen Willen, welchen sie bändigen wollen. Unter den unumschränkten Regierungen eines Einzigen traf der Despotismus grob den Körper, aber die Seele vermochte er nicht zu erreichen, und diese erhob sich glorreich über die Despotie; aber so verfährt die

Tyrannei nicht in den demokratischen Republiken, sie bekümmern sich nicht um den Körper, fassen aber die Seele. Der Herr sagt dort nicht: »stirb, oder denke wie ich,« sondern: »du magst frei denken, anders als ich, dir bleiben Leben, Güter und Alles, aber von diesem Tage an bist du ein Fremder unter uns; du behältst dein Bürgerrecht, aber es nützt dir nichts mehr, denn die Stimmen deiner Mitbürger wirst du nicht mehr erhalten, und wenn du auch nur ihre Achtung verlangst, so werden sie bemerkbar dir solche verweigern. Du bleibst unter den Menschen, verlierst aber dein Menschenrecht. Wenn du dich deines Gleichen näherst, so wird man dich fliehen, als ein unreines Thier, und diejenigen, welche dich für unschuldig halten, werden dich verlassen, denn sonst wird man auch sie vermeiden. Gehe im Frieden, ich lasse dir das Leben, aber ein schlimmeres, als der Tod!

Die unumschränkten Monarchieen hatten den Despotismus entehrt; man hüte sich, daß ihn die Republiken nicht wieder aufnehmen, und daß sie, indem sie ihn für Einige schwerer machen, ihm im Auge der Mehrheit sein gehässiges Ansehen und seinen erniedrigenden Character nehmen.

Unter den stolzesten Völkern der alten Welt publicirte man Werke, welche mit Treue die Laster und die Lächerlichkeiten der Zeitgenossen schilderten; Labruyere bewohnte den Palast Ludwig XIV., als er sein Kapitel über die Großen schrieb, und Moliere machte den Hof lächerlich, in Schauspielen, welche vor dem Hofe aufgeführt wurden. Aber die die vereinigten Staaten beherrschende Macht leidet keine solchen Schilderungen. Der leiseste Vorwurf beleidigt solche, und die mindeste stechende Wahrheit erbittert sie, und alles muß man loben, von der Form der Sprache bis zu den wahrhaftesten Tugenden dieses Volks. Kein, auch noch so berühmter, Schriftsteller darf unterlassen, seinen Landsleuten Weihrauch zu streuen. Die Mehrheit lebt folglich in einer beständigen Selbstvergötterung. Nur durch Fremde und durch eigene Erfahrung kommen gewisse Wahrheiten zu den Ohren der Amerikaner.

Wenn Amerika bisher noch keine großen Schriftsteller besaß, so rührt dies bloß daher, daß ohne Geistesfreiheit kein literarisches Genie aufblühen kann, und Amerika hat keine Geistesfreiheit.

Die Inquisition hat niemals verhindern können, daß in Spanien Bücher wider die Religion der Menge umliefen. Besser macht es die Mehrheit in den vereinigten Staaten; sie erstickt sogar den Muth, seine Gedanken wider die Meinung der Mehrheit auszusprechen. Auch in Amerika trifft man Ungläubige an, aber der Unglaube findet dort keinen Anklang.

Manche Regierungen wollen durch das Verbot unsittlicher Werke die Reinheit der Sitten erhalten. In den vereinigten Staaten darf man solche drucken lassen, aber niemand hat Lust, sie zu schreiben. Darum haben nicht alle Bürger reine Sitten, aber die Mehrheit hat solche.

Ohne Zweifel ist hier die Anwendung der Macht lobenswerth, aber ich redete nur von der Macht an sich. Diese unwiderstehliche Gewalt der Mehrheit ist fortdauernd, und ihr guter Gebrauch ist nur ein Zufall.

Wirkung der Tyrannei der Mehrheit auf den Nationalcharacter der Amerikaner; Hofgeist in den vereinigten Staaten.

Die Wirkung der Tyrannei der Mehrheit äußert sich mehr im Einflusse auf die Sitten, als auf die Regierung. — Aber sie duldet nicht das Aufkommen großer Charactere. — Die, wie die vereinigten Staaten organisirten, demokratischen Republiken verbreiten den Hofgeist unter der Mehrheit. — Proben, daß er dort vorhanden ist. — Warum man dort einen größeren Patriotismus unter den Regierten, als unter denen antrifft, welche in ihrem Namen regieren.

Dasjenige, was ich eben gesagt habe, wird nur schwach in dem politischen Staat wahrgenommen, aber desto mehr im Nationalcharacter der Amerikaner. Ich denke, daß man dem stets zunehmenden Einflusse des Despotismus der Mehrheit in den vereinigten Staaten es zuschreiben muß, daß sich jetzt daselbst so wenige merkwürdige Menschen in der öffentlichen Beamtung zeigen.

Als die Revolution in Amerika ausbrach, erschienen solche in Menge. Die öffentliche Meinung leitete damals den Willen, ohne ihn zu tyranniſiren. Die damaligen berühmten Männer schlossen sich freiwillig der Bewegung der Geister an, und hatten eine ihnen eigenthümliche Größe. Sie verbreiteten ihren Glanz über die Nation, und liehen ihn nicht von ihrem Volke.

In den unumschränkten Regierungen schmeicheln die den Thron umgebenden Großen den Leidenschaften ihres Herrn, und beugen sich vor seinem Eigensinn. Aber die Masse der Nation wird darum nicht Sclave, wenn sie sich auch oft aus Schwäche, Gewohnheit oder Unwissenheit unterwirft, bisweilen aber auch aus Liebe zum Königthum, oder zum Könige. Man sah Völker, welche mit einer Art Vergnügen und Stolz ihren Willen dem ihres Fürsten aufopferten, und eine Art Unabhängigkeit ihres Geistes im freiwilligen Gehorsam setzten. Unter solchen Völkern findet man weniger Herabwürdigung, als Elend. Es ist übrigens ein großer Unterschied zwischen dem Thun, was man nicht billigt, und dem Scheine der Bewilligung dessen, was man thut. Das eine ist ein Zug eines schwachen, das andere die Gewohnheit eines dienstbaren Mannes.

In den freien Ländern, wo Jeder mehr oder weniger berufen wird, um seine Meinung über die Angelegenheiten des Staats zu sagen; in den demokratischen Republiken, wo das öffentliche Leben unaufhörlich mit dem Privatleben zusammenfällt, wo der Souverain überall zugänglich ist, und man nur die Stimme zu erheben braucht, um bis zu seinem Ohr zu gelangen, trifft man viele Leute, welche auf seine Schwächen speculiren, und auf Kosten seiner Leidenschaften, wie in den unumschränkten Monarchieen, leben. Die Menschennaturen sind dort nicht schlimmer, als anderswo, aber die Versuchung ist stärker, und bietet sich Mehreren zu gleicher Zeit an, woraus eine allgemeinere Erniedrigung der Gemüther folgt.

Die Republiken übertragen den Hofgeist auf die große Menge, und lassen ihn zu gleicher Zeit in alle Stände dringen, was man ihnen mit Recht vorwerfen kann.

Dies ist besonders in den demokratischen, gleich den amerikanischen Republiken organisirten, Staaten der Fall, wo die Mehrheit eine so unumschränkte und unwiderstehliche Herrschaft besitzt, daß man gewissermaßen seinen Bürgerrechten entsagen muß, und gleichsam seiner Menschennatur, wenn man sich von dem durch die Mehrheit vorgeschriebenen Wege entfernen will.

In der unermeßlichen Menge derjenigen, welche sich in den vereinigten Staaten zu der Laufbahn der Staatsämter drängen, habe ich wenige Menschen wahrgenommen, welche jene männ-

liche Aufrichtigkeit und Unabhängigkeit der Gedanken zeigten, welche vormals die Amerikaner auszeichnete, obgleich sie allenthalben, wo man sie antrifft, das Hervorspringende großer Charactere bildet. Beim ersten Verkehr im Umgange mit den Amerikanern scheinen die Geister gleichgestimmt zu sein, so strenge befolgen sie die nämliche Laufbahn. Freilich begegnet der Fremde bisweilen Amerikanern, welche sich von dieser Formgleichheit entfernen, die Mängel ihrer Gesetze, und die Schlüpfrigkeit der Demokratie, und ihren Mangel an Einsichten gar wohl einsehen. Oft gehen sie sogar so weit, daß sie die Fehler bemerken, welche den Nationalcharacter verderben, aber nur, wenn sie allein mit dem Fremden reden, dem sie ihre geheimsten Gedanken aufzuschließen wagen. Nach solcher Freimüthigkeit im engsten Vertrauen führen sie vor ihren eigenen Landsleuten in Debatten der Oeffentlichkeit eine ganz andere Sprache.

Sollten diese Zeilen jemals nach Amerika gelangen, so erwarte ich, daß mir alle dortige Leser einstimmig öffentlich Unrecht geben, viele aber mich in ihrem Gewissen von dem Vorwurfe einer Unwahrheit freisprechen werden.

Ich hörte in den vereinigten Staaten viel vom Vaterlande reden, und traf im Volke einen wahren Patriotismus an, aber vergeblich suchte ich solchen bei denen, welche am Ruder der Regierung standen. Die Analogie erklärt uns dies leicht. Der Despotismus verdirbt weit weniger denjenigen, welcher ihn ausübt, als denjenigen, welcher sich ihm unterwirft.

Es ist wahr, daß die Schmeichler in Amerika nicht dem Amte des Mannes und dessen Ehrenzeichen Devotion bezeugen, aber sie sprechen stets von den natürlichen Einsichten ihres Herrn; sie stellen nicht die Frage, welche von den Tugenden des Fürsten die meiste Bewunderung verdient, denn sie versichern, daß der von den Republikanern Geschmeichelte alle Tugenden besitzt, ohne sie erworben zu haben, und gleichsam ohne es zu wollen; sie geben ihm nicht ihre Frauen und Töchter preis, damit er die Gnade hat, sie zu seinen Günst-

lingen zu erheben, aber durch Aufopferung ihrer Meinungen entehren sie sich selbst.

Die Sittenlehrer und die Philosophen der Amerikaner haben keine Verpflichtung, ihre Meinungen in einen allegorischen Schleier zu verhüllen, aber ehe sie eine vielleicht auffallende Wahrheit verkündigen, pflegen sie zu sagen: »Wir wissen, daß wir zu einem Volke reden, welches zu sehr über die Schwächen der Menschheit erhaben ist, um nicht stets sich selbst zu beherrschen. Wir würden nicht eine solche Sprache führen, wenn wir nicht zu Männern redeten, welche allein ihre Tugenden und ihre Einsichten unter andern würdig machen, frei zu sein.« Konnten Ludwig XIV. Schmeichler sich kriechender ausdrücken?

Ich glaube, daß in allen und jeden Regierungen sich die Niederträchtigen an die Stärke, und die Schmeichler an die Macht sich anschmiegen.

Die größte Gefahr der amerikanischen Republiken rührt von der Allmacht der Mehrheit her.

Durch den übeln Gebrauch von ihrer Macht und nicht durch Ohnmacht sind die demokratischen Republiken dem Untergange ausgesetzt. — Die Regierung der amerikanischen Republiken ist centralisirter und kräftiger, als die Monarchieen in Europa. — Die daraus entstehende Gefahr. — Madissons und Jeffersons Meinung hierüber.

Die Regierungen gehen gemeiniglich unter, entweder durch Tyrannei, oder durch Ohnmacht.

Wenn manche Personen die demokratischen Staaten in Anarchie verfallen sehen, so denken sie, daß solche Regierungen natürlich schwach und ohnmächtig sind. Die Wahrheit ist, daß, wenn dort einmal ein Bürgerkrieg entstanden ist, unter den Partheien die Regierung nicht mehr auf den Staat zu wirken vermag. Ich denke aber nicht, daß es in der Natur der demokratischen Regierungen liegt, daß sie Kraft und Hülfsmittel zur Selbstbehauptung entbehren, und glaube im Gegentheil,

daß sie fast immer durch den Mißbrauch ihrer Kräfte, und durch den übeln Gebrauch ihrer Hülfsmittel untergehen. Die Anarchie entsteht fast immer aus der Ungeschicklichkeit der Tyrannei, und nicht aus ihrer Ohnmacht.

Man muß nicht die Dauerhaftigkeit mit der Kraft, die Größe der Sache und ihre Dauer mit einander verwechseln. In den demokratischen Republiken ist die den Staat leitende Macht nicht dauerhaft, weil sie oft die Hand und den Gegenstand wechselt. Die Macht kann in einer Versammlung centralisirt sein, dann ist sie stark, aber nicht dauerhaft. Sie kann in einem Menschen centralisirt werden, und ist dann weniger stark, aber dauerhafter. Aber wenn diese Republiken etwas wollen, so ist ihre Kraft fast unwiderstehlich.

Die Regierung der amerikanischen Republiken scheint mir eben so centralisirt, und noch energischer zu sein, als die der unumschränktesten Regierungen in Europa. Ich denke also nicht, daß sie durch Schwäche untergehen werden. Zum Ueberflusse bemerke ich hier, daß ich nicht von der Bundesregierung rede, sondern von der Regierung der Einzelstaaten in Amerika, in welchen die Mehrheit despotisch regiert.

Wenn jemals die Freiheit in Amerika wieder verloren geht, so muß man dieses Ereigniß der Allmacht der Mehrheit zuschreiben, welche die Minderzahl zur Verzweiflung bringen, und sie zwingen kann, von der materiellen Gewalt Gebrauch zu machen. Man wird alsdann die Anarchie als Folge des Despotismus erscheinen sehen.

Der Präsident James Madisson drückte den nämlichen Gedanken im Föderalisten Nr. 51. aus:

»Es ist in den Republiken von großer Wichtigkeit, den Staat nicht allein gegen die Unterdrückung der Regierenden zu vertheidigen, sondern auch denselben gegen eine Parthei im Staate und gegen die Ungerechtigkeit einer andern Parthei zu schützen. Die Gerechtigkeit ist das Ziel, wohin jede Regierung trachten muß; dieses Ziel schwebte den Menschen vor Augen, welche sich zur Gründung eines Staats vereinigten. Immer trachteten die Völker dahin, und werden dahin trachten, bis sie entweder solches erreicht, oder ihre Freiheit verloren haben.

Wenn in irgend einem Staate die mächtigere Parthei vermag, ihre Kräfte leicht zu vereinigen, und die Schwachen zu unterdrücken, so darf man annehmen, daß in einem solchen Staat die Anarchie eben so wie im Naturstande herrscht, worin der Schwächere keinen Schutz wider die Gewalt des Stärkeren findet.

Wie im Naturstande das Ungemach des Ungewissen und des Zufälligen des Schicksals selbst die Stärkeren bestimmt, sich einer Regierung zu unterwerfen, welche die Schwachen und die Starken gleichmäßig in Schutz nimmt, so werden in einer anarchischen Regierung die nämlichen Beweggründe die mächtigsten Partheien dahin führen, sich eine Regierung zu wünschen, welche alle Partheien, die Starken wie die Schwachen, völlig gleich schützen kann. Wenn der Staat Rhode-Island von der Bundesregierung ausgeschlossen, und einer Volksregierung überlassen würde, welche in engen Schranken selbstisch herrschen wollte, so würde ohne allen Zweifel die Tyrannei der Mehrheit die Ausübung der Rechte dergestalt ungewiß machen, daß man eine vom Volke ganz unabhängige Macht verlangen würde. Selbst die Partheien, welche diesen Schritt nothwendig gemacht hätten, würden zu diesem Auswege ihre Zuflucht nehmen müssen.«

Auch Jefferson sagte, in einem Briefe an Madisson vom 15. März 1789.

»Die vollziehende Gewalt ist nicht die einzige in unsrer Regierung, und vielleicht nicht der hauptsächlichste Gegenstand meiner Sorge. Die Tyrannei der Gesetzgeber ist jetzt, und wird noch manches Jahr die furchtbarste Gefahr bilden. Diejenige der vollziehenden Gewalt wird auch an die Reihe kommen, aber erst in einem ferneren Zeitpuncte.«

Ich citire über diesen Gegenstand vor allem Jefferson, weil ich ihn als den mächtigsten Apostel betrachte, welchen die Demokratie jemals gehabt hat.

Achtes Kapitel.

Was mäßigt in den vereinigten Staaten die Tyrannei der Mehrheit?

Mangel der Verwaltungs-Centralisation.

Die Nationalmehrheit will nicht alles thun. — Sie muß sich der Magistrate der Gemeinden und der Grafschaften zur Vollziehung ihres souverainen Willens bedienen.

Ich habe früher die Regierungs- und Verwaltungscentralisation von einander unterschieden. Nur die erstere ist in Amerika vorhanden. Die letztere ist dort fast unbekannt.

Wenn die Macht, welche die amerikanischen Staaten leitet, über diese beiden Regierungsmittel frei verfügen, und zu dem Rechte, alles zu befehlen, das Vermögen und das Herkommen, alles selbst zu vollziehen, hinzufügen, auch, nach der Feststellung der allgemeinen Regierungsgrundsätze, in das Umständliche der Anwendung eindringen, also nach der Regulirung der Hauptinteressen des Landes sogar bis zur Gränze der persönlichen Privatinteressen hinabsteigen könnte, so würde die Freiheit bald aus der neuen Welt verbannt werden.

Aber der Mehrheit in den vereinigten Staaten, die wohl oft den Geschmack und die Neigungen eines Despoten zeigt, fehlen noch die vollkommensten Werkzeuge der Tyrannei.

In keiner der amerikanischen Republiken hat sich die Centralregierung viel mit Gegenständen beschäftigt, deren Wichtigkeit ihre Aufmerksamkeit erregte, und bisher weder unternommen noch gewünscht, auch die minder wichtigen Gegenstände zu reguliren. Die immer unumschränkter waltende Mehrheit vermehrte nicht die Befugnisse der Centralregierung, und machte sich nur in ihrem Geschäftskreise allmächtig. Es kann also der in einem Puncte vielleicht sehr schwere Despotismus sich nicht überall ausbreiten.

So geneigt auch die nationale Mehrheit sein mag, sich zu einer ihr vortheilhaft dünkenden Gesetzgebung leidenschaftlich hinreißen zu lassen, so hitzig sie auch in ihren Entwürfen sein

mag, so kann sie es doch nicht dahin bringen, daß alle Bürger an allen Orten, auf die nämliche Weise und zu gleicher Zeit sich ihrem Verlangen fügen. Wenn die jene Mehrheit repräsentirende Centralregierung allerhöchst befohlen hat, so muß sie die Vollziehung der Befehle Beamten auftragen, welche von ihr oft nicht abhangen, und die sie nicht jeden Augenblick leiten kann. Die Municipalitäten und die Grafschaftsverwaltungen bilden also gleichsam versteckte Felsen, welche den Strom des Volkswillens aufhalten und theilen. War das Gesetz für Viele ein Druck, so wird die Freiheit in der Art der Vollziehung des Gesetzes noch eine Zuflucht finden, da die Mehrheit sich nicht in die kleinliche Durchführung, und wenn ich es sagen darf, bis zum Kindischen der Verwaltungstyrannei herablassen kann. Sogar denkt sie nicht einmal daran, dies zu wollen, denn sie ist sich ihrer vollen Macht nicht bewußt, kennt nur ihre natürlichen Kräfte, und weiß nicht, wie weit sie solche künstlich ausdehnen könnte.

Aber an die Gefahr dieser Möglichkeit weiterer Entwickelung sollte man denken. Würde sich jemals eine der amerikanischen gleiche demokratische Republik in einem Lande bilden, wo die Alleinherrschaft eines Einzigen sich schon festgestellt hatte, und in die Gewohnheiten und in die Gesetze übergegangen war, so würde die Centralisation der Verwaltung in einer ähnlichen Republik, wie ich voraus zu sagen wage, ein unerträglicherer Despotismus werden, als man in irgend einer unumschränkten Monarchie in Europa kannte; nur in Asien könnte man Gleichartiges antreffen.

Wie der Geist der Rechtsgelehrten der Demokratie in den vereinigten Staaten zum Gegengewicht dient.

Es ist nützlich zu untersuchen, was der natürliche Instinct des Geistes der Rechtsgelehrten ist. — Sie sind berufen, in entstehenden Völkern eine große Rolle zu spielen. — Wie die Art der Arbeit, welcher sich diese ergeben, ihren Ideen eine demokratische Wendung gibt. — Zufällige Ursachen, welche sich der Entwickelung dieser Ideen entgegenstellen können. — Wie sich die Aristokratie leicht mit solchen vereinigt. — Wie ein Despot die Rechtsgelehrten benutzen könnte. — Wie die Rechtsgelehrten das einzige aristokratische Element bilden, welches seiner

Natur nach sich füglich mit den natürlichen Elementen der Demokratie verbinden kann. — Besondere Ursachen, welche dem Geiste der englischen und amerikanischen Rechtsgelehrten eine aristokratische Wendung geben können. — Die amerikanische Aristokratie sitzt auf der Advocatenbank und unter den Richtern. — Wie diese Rechtsgelehrten auf die Staaten in Amerika wirken. — Wie ihr Geist in den Schooß der Gesetzgebung eindringt, so wie in die Verwaltung, und damit schließt, dem Volke selbst etwas von dem magistratischen Geiste einzuflößen.

Wenn man die Amerikaner besucht, und ihre Gesetze studirt, so sieht man, daß die von ihnen den Rechtsgelehrten beigelegte Auctorität und der Einfluß, welchen sie solchen gewinnen ließen, heute die mächtigste Schranke wider die Ausschreitungen der Demokratie bildet.

Diese Wirkung scheint mir Folge einer allgemeinen Ursache zu sein, welche man nützlich aufsucht, denn sie kann sich auch anderswo wieder darstellen.

Seit 500 Jahren nahmen die Rechtsgelehrten an allen politischen Bewegungen in den Staaten Theil. Oft waren sie das Werkzeug der politischen Macht, bisweilen dienten ihnen die politischen Mächte als Werkzeuge. Im Mittelalter arbeiteten sie bewundernswürdig zur Ausdehnung der königlichen Herrschaft, und seitdem arbeiteten sie mächtig, solche wiederum einzuschränken. In England verbanden sie sich innig mit der Aristokratie; in Frankreich zeigten sie sich als ihre gefährlichsten Feinde. Geben sich also die Rechtsgelehrten plötzlichen und augenblicklichen Antrieben hin, oder gehorchen sie mehr und weniger, nach den Umständen, natürlichen, sich stets erneuernden Instincten? Ich möchte diesen Punct aufklären, denn vielleicht ist es Beruf der Rechtsgelehrten, die erste Rolle in der neuentstehenden politischen Weltordnung zu spielen!

Die der Rechtskunde sich widmenden Männer gewöhnen sich durch diese Studien an Ordnung, an einen gewissen Geschmack für Formen, an eine Art Instinctsliebe zur regelmäßigen Verkettung der Ideen. Daher sind sie natürlich dem revolutionairen Geist und den unüberlegten Leidenschaften der Demokratie entgegen.

Die besonderen Kenntnisse, welche sie beim Studium der Gesetze erlangen, versichern ihnen einen vorzüglichen Rang im

Staate, und unter den verständigeren Köpfen eine bevorrechtete Klasse. Sie finden täglich die Idee dieser Ueberlegenheit in der Ausübung ihres Gewerbes. Sie sind die Meister einer nothwendigen Wissenschaft, deren Kenntniß nicht verbreitet ist. Sie sind die Schiedsrichter der Bürger, und die Gewohnheit, die blinden Leidenschaften der Kläger zu leiten, giebt ihnen eine gewisse Verachtung des Urtheils der Menge. Dazu kömmt, daß sie eine Körperschaft bilden. Sie verstehen sich unter einander als Conspiranten, richten sich aber einstimmig nach dem nämlichen Punct. Die gemeinschaftlichen Studien, und die Einheit der Methode knüpfen ihre Geister an einander, so wie das Interesse ihren Willen vereinigen mag.

Man trifft also im Innern der Seele der Rechtsgelehrten manchen Geschmack und manche Gewohnheiten der Aristokratie wieder an. Sie haben, wie solche, viele Vorliebe für Ordnung und Förmlichkeiten, und mit ihnen viele Abneigung wider die Handlungen der Menge, und eine geheime Verachtung der Volksregierung.

Ich will damit nicht behaupten, daß diese natürlichen Neigungen der Rechtsgelehrten stark genug sind, um sie daran unwiderstehlich zu fesseln.

Was bei allen Menschen, also auch bei den Rechtsgelehrten, vorherrscht, ist das Privatinteresse, und besonders dasjenige des Augenblicks.

Es giebt Staaten, wo die Rechtskundigen in der politischen Welt keinen solchen Rang, wie im Privatleben einnehmen können. Man kann aber versichert sein, daß in einem solchergestalt organisirten Staat die Rechtskundigen sehr thätige Agenten der Revolution sein werden. Aber man muß untersuchen, ob die Ursache, welche sie alsdann bewegt, das Bestehende zu verändern oder zu vernichten, bei ihnen von einer bleibenden Hinneigung oder einem Zufalle herrührt. Es ist wahr, daß die Rechtsgelehrten gar vieles zum Umsturz der französischen Monarchie im Jahr 1789 beigetragen haben, aber eben deswegen muß man suchen zu erforschen, ob sie so handelten, weil sie die Rechte studiert hatten, oder weil sie an der Bildung der Gesetze nicht Theil nahmen.

Vor fünfhundert Jahren stellte sich die englische Aristokratie

an die Spitze des Volks, und redete in deren Namen, gegenwärtig unterstützt sie den Thron, und bildet den Herold des königlichen Ansehens. Doch hat die Aristokratie manche ihr eigenthümliche Instincte und Neigungen. Ueberhaupt muß man sich hüten, den Sinn einzelner Mitglieder für den Geist ihrer ganzen Körperschaft zu halten.

In allen freien Regierungen stellen sich die Rechtsgelehrten unter die Vormänner aller Partheien. Die nämliche Bemerkung trifft auch die Aristokratie. Fast alle demokratische Bewegungen, welche die Welt durchstürmten, wurden durch Adeliche geleitet.

Ein bevorrechteter Körper befriediget niemals alle in solchem begriffene Ehrgeizige, und es giebt stets mehr Talente und Leidenschaften, als Aemter, und man trifft darin eine große Zahl von Menschen an, welche, weil sie sich nicht schnell im Zwange der Bevorrechtungen ihres Standes emporbringen können, dies durch Angriffe auf die Privilegien ihres Standes zu bewirken suchen.

Ich behaupte daher nicht, daß ein Zeitpunkt eintreten wird, wo alle Rechtsgelehrte zu jeder Zeit in ihrer Mehrheit sich als Freunde der Ordnung und als Feinde der Veränderungen zeigen werden, und sage dagegen, daß in einem Staate, wo die Rechtsgelehrten ohne Streit die ihnen ertheilte vorzügliche Stellung behaupten, ihr Geist ausnehmend erhaltend, und antidemokratisch sich zeigen wird.

Wenn die Aristokratie die Rechtsgelehrten aus den ihr beikommenden Vorrechten ausschließt, so findet sie unter solchen um so gefährlichere Feinde, da die Letzteren, wenn sie der ersteren Klasse an Macht und Reichthum nachstehen, doch durch ihre Arbeiten unabhängiger sind, und in Einsichten ihr gleich stehen.

Jedesmal, wenn der Adel einige seiner Vorrechte mit den Rechtsgelehrten theilen wollte, haben sich diese beiden Stände leicht zu einer gemeinschaftlichen Familie vereinigt.

Ich bin gleichfalls zu glauben geneigt, daß ein König leicht die Rechtsgelehrten zu den nützlichsten Werkzeugen seiner Macht anwenden kann. Es giebt unendlich mehr Wahlverwandtschaft zwischen den Rechtsgelehrten und der vollziehenden

Macht, als zwischen ihnen und dem Volke, obgleich die Rechtsgelehrten oft beigetragen haben, das Königthum zu stürzen; so wie es auch eine natürlichere Verwandtschaft zwischen dem Adel und dem Könige giebt, als zwischen dem Adel und dem Volke, obgleich man oft gesehen hat, daß die höheren Klassen des Staats sich mit den niederen verbunden haben, im Kampfe wider die Königliche Macht.

Ueber alles lieben die Rechtsgelehrten die Ordnung, deren sicherste Aufrechthaltung die Auctorität ist. Uebrigens muß man nicht vergessen, daß wenn sie die Freiheit schätzen, sie doch die Gesetzlichkeit über solche stellen, auch daß sie weniger die Tyrannei als die Willkühr fürchten; sollte der Gesetzgeber es persönlich übernehmen, den Menschen ihre Unabhängigkeit zu entziehen, so werden sie sich nicht eben unzufrieden zeigen.

Ich denke also, daß, wenn der König einer alles verschlingende Demokratie gegenüber suchen sollte, die Richtermacht in seinen Staaten zu erniedrigen, und daselbst den politischen Einfluß der Rechtsgelehrten zu vermindern, er einen großen Irrthum begehen dürfte. Er würde alsdann die wahre Auctorität gegen deren Schatten vertauschen.

Nützlicher dürfte dem Könige sein, die Rechtsgelehrten in die Regierung einzuführen. Wenn er ihnen dann die Gewaltthätigkeit des Despotismus zu üben einräumt, so findet er sie vielleicht in ihrer umbildenden Hand mit Zügen der Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit wieder.

Die demokratische Regierung begünstigt die politische Macht der Rechtsgelehrten. Wenn der Reiche, der Adeliche und der Fürst von der Regierung ausgeschlossen sind, so gelangen dazu mit vollem Erbrecht die Rechtsgelehrten, denn sie bilden alsdann die einzigen aufgeklärten und geschickten Menschen, welche das Volk außer seinem Körper erwählen kann.

Wenn aus Geschmack die Rechtsgelehrten sich zur Aristokratie und zu den Fürsten hinneigen, so verbindet sie dagegen eben so natürlich das Interesse mit dem Volke.

Es lieben daher die Rechtsgelehrten die demokratische Regierung, ohne ihre Neigungen zu theilen, und ohne ihre Schwächen nachzuahmen, und sind aus dieser doppelten Ursache durch sie und über sie mächtig.

Das Volk hegt in den Demokratieen kein Mißtrauen wider die Rechtsgelehrten, weil es weiß, daß ihr Interesse gebietet, ihm zu dienen. Es hört ihre Gegenreden ohne Zorn an, weil es von ihnen nicht fürchtet, daß sie einen Plan im Hintergrunde haben. In der That wollen sie nicht die Regierung umstürzen, welche sich die Demokratie gegeben hat, aber sie bemühen sich unaufhörlich, sie nach einer Tendenz zu leiten, welche nicht diejenige der Mehrheit ist, und durch Mittel, welche ihr fremd sind. Der Rechtsgelehrte gehört zum Volke durch seine Geburt, und durch sein Interesse, und zur Aristokratie, durch Geschmack und Gewohnheit. Zwischen den beiden Klassen ist ihr Stand der natürliche Verbindungsring.

Die rechtskundige Körperschaft ist das einzige aristokratische Element, welches sich einfach mit den natürlichen Elementen der Demokratie auf eine glückliche und dauerhafte Art verbinden kann. Ich bin nicht blind für die dem Geiste der Rechtsgelehrten anhängenden Fehler, zweifle aber sehr, daß die Demokratie den Staat lange regieren kann, ohne solche Mischung des Geistes der Rechtsgelehrten und der Demokraten, und daß in unseren Tagen eine Republik sich erhalten kann, wenn nicht der Einfluß der Juristen auf die Geschäfte im Verhältniß der Macht des Volkes zunimmt.

Dieser aristokratische Character, welchen ich im Geiste der Rechtsgelehrten wahrnehme, ist weit deutlicher, als anderswo, in den vereinigten Staaten und in England bemerkbar. Dies folgt nicht allein aus dem Gesetzstudium der englischen und amerikanischen Rechtskundigen, sondern auch aus der Natur der Gesetzgebung, und aus der Stellung, welche ihre Ausleger in beiden Völkern einnehmen.

Die Engländer und die Amerikaner haben die ältere Gesetzgebung beibehalten, d. h. sie schöpfen aus den Meinungen und gesetzlichen Entscheidungen der Vorfahren die Meinungen, welche sie im Fache der Gesetze haben zu müssen, und der Entscheidungen, welche sie ertheilen zu müssen, glauben.

Bei den Rechtskundigen beider Völker vereinigt sich also der Geschmack und der Respect fürs Alte mit der Liebe des Regelmäßigen und des Gesetzlichen.

Beides Letztere hat noch einen anderen Einfluß auf die

Geisteswendung der Rechtskundigen, und weiter auf den Gang der Staatsverwaltung. Die Rechtsgelehrten der Engländer oder der Amerikaner untersuchen, was früher geschehen ist, dagegen der französische Rechtsgelehrte, was man beabsichtigt hat. Die ersteren suchen ältere Gesetze, und der letztere Gründe auf.

Wenn man einen englischen oder amerikanischen Rechtsgelehrten anhört, so erstaunt man über ihr öfteres Anführen fremder Meinungen, und so wenig von ihren eigenen zu hören; indeß das Gegentheil in Frankreich statt findet.

Auch in der kleinsten von einem französischen Advokaten behandelten Rechtssache bringt er seine eigenthümlichen Ansichten an, und verhandelt den Grund der Gesetze, um dem Tribunal zu beweisen, daß es die Gränze des Bestrittenen um eine Strecke erweitern müsse.

Diese Art der Ableugnung der persönlichen, dem englischen und amerikanischen Rechtsgelehrten eigenthümlichen Ansicht und strenge Beziehung auf die Meinungen der Vorfahren, diese Art der Knechtschaft, worin diese ihre Gedanken fesseln müssen, muß ihrem Geiste mehr Furchtsamkeit und ihren Neigungen eine größere Vorliebe für das Bestehende einflößen, als es in Frankreich der Fall ist.

Die französischen Gesetze sind oft schwer zu begreifen, aber jeder kann die Gesetzbücher lesen; im Gegentheil ist aber für den gemeinen Mann nichts Dunkleres und Unklareres, als eine auf ältere Vorgänge gestützte Gesetzgebung. Dieses Bedürfniß eines Rechtskundigen in England und in den vereinigten Staaten, dieser hohe Begriff des Volks von ihren höheren, sie vom Volke trennenden Einsichten, stellt solche in eine höhere Klasse. Der französische Rechtsgelehrte ist nur ein Gelehrter, aber die Rechtsgelehrten der Engländer oder der Amerikaner gleichen gewissermaßen den ägyptischen Magiern; sie sind, wie diese, der einzige Ausleger einer geheimen Wissenschaft.

Die Stellung, welche die Rechtskundigen in England und in Amerika einnehmen, übt einen nicht weniger großen Einfluß auf ihre Gewohnheiten und Meinungen aus. Die englische Aristokratie, welche sorgfältig alles an sich heranzog, was mit ihren Vorrechten in irgend einer Berührung stand, hat ihren Rechtsgelehrten einen großen Antheil der Achtung und

der Gewalt eingeräumt. In England haben solche nicht den ersten Rang, sie sind aber mit dem ihnen angewiesenen zufrieden. Sie bilden gleichsam die Nachgebornen der englischen Aristokratie, und lieben und respectiren die früher Bevorrechteten, ohne alle Vorrechte der Letzteren zu theilen. Die englischen Rechtsgelehrten vermischen mit den aristokratischen Interessen ihres Gewerbes die Ideen und den aristokratischen Geschmack der Gesellschaft, in deren Mitte sie leben.

Vorzüglich sieht man in England dieses Vorbild eines Rechtsgelehrten, den ich zu schildern versuche. Der englische Rechtsgelehrte achtet die Gesetze nicht so sehr wegen ihrer Güte, als wegen ihres Alters, und wenn er sich genöthigt sieht, sie in gewissen Puncten zu ändern, um sie den gegenwärtigen Zeiten besser anzupassen, so nimmt er zu den unglaublichsten Spitzfindigkeiten seine Zuflucht, um sich zu überzeugen, daß, wenn er etwas der Verordnung der Vorfahren hinzufügt, er nur ihren Gedanken entwickelt, und ihre Arbeit vervollständigt.

Die englische Gesetzgebung gleicht einem alten Baum, welchem die Rechtsgelehrten die fremdesten Reiser eingeimpft haben, in der Hoffnung, daß, wenn sie auch andere Früchte liefern, sie wenigstens ihr Laub mit dem ehrwürdigen Stamme vermischen, welcher alle Reiser ernährt.

In Amerika gibt es keinen Adel und keine Gelehrte im Sinne der Europäer, und das Volk betrachtet die Reichen mit Mißtrauen. Die Rechtsgelehrten bilden dort die höhere politische und am meisten im Staat mit Einsicht begabte Klasse. Sie können also bei einem veränderten Gesellschaftszustande nur verlieren, deßwegen hängen sie am Bestehenden aus Interesse, verbunden mit ihrem natürlichen Geschmack an Ordnung.

Wenn man mir die Frage vorlegte, wo die amerikanische Aristokratie anzutreffen sei, so würde ich ohne Bedenken antworten, daß sie sich nicht unter den durch nichts verbundenen Reichen finde, sondern auf der Bank der Anwälde, und auf den Sitzen der Richter.

Je mehr man über die Vorgänge in den vereinigten Staaten nachdenkt, desto mehr fühlt man die Ueberzeugung, daß dort die Körperschaft der Rechtsgelehrten die mächtigste, und das einzige Gegengewicht der Demokratie ist, und entdeckt leicht,

wie sehr der Geist der Rechtsgelehrten durch seine Eigenschaften, und sogar durch seine Fehler geeignet ist, die den Volksregierungen eigenthümlichen Mängel unschädlicher zu machen.

Wenn das amerikanische Volk sich durch seine Leidenschaften berauschen, und durch seine Ideen hinreißen läßt, lassen die Rechtsgelehrten solchem einen fast unsichtbaren mäßigenden und aufhaltenden Zaum fühlen. Diesem demokratischen Volksinstincte stellen sie ins Geheim ihre aristokratischen Neigungen entgegen; seiner Liebe zu Neuerungen, ihren abergläubigen Respect für alles Alte; seinen unermeßlichen Planen, ihre kurzsichtigeren Ansichten; seiner Verachtung aller Regeln, ihren Geschmack an Formen; und seiner eifrigen Hitze, ihre Gewohnheit, langsam zu verfahren.

Die Tribunäle sind das sichtbarste Organ, wodurch die Rechtsverständigen auf die Demokratie wirken.

Der Richter ist ein im Rechte erfahrener Mann, welcher unabhängig vom Geschmack der Ordnung und der Regeln, die er durch seine Studien erwarb, noch die Liebe zum Bestehenden aus der Unabsetzbarkeit von seinem Amte schöpft. Seine Kenntniß der Gesetze hatte ihm schon eine achtungsvolle Stellung unter seines Gleichen verschafft. Seine politische Macht verschafft ihm einen neuen Rang, und die Anhänglichkeit der privilegirten Klassen.

Bewaffnet mit dem Rechte, die Gesetze für unverfassungsmäßig zu erklären, dringt ein amerikanischer Magistrat unaufhörlich in die Geschäfte der Politik ein. Er kann das Volk zwar nicht zwingen, Gesetze zu machen, aber er kann es zwingen, seinen eigenen Gesetzen nicht ungetreu zu werden, und sich nicht selbst zu widersprechen.

Ich weiß es wohl, daß in den vereinigten Staaten ein geheimes Trachten im Volke vorhanden ist, um die richterliche Macht einzuschränken. In den meisten Verfassungen der Einzelstaaten kann die Regierung auf Vorstellung der beiden Kammern den Richtern ihr Amt nehmen. Gewisse Verfassungen gebieten die Volkswahl der Richter, und lassen sie oft wieder wählen. Ich wage aber voraus zu sagen, daß diese Neuerungen früher oder später traurige Folgen haben werden, und man wird einst erfahren, daß, wenn man auf solche Art die

Unabhängigkeit der Richter verletzt, man nicht allein die richterliche Gewalt, sondern auch die demokratische Republik in Gefahr bringt.

Man muß übrigens nicht glauben, daß in den vereinigten Staaten der Geist der Rechtsgelehrten bloß in den Tribunälen wirkt, denn er erstreckt sich auch auswärts.

Da die Rechtsgelehrten die einzige gebildete Klasse ausmachen, welcher das Volk nicht mißtrauet, so werden sie zu den meisten wichtigeren öffentlichen Aemtern berufen. Sie sitzen außer in den Gerichtshöfen, auch in den Verwaltungen, und üben daher einen großen Einfluß auf die Gesetzgebung, und auf die Gesetzvollziehung aus. Doch sind sie gezwungen, dem sie hinreißenden Strome der öffentlichen Meinung zu folgen, aber man findet leicht Anzeigen dessen, was sie thun würden, wenn sie freier wären. Die Amerikaner, welche so vieles in ihren politischen Gesetzen reformirt haben, haben nur leichte Veränderungen in ihrem bürgerlichen Rechte getroffen, obgleich mehrere derselben ihrem Gesellschaftszustande stark widersprechen. Dies rührt daher, daß im bürgerlichen Rechte die Mehrheit stets genöthigt ist, sich hierin mit den Rechtsgelehrten zu verständigen, welche bei freiem Willen nichts umändern.

Einem Franzosen fällt es sehr auf, wenn er in den vereinigten Staaten Klagen hört über den stillstehenden Geist und die Vorurtheile der Rechtsgelehrten zu Gunsten des einmal Bestehenden.

Der Einfluß dieser Rechtsgelehrten erstreckt sich viel weiter, als die eben verzeichneten genauen Gränzen.

Es gibt in den vereinigten Staaten fast keine politische Frage, welche nicht früher oder später sich in eine gerichtliche auflöset. Daher sind die Partheien in der Polemik der Journale gezwungen, von der Justiz die Ideen und die Sprache zu entnehmen. Die meisten öffentlichen Beamten waren entweder Rechtsgelehrte, oder sind es noch, und lassen in ihrer Behandlung der Geschäfte ihr Herkommen und den ihnen gewöhnlichen Ideengang mit einfließen. Die Jury macht am Ende damit alle Klassen vertraut. So wird gewissermaßen die Sprache der Gerichte, Volkssprache, und der im Innern der Schulen und der Tribunäle entstandene Geist der Rechtsgelehrten

verbreitet sich allmählig auch außer ihrem Geschäftskreise, und dringt überall in den Staat ein, steigt bis in die untersten Klassen herab, und am Ende nimmt das ganze Volk etwas von den Gewohnheiten und dem Geschmack der Magistrate an.

Die Rechtsgelehrten bilden in den vereinigten Staaten eine Macht, welche man wenig fürchtet, und wenig wahrnimmt, da sie keinen eigenen Banner führt, sich in alle Zeitereignisse schmiegt, und ohne Widerstand alle Bewegungen des Gesellschaftskörpers gehen läßt; sie umfassen den ganzen Staat, dringen in jede der von ihnen gebildeten Klassen, welche sie ins Geheim bearbeiten, und ohne Aufhören auf solche, ohne daß sie es wissen, wirken, und damit schließen, daß sie sie nach ihren Wünschen umformen.

Die Jury in den vereinigten Staaten als eine politische Institution.

Die Jury, welche eins der Mittel der Volksherrschaft ist, muß mit den andern Gesetzen, welche diese Herrschaft bilden, in Einklang gebracht werden. — Zusammensetzung der Jury in den vereinigten Staaten. — Wirkungen derselben auf den Nationalcharacter. — Wie sie das Volk erzieht. — Wie sie trachtet, den Einfluß der Magistrate festzustellen, und den Geist der Rechtsgelehrten zu verbreiten.

Da mich mein Gegenstand natürlich bestimmte, von der Justiz in den vereinigten Staaten zu sprechen, so werde ich, ehe ich diese Materie verlasse, mich auch mit der Jury beschäftigen, wobei man die gerichtliche und die politische Sphäre derselben unterscheiden muß.

Ist davon die Rede, in wie weit die Jury, und besonders die Jury in Civilsachen zu einer guten Verwaltung der Rechtspflege beiträgt, so gestehe ich, daß ihr Nutzen bestritten werden kann.

Die Jury ist entstanden, als die Staatsbewohner nur wenig civilisirt waren, als man den Tribunälen nur einfache Rechtsfragen zur Entscheidung vorlegte, und es ist keine leichte Arbeit, sie den Bedürfnissen eines sehr civilisirten Volks anzupassen, wenn sich die Beziehungen der Menschen zu einander ungemein vervielfältigt, und einen gelehrten und verständigen Character angenommen haben.

Es würde schon eine nützliche und unterrichtende Sache sein, die Jury als ein gerichtliches Institut darzustellen, die Wirkungen zu beherzigen, welche sie auf die vereinigten Staaten hat, und zu untersuchen, wie die Amerikaner solche benutzt haben. Bloß mit dieser Untersuchung könnte man ein ganzes und für Frankreich sehr nützliches Buch füllen. Man könnte zum Beispiel untersuchen, welcher Theil der amerikanischen Einrichtung der Jury, und in welcher Abstufung dieselbe dort eingeführt werden könnte. Unter allen amerikanischen Staaten könnte der Staat Louisiana hierüber das meiste Licht verbreiten, da er eine gemischte französische und englische Bevölkerung enthält. Die beiden Gesetzgebungen sind dort wie die beiden Völker vorhanden, und haben sich etwas mit einander vermischt. Man könnte zu solchem Behuf besonders die Digestes des Loix de la Louisiane, und noch besser ein zweites über den Civilproceß in beiden Sprachen, Traité sur les règles des actions civiles, gedruckt 1830 in New-Orleans bei Buisson, benutzen. Dieses Buch hat einen eigenthümlichen Nutzen, da es den Franzosen eine sichere authentische Erklärung der englischen gesetzlichen Ausdrücke liefert. Die Sprache der Gesetze hat bei allen Völkern, und am meisten noch bei den Engländern, manches Eigenthümliche.

Mein Hauptzweck ist in diesem Augenblicke, die politische Seite der Jury aufzuklären. Ein anderer Weg würde mich von meinem Gegenstande entfernen. Was die gerichtliche Seite der Jury betrifft, so werde ich darüber nur wenige Worte sagen. Als die Engländer die Jury bei sich einführten, waren sie ein halb barbarisches Volk. Seitdem sind sie eines der aufgeklärtesten Völker der Erde geworden, und ihre Zuneigung zur Jury ist mit ihren Einsichten gewachsen. Sie sind ausgewandert, und man sah, daß sie die Jury über die ganze Erde verbreiteten. Einige dieser Engländer bildeten Kolonieen, und Andere unabhängige Staaten. Das Hauptvolk behielt das Königthum bei. Mehrere der Auswanderer bildeten mächtige Republiken, aber überall haben sie diesem Institut Lob geweihet, worin alle englische und amerikanische Rechtsgelehrte einig sind. Story, Richter am Obergerichte der vereinigten Staaten, sagt in seinem Tractat über die Bundesverfassung Buch III,

Kap. 38.: »Das unschätzbare Vorrecht eines Processes durch die Jury in Civilsachen ist kaum von geringerem Werthe, als in peinlichen Sachen, und Jedermann hält die Jury für wesentlich nöthig zur Erhaltung der politischen und bürgerlichen Freiheit.« Die Engländer haben solche überall begründet, oder haben geeilt, sie wieder herzustellen. Eine gerichtliche Einrichtung, welche die Stimme eines großen Volks durch lange Jahrhunderte erlangte, und welche man eifrig in allen Perioden der Civilisation, in allen Klimaten, und unter allen Regierungsformen stets beibehalten hat, kann nicht dem Geiste einer guten Rechtspflege entgegen sein.

Wenn man den Nutzen der Jury als eine gerichtliche Institution feststellen wollte, so könnte man unter vielen anderen auch folgende Gründe geltend machen. So wie man die Geschwornen in den Processen einführt, kann man ohne Nachtheil die Zahl der Richter vermindern. Wenn die Richter sehr zahlreich sind, so bildet täglich der Tod eine Lücke in der gerichtlichen Hierarchie, und eröffnet den Ueberlebenden neue Stellen. Der Ehrgeiz der Magistrate ist dann stets in Arbeit, und die Besetzung derselben ist stets abhängig, entweder von der Mehrheit, oder von dem Manne, welcher die erledigten Aemter besetzt. Man steigt dann in den Tribunälen, wie in der Armee, im Range vorwärts, was einer guten Justizverwaltung und den Absichten der Gesetzgeber nicht angemessen ist. Man will, daß die Richter nicht sollen abgesetzt werden können, damit sie freier bleiben. Was hilf es aber, daß ihnen niemand die Unabhängigkeit entziehen kann, wenn die Richter selbst sie freiwillig aufopfern?

Wenn die Richter sehr zahlreich sind, so müssen sich nothwendig unter ihnen viele Unfähige finden, denn eine große Magistratsperson ist kein gewöhnlicher Mensch, und ich glaube, daß ein halb aufgeklärtes Tribunal die schlimmste Zusammensetzung ist, um den Zweck einer guten Justizverwaltung zu erlangen.

Für meine Person möchte ich lieber die Entscheidung eines Processes ungeschickten Geschwornen unter der Leitung eines geschickten Magistrats, als Richtern überlassen, von denen die Mehrheit eine unvollständige Kenntniß des Rechts und der Gesetze besäße.

Wir wollen aber diesen Gegenstand verlassen, dessen Wichtigkeit wir sehr beschränken würden, wenn wir die Jury nur als ein gerichtliches Institut in Betrachtung nehmen wollten; denn wenn sie einen großen Einfluß auf das Schicksal der Processe ausübt, so ist doch ihr Einfluß auf den Staat selbst noch wichtiger, da die Jury vor allem ein politisches Institut ist. Dieß muß man bei ihrer Prüfung stets ins Auge fassen.

Ich verstehe unter Jury eine gewisse durch Zufall erwählte Zahl Bürger, welche in einem gegebenen Falle mit dem Richteramte bekleidet werden. Wendet man die Jury zur Unterdrückung der Verbrecher an, so scheint sie mir ein sehr republikanisches Institut zu sein, worüber ich mich näher erklären will.

Dieses Institut ist entweder aristokratisch oder demokratisch, nach dem Stande, aus dem man die Geschwornen wählt; aber sie behält allezeit einen republikanischen Character, weil sie die wirkliche Leitung des Staats in die Hände der Regierten oder eines Theils derselben legt, und nicht in die Hand der Regierenden.

Die Gewalt ist immer nur ein vorübergehendes Element des Erfolges, nach ihr kommt sogleich die Idee des Rechts. Eine Regierung, welche ihre Feinde bloß auf dem Schlachtfelde erreichen kann, würde bald zerstört sein. Die wahre Sanction der politischen Gesetze findet sich also in den Strafgesetzen, und wenn die Sanction fehlt, verliert das Gesetz früher oder später seine Kraft. Der Mann, der den Verbrecher verurtheilt, ist also der wahre Herr des Staats. Nun stellt aber das Institut der Jury das Volk selbst, oder wenigstens eine Klasse der Bürger, auf den Richterstuhl. Dieses Institut legt also wirklich die Leitung des Staats in die Hände des Volks, oder der Klasse, aus welcher die Jury besteht.

Doch muß ich eine wichtige Bemerkung machen. Das Institut der Jury giebt dem Volke ein allgemeines Aufsichtsrecht über die Handlungen der Bürger, aber nicht die Mittel, diese Aufsicht in allen Fällen zu üben, und noch weniger auf eine tyrannische Art.

Wenn ein unumschränkter Fürst das Recht hat, die Urtheile durch seine Delegirten zu fällen, so ist das Schicksal des

Angeklagten gewissermaßen im Voraus bestimmt. Wäre aber das Volk entschlossen, ihn zu verurtheilen, so würde noch die Zusammensetzung der Jury und deren Unverantwortlichkeit der Unschuld günstige Aussichten anbieten.

In England besteht die Jury aus dem aristokratischen Theil der Nation. Die Aristokratie macht die Gesetze, wendet sie an, und richtet die wider die Gesetze begangenen Verbrechen. Alles stimmt mit einander überein. Auch bildet England in der That eine aristokratische Republik. Jeder Wähler in den Grafschaften, welche das Grundeigenthum repräsentirten, vor der Reformbill des Jahrs 1832, mußte als Eigenthum oder im lebenslänglichen Pacht ein Grundstück besitzen, was reine 40 Sch. (13⅓ Rthlr.) Einkommen gab, nach einem Gesetze Heinrich VI. um das Jahr 1450. Man hat berechnet, daß diese 40 Sch. in jetziger Währung 30 L. Sterling = 200 Rthlr. Preuß. betragen. Und doch ließ man diese Base bis 1832 fortdauern, welches beweist, wie viel demokratischer die englische so unbeweglich scheinende Verfassung allmählig wurde. (Delolme Buch 1. Kap. IV. — Blackstone Buch 1. Kap. IV.)

Die englischen Geschwornen wählt der Sheriff der Grafschaft (Delolme Band I. Kap. XII.) In der Regel ist der Sheriff ein angesehener Mann in der Grafschaft; er ist zugleich ein gerichtlicher und ein Verwaltungs-Beamter. Er stellt die Person des Königs vor, und wird von ihm jährlich ernannt. (Blackstone Buch I. Kap. IX.) Seine Verhältnisse erheben ihn über den Verdacht der Bestechung durch die Partheien. Uebrigens kann, wenn seine Unpartheilichkeit in Zweifel gezogen wird, die von ihm ernannte Jury in Masse verworfen werden. Alsdann wird ein neuer Beamter mit der Wahl anderer Geschwornen beauftragt. (Blackstone Buch III. Kap. XXIII.)

Um zum Geschwornen gewählt zu werden, muß man ein Grundstück besitzen, das wenigstens 10 Sch. Einkommen liefert. Diese Bedingung wurde um das Jahr 1700 unter der Regierung von Wilhelm und Maria auferlegt, zu einer Zeit, wo das Geld einen weit höheren Werth hatte, als jetzt. Man sieht, daß die Engländer ihr System der Geschwornen nicht auf die Fähigkeiten, sondern auf das Grundeigenthum begrün-

deten, wie bei allen ihren andern politischen Instituten. Am Ende ließ man auch die Pachter zum Amte der Geschwornen zu, aber nur im Falle langer Pachtungen mit einem reinen Einkommen von 20 Sch., unabhängig von der Pachtrente.

Jeder Bürger in Amerika ist Wähler, wahlfähig und Geschworner. Die Bundesverfassung führte die Geschwornen auf die nämliche Art in die Tribunäle der Union ein, wie solche die Einzelstaaten in ihren Gerichtshöfen eingeführt hatten, und hat nicht einmal andere Regeln, als die in den Einzelstaaten üblichen ausgesprochen. Die Bundesgerichtshöfe nehmen ihre Geschwornen aus der ordentlichen Liste der Geschwornen, welche jeder Staat zu seinem Gebrauch entworfen hat. Man muß also die Gesetze der einzelnen Staaten aufsuchen, um die Theorie der Zusammensetzung der Geschwornen in Amerika kennen zu lernen. Man lese Storys Commentarien über die Constitution Buch III. Kap. XXXVIII. S. 654—659. Sergeants Verfassungsgesetz S. 165. und die Bundesgesetze der Jahre 1789, 1800 und 1802 über diesen Gegenstand.

Um die Grundsätze der Amerikaner in der Bildung der Jury kennen zu lernen, habe ich in den Gesetzen der von einander entfernten Staaten geschöpft, und aus dieser Untersuchung folgendes Allgemeine entnommen.

In Amerika können alle wählende Bürger Geschworne werden. Doch hat der große Staat Newyork einen kleinen Unterschied zwischen den beiden Fähigkeiten festgestellt, denn es gibt daselbst weniger Geschworne, als Wähler. Im Allgemeinen kann man sagen, daß in den vereinigten Staaten das Recht, zum Geschwornen erkohren werden zu können, so wie das Recht, Deputirte zu wählen, sich über Jedermann erstreckt, aber die Ausübung dieses Rechts ist nicht ohne Unterschied in Jedermanns Händen.

Jährlich wählt ein Körper der Gemeinde- oder Kantonsobrigkeiten, den man in Neuengland Ausschußmänner (Selectmen), Superrevisors im Staat Newyork, Geschworne in Ohio, Kirchengeschworne in Louisiana nennt, für jeden Canton eine gewisse Zahl Bürger, bei welchen sie die Fähigkeit voraussetzen, zu Geschwornen gewählt werden zu können. Da diese Magistrate selbst erwählt sind, so erzeugen sie kein Mißtrauen;

ihre Vollmachten sind sehr ausgebreitet und sehr willkührlich, wie es im Allgemeinen bei den republikanischen Magistraten statt findet. Man sagte, daß sie davon besonders in Neuengland Gebrauch machen, um unwürdige oder unfähige Geschworne auszuschließen.

Die Namen der solchergestalt Erkohrnen gelangen an das Grafschaftsgericht, und von allen diesen Namen wählt man durchs Loos die Geschwornen, welche in jedem Proceß die Sache schlichten sollen.

Uebrigens haben die Amerikaner gesucht, auf jede mögliche Art den Geschwornen diese Last zu erleichtern. Da die Geschwornen sehr zahlreich sind, so kommt ein Geschworner nur alle drei Jahre zur Dienstleistung. Die Sitzungen sind in jedem Hauptort einer Grafschaft, die ungefähr den Umfang eines französischen Bezirks hat. Also verfügt sich das Tribunal nach dem Sitze der Jury, anstatt diese, wie in Frankreich, nach dem Gerichte kommen zu lassen. Auch werden die Geschwornen entweder vom Staat oder von den Partheien bezahlt. Sie erhalten außer den Reisekosten einen Dollar Tagegeld. Man betrachtet dieses Amt zwar als eine Last, aber als eine leicht zu ertragende, der man sich daher willig unterwirft.

Man lese: Brevards Sammlung der Landesgesetze für Südkarolina Bd. 2. S. 338. Bd. 1. S. 454 und 446. Bd. 2. S. 218.

Die revidirten und verbesserten allgemeinen Gesetze für Massachusetts Bd. 2. S. 331 und 187.

Die revidirten Statuten des Staats Newyork Bd. 2. S. 720, 411, 717, 643.

Das Landesgesetz von Tenessee Bd. 1. S. 209.

Die Acten des Staats Ohio S. 95 und 210.

Sammlung der Gesetze von Louisiana Bd. 2. S. 55.

Das System der Geschwornen scheint mir nach der Organisation in Amerika eine eben so unmittelbare und aufs äußerste getriebene Folge der Lehre von der Volkssouverainetät, als die allgemeine Stimme aller Bürger zu sein. Durch beide gleich mächtige Mittel regiert die Mehrheit.

Alle Monarchen, welche aus sich selbst die Quelle ihrer Macht schöpfen zu müssen glaubten, und die Bürger ihres Staats

leiten, sich aber von solchen nicht leiten lassen wollten, haben diese Einrichtung entweder aufgehoben, oder ihr wenigstens jeden Nerv der Macht entzogen. Die Tudor in England schickten die Geschwornen ins Gefängniß, welche nicht nach dem Gefallen des Königs verurtheilen wollten, und Napoleon trug seinen Agenten die Wahl derselben auf.

So augenscheinlich auch die vorerwähnten Wahrheiten sein mögen, so dürften sie doch nicht Jedermann einleuchten, da man sich oft keine klaren Begriffe vom Wesen der Geschwornen macht. Will man wissen, aus welchen Elementen die Liste der Geschwornen bestehen muß, so begnügt man sich, zu untersuchen, welche Einsichten und Fähigkeiten sie besitzen müssen, als wenn nur von einem richterlichen Institute die Rede wäre. In der That scheint mir, daß ihr Eingreifen in die Rechtspflege nur der unwichtigere Theil ihrer Geschäfte, und daß die Jury vor allem ein politisches Institut ist. Man muß sie betrachten als eine Darlegung der Volkssouverainetät, und sie gänzlich verwerfen, wenn man die Volksherrschaft fürchtet, oder sie so umbilden, daß sie im Einklange steht mit den anderen diese Souverainetät begründenden Gesetzen. Die Jury bildet den Theil des Volks, welcher mit der Gesetzvollziehung beauftragt ist, wie die Kammern durch die Nation beauftragt sind, die Gesetze zu machen, damit der Staat auf festem Fuß und gleichförmig regiert werde. Deßwegen muß sich die Liste der Geschwornen mit derjenigen der Wähler erweitern oder verengen. Diesen Gesichtspunct muß nach meiner Meinung der Gesetzgeber besonders auffassen. Alles Uebrige ist nur Beiwerk.

Ich bin dergestalt überzeugt, daß die Jury vor allem eine politische Institution ist, daß ich sie sogar so ansehe, wenn man solche in Civilgeschäften benutzt.

Die Gesetze schwanken immer, wenn sie sich nicht auf die Sitten stützen. Die Sitten bilden die einzige widerstrebende und dauerhafte Macht.

Wenn die Jury sich bloß mit peinlichen Processen befaßt, sieht das Volk solche nur aus der Ferne in einzelnen Fällen wirken. Es gewöhnt sich, solche in gewöhnlichen Begebenheiten des Lebens zu entbehren, und betrachtet sie wohl als ein Mittel guter Rechtspflege, aber nicht als das einzige.

Dies ist um so wahrer, wenn die Jury nur in einigen peinlichen Processen ihr Amt wahrnimmt.

Wenn im Gegentheil die Jury sich auch über Civilprocesse erstreckt, so fällt ihre Wirksamkeit jedermann ins Auge. Sie berührt alsdann alle Interessen, jeder nimmt an ihrer Thätigkeit Theil; sie dringt in das Privatleben ein, beugt den Geist der Menschen nach ihren Formen, und vermischt sich gleichsam mit der Idee der Gerechtigkeit.

Die auf Kriminalfälle eingeschränkte Jury ist daher in beständiger Gefahr; ist sie aber einmal auch in die bürgerlichen Processe eingeführt worden, so trotzt sie den Zeiten und allen menschlichen Anstrengungen. Hätte man den Sitten der Engländer die Geschwornen eben so schnell entreißen können, als ihren Gesetzen, so würden sie unter den Tudors gänzlich eingegangen sein. Die Geschwornen in Civilrechtssachen haben also eigentlich Englands Freiheit gerettet.

Wie man auch die Jury anwenden mag, so wird sie überall einen großen Einfluß auf den Nationalcharacter ausüben; aber dieser Einfluß wächst unendlich, so wie man solche in den Civilprocessen weiter ausbreitet.

Die Jury, und besonders diejenige in Civilprocessen, giebt allen Bürgern einen Anstrich der Gewohnheiten des Richterstandes, und diese gerade machen die Bürger zur Freiheit tüchtig. Sie verbreitet in allen Ständen den Respect vor abgethanen Rechtssachen, und die Idee des Rechts. Setzt man diese Ehrfurcht bei Seite, so wird die Liebe zur Unabhängigkeit nur eine zerstörende Leidenschaft.

Sie lehrt den Menschen die Ausübung der Billigkeit. Jeder, der in Processen seines Nachbarn ein Urtheil als Geschworner fällt, denkt, daß auch er einmal in einen solchen Fall kommen kann. Dies ist besonders bei der Jury in Civilsachen der Fall. Keiner, als nur ein Verbrecher, fürchtet in einen Kriminalproceß verwickelt werden zu können, wohl aber kann Jeder in einen Civilproceß gerathen.

Die Jury lehrt jeden Menschen, nicht vor der Verantwortlichkeit seiner eigenen Handlungen zurück zu schaudern; eine Männlichkeit, ohne welche es keine politische Tugend giebt.

Sie bekleidet jeden Geschwornen mit einer Art der Magi-

stratur, und läßt Jeden fühlen, daß er, weil er an der Regierung Theil nimmt, auch Pflichten gegen den Staat zu erfüllen hat. Indem sie die Menschen zwingt, auch mit etwas anderem, als mit den eigenen Geschäften sich zu befassen, bestreitet sie den persönlichen Egoismus, den Rost unter civilisirten Menschen.

Die Jury dient unglaublich, das Urtheil zu bilden, und die natürlichen Einsichten der Menschen zu vermehren. Dies ist nach meiner Meinung der größte Vorzug der Jury. Man muß sie als eine stets offene Freischule betrachten, worin jeder Geschworne seine Rechte kennen lernt, in welcher er mit den aufgeklärtesten und am meisten unterrichteten Menschen der höheren Stände in tägliche Berührung kommt, worin ihm die Gesetze auf eine practische Weise gelehrt werden, auf eine Art, die seinen Kenntnissen angemessen ist, durch die Bemühungen der Advokaten, durch die Winke der Richter, und selbst durch die Leidenschaften der Partheien. Ich denke, daß man der Jury und ihrer langen Anwendung in Civilsachen hauptsächlich den practischen Verstand und das gesunde politische Urtheil der Amerikaner zuschreiben muß.

Ich weiß nicht, ob die Jury denen nützlich ist, welche Processe haben, aber ich weiß, daß sie denen sehr nützlich ist, welche die Urtheile fällen sollen. Ich betrachte sie als eins der wirksamsten Mittel, die sich die Gesellschaft zur Erziehung des Volks bilden kann.

Das Vorhergehende bezieht sich auf alle Nationen, aber folgendes betrifft besonders die Amerikaner, und im Allgemeinen die demokratischen Völker.

Ich habe oben gesagt, daß in den Demokratieen die Rechtsgelehrten, und unter diesen die Magistrate, den einzigen aristokratischen Körper bilden, welcher die Bewegungen des Volks mäßigen kann. Diese Aristokratie besitzt keine materielle Macht, und übt nur auf die Geister ihren erhaltenden Einfluß. Nun findet sie aber in der Civil-Jury die hauptsächlichen Quellen ihrer Macht.

In Kriminalprocessen, worin die Gesellschaft wider einen Verbrecher kämpft, ist die Jury geneigt, in dem Richter das leitende Werkzeug der Staatsmacht zu sehen, und setzt in sei-

nen Rath Mißtrauen. Auch stützen sich die Kriminalprocesse auf einfache Thatsachen, welche der gesunde Menschenverstand leicht anzuwenden versteht. Auf diesem Felde sind der Richter und der Geschworne einander gleich.

Dies ist nicht völlig so in Civilprocessen. Dort erscheint der Richter als ein uneigennütziger Schiedsrichter zwischen den Leidenschaften der Partheien. Die Geschwornen betrachten ihn mit Zutrauen, und hören ihn mit Ehrerbietung an; denn hier beherrscht sein Verstand den ihrigen. Er entrollt vor ihnen die verschiedenen Argumente, womit er ihr Gedächtniß ermüdet hat, und faßt sie bei der Hand, um sie durch die Abwege der Prozeßform zu leiten. Er engt sie ein durch die aufgestellten hauptsächlichsten Punkte und lehrt ihnen die auf die Rechtsfrage zu ertheilende Antwort. Sein Einfluß auf die Geschwornen ist fast gränzenlos.

Darf ich sagen, warum mir die Gründe, welche man aus der Unfähigkeit der Geschwornen in Civilsachen hernimmt, unzureichend scheinen?

In den Civilprozessen, wo es nicht etwa auf Thatsachen ankommt, hat die Jury nur den Schein einer Richterbehörde. Die Geschwornen sprechen das Urtheil aus, was der Richter ihnen empfohlen hat. Sie verleihen dem ertheilten Spruch das Ansehen des Staats, welchen sie repräsentiren, und der Richter vertritt die Vernunft und das Gesetz.

Erwägt man die Einrichtung der Civiljury unter den Engländern, so entdeckt man leicht, daß die Geschwornen niemals der Aufsicht der Richter entgehen. Es ist wahr, daß das Gutachten der Civil- wie der Kriminal-Jury im Allgemeinen in einem einfachen Satz die Thatsache und das Recht in sich begreift; z. B. Peter will ein gewisses Haus gekauft haben; dies ist die Thatsache. Sein Gegner stellt ihm die Unfähigkeit des Verkäufers entgegen; dies ist der Rechtspunkt. Die Geschwornen erklären kurz, daß das Haus Petern überliefert werden soll, wodurch die Thatsache und zugleich das Recht entschieden wird. Indem die Engländer die Jury in den Civilprozessen einführten, ertheilten sie den Geschwornen nicht das Recht der Untrüglichkeit, welches sie solchen in Kriminalsachen beilegen, wenn ihr Gutachten dem Angeklagten günstig ist.

Wenn der Richter denkt, daß das Gesetz falsch angewendet worden ist, so kann er die Annahme verweigern und den Geschwornen die abermalige Berathung empfehlen.

Wenn der Richter das Gutachten der Geschwornen ohne Gegenbemerkungen gelten läßt, so ist darum der Prozeß noch nicht gänzlich geschlichtet, denn es gibt gegen das Urtheil noch mehrere Recurse. Das hauptsächlichste Recursmittel ist, den Richter zu bitten, daß das Gutachten annullirt und eine neue Jury wieder versammelt werden möge. Freilich ist es wahr, daß solcher Bitte selten Statt gegeben wird und niemals mehr, als zweimal; doch habe ich erlebt, daß dies unter meinen Augen geschahe. Man sehe Blackstone, Buch III. Kap. XXIV. und Kap. XXV.

In England und in Amerika üben die Richter auf den Ausgang der peinlichen Prozesse einen Einfluß aus, welchen die französischen Richter niemals gekannt haben. Die Ursachen dieser Abweichung kann man leicht begreifen. Die englischen und amerikanischen Magistrate haben ihre Gewalt in Civilangelegenheiten festgestellt und üben sie in peinlichen Prozessen nur auf einem anderen Schauplatze aus, erwarben sie aber in letzteren nicht.

Es gibt Fälle, und diese sind oft die wichtigsten, wo der amerikanische Richter das Recht hat, allein zu sprechen. Sie entscheiden z. B. fast immer allein die Fragen, welche die Regierung des Landes betreffen. Der amerikanische Richter befindet sich dann gelegentlich in der Lage, worin sich der Richter in Frankreich gewöhnlich zu befinden pflegt, aber seine moralische Macht ist weit größer. Die Erinnerungen der Jury folgen ihm noch und seine Stimme hat fast eben so viele Macht, als diejenige des Staats, dessen Organ die Geschwornen waren.

Sogar erstreckt sich sein Einfluß weit über den Geschäftskreis der Tribunale. In den Erholungen des Privatlebens, wie in den Arbeiten des politischen, auf freien Plätzen, wie im Schooße der Gesetzgebung hat der amerikanische Richter stets Personen um sich, welche gewohnt sind, in seinen Einsichten etwas Höheres, als die ihrigen erreichen, zu suchen, und nachdem er sich in der Entscheidung der Prozesse eingeübt hat,

wirkt seine Macht fühlbar auf alle Geistesübungen, und selbst auf den Geist seiner Collegen im Richteramte.

Die Geschwornen, welche die Rechte der Magistratur zu vermindern schienen, gründeten also wirklich ihr Reich, und in keinem Lande sind die Richter so mächtig, als in denjenigen, wo das Volk ihre Vorrechte theilt.

Besonders unter Beistand der Geschwornen in Civilsachen läßt die Magistratur der Amerikaner das, was ich den Geist der Rechtsgelehrten genannt habe, bis in die untersten Stände der Staatsgesellschaft eindringen.

Regiert also das Volk am kräftigsten durch die Geschwornen, so sind doch auch diese das wirksamste Mittel, dem Volke zu lehren, wie man regieren muß.

Neuntes Kapitel.

Die hauptsächlichsten Ursachen, welche die demokratische Republik in den vereinigten Staaten erhalten.

Die demokratische Republik besteht in den vereinigten Staaten. Es war der Hauptzweck dieses Buchs, die Ursache dieser Erscheinung zu erklären.

Unter diesen Ursachen giebt es mehrere, neben denen ich im Verlauf meines Gegenstandes gleichsam wider Willen hinrissen wurde, und die ich im Vorbeigehen nur leicht anzeigen konnte. Mit mehreren konnte ich mich bisher nicht beschäftigen, und diejenigen, über welche mich zu erklären erlaubt war, blieben oft unwillkührlich hintern andern Einzelnheiten zurück.

Ich habe daher gedacht, daß, ehe ich weiter ginge, und von der Zukunft redete, ich in einem Rahmen alles zusammen stellen müßte, was die Gegenwart erklärt. Ich werde in dieser Wiederholung kurz sein, und mich nur bemühen, das schon Bekannte wieder in Erinnerung zu bringen, und unter den noch nicht erklärten Thatsachen werde ich nur die hauptsächlichsten hervorheben.

Ich denke, daß alle die Fortdauer der demokratischen Republik in den vereinigten Staaten veranlassende Ursachen auf drei einzuschränken sind.

Die erste bildet die eigenthümliche, zufällige Lage, in welche die Vorsehung die Amerikaner versetzt hat.

Die zweite kommt von den Gesetzen.

Die dritte fließt aus den Gewohnheiten und Sitten.

Zufällige von der Vorsehung geleitete Ursachen, welche zur Erhaltung der demokratischen Republik in den vereinigten Staaten beitrugen.

Die Union hat keine Nachbarn. — Keine große Hauptstadt. — Die Amerikaner haben für sich den Zufall der Geburt in einem schon freien Volke. — Amerika ist ein großes menschenleeres Land. — Wie dieser Umstand mächtig zur Erhaltung der demokratischen Republik beiträgt. — Wie sich die dortigen Wüsten bevölkern. — Habgier der Anglo-Amerikaner, sich der Wüsten in der neuen Welt zu bemächtigen. — Einfluß des materiellen Wohlstandes auf die politischen Meinungen der Amerikaner.

Es gibt tausend vom Willen der Menschen unabhängige Umstände in den vereinigten Staaten, welche die demokratische Republik gemächlich machten. Einige sind bekannt, andere kann man leicht kennen lernen. Ich werde mich darauf beschränken, die hauptsächlichsten anzuzeigen.

Die Amerikaner haben keine Nachbarn, folglich keine großen Kriege, keine schweren Schulden, Verwüstungen oder Eroberungen zu fürchten. Sie bedürfen keiner schweren Auflagen, keiner zahlreichen Armee, keiner großen Generale, und haben fast nichts zu fürchten von der noch schrecklichern Geisel für die Republiken, dem Militairruhm.

Man vermag nicht zu läugnen, welchen Einfluß er auch in Amerika auf den Geist des Volks äußerte. Der General Jackson, welchen die Amerikaner zweimal an ihre Spitze stellten, ist ein Mann mit einem jähzornigen Character und mittelmäßigen Fähigkeiten. Nichts hatte während seiner Laufbahn bewiesen, daß er die nöthigen Eigenschaften zur Regierung eines freien Volks besitze. Auch war ihm die Mehrheit der aufgeklärten Klassen in der Union stets entgegen. Wer setzte ihn daher auf den Präsidentenstuhl, und hält ihn auch noch darauf? Die Erinnerung an einen durch ihn vor zwanzig Jahren erfochtenen Sieg unter den Männern von New-Orleans; und doch war dieser Sieg eine ganz gewöhn-

liche Thatsache, welche das Publikum in einem Lande nur lange beschäftigen konnte, wo man nicht gewohnt ist, große Schlachten zu liefern. Und das Volk, welches sich von der Verblendung des Kriegerruhms so mächtig hinreißen ließ, ist sicher das kälteste, alles berechnende, am wenigsten militairische, und wenn ich mich so ausdrücken darf, das prosaischste Volk der Erde.

Amerika hat noch keine große Hauptstadt, deren mittelbarer oder unmittelbarer Einfluß sich auf der ganzen Ausdehnung des Gebiets fühlbar machen kann. Dies sehe ich an als eine der ersten Ursachen der Erhaltung der Republik in den vereinigten Staaten. In den Städten kann man nicht füglich die Menschen verhindern, sich mit einander über etwas zu verständigen, sich gemeinschaftlich zu erhitzen, plötzliche und leidenschaftliche Beschlüsse zu fassen. Die Städte bilden gleichsam große Versammlungen, deren Mitglieder die Einwohner sind. Das Volk übt daselbst einen mächtigen Einfluß über seine Magistrate aus, und setzt dort oft ohne einen Vermittler seinen Willen durch.

Schon hat Amerika sehr große Städte. Philadelphia zählte 1830, 161,000 Einwohner, und Newyork 1836, 230,000. Der diese großen Städte bewohnende Pöbel ist dort noch gefährlicher als in Europa, und besteht zuerst aus freigelassenen Negern, welche das Gesetz und die öffentliche Meinung zu einem Zustande der Herabwürdigung und erblichen Elendes verdammen. Man trifft auch in ihrem Schooße eine Menge Europäer an, welche Unglück und schlechtes Betragen täglich nach den Ufern der neuen Welt stoßen. Diese Menschen bringen unsre größten Laster dahin, und kein Interesse, deren Einfluß zu bekämpfen. Einwohner eines Landes, dessen Bürger sie nicht sind, sind sie bereit, jeder dort entstehenden ungesetzlichen Parthei zu dienen. Auch haben wir seit einiger Zeit ernsthafte Aufstände in Philadelphia, Newyork u. s. w. ausbrechen gesehen. Im Binnen-Lande sind solche Aufstände unbekannt, und beunruhigen keinen, weil bisher die Bevölkerung der Städte auf die Landleute keinen Einfluß ausübte.

Ich betrachte jedoch die Größe einiger amerikanischen

Städte, und hauptsächlich den Character ihrer Einwohner, als eine wahre die Zukunft der amerikanischen demokratischen Republiken bedrohende Gefahr, und ich fürchte nicht, voraus zu sagen, daß sie durch solche untergehen werden, wenn nicht die Regierung der Union den Beschluß faßt, eine dem Willen der Nationalmehrheit unterworfene Macht, die aber von der Stadtmiliz unabhängig ist, als Besatzung zur Hand zu geben, um die Ausschweifungen der Tumultuanten zu unterdrücken.

Die Provinzen der Hauptstadt unterzuordnen, würde das Schicksal des ganzen Reichs nicht allein in die Hände eines Theils des Volks, so ungerecht dies auch wäre, sondern sogar in die Hände des aus eigenem Antriebe handelnden Volks gelangen lassen, was sehr gefährlich sein dürfte. Das Uebergewicht der Hauptstädte kann also dem Repräsentativsystem einen starken Stoß geben. Sie läßt die neueren Republiken in den Fehler der Republiken des Alterthums fallen, welche alle aus Unkenntniß dieses Systems untergegangen sind.

Es würde mir leicht, eine große Zahl zweiter Ursachen aufzuzählen, welche die Gründung der amerikanischen Republiken in den vereinigten Staaten begünstigten, und ihre Aufrechterhaltung sichern; aber mitten in der Menge der glücklichen Umstände werde ich zwei hauptsächliche gewahr, welche ich sogleich anzeigen will.

Ich habe bereits früher gesagt, daß ich im Ursprunge der Amerikaner, in dem, was ich den Punct nannte, von welchem sie ausgegangen sind, die erste und wirksamste aller Ursachen finde, welchen ich den jetzigen Wohlstand der vereinigten Staaten zuschreiben. Die Amerikaner waren schon vom Anfang an dadurch glücklich, daß ihre Väter auf dem Boden, welchen sie jetzt bewohnen, die Gleichheit der Stände und der Kenntnisse einführten, aus welchen die demokratischen Republiken eines Tages wie aus einer natürlichen Quelle entstanden. Das ist noch nicht alles; mit einem republikanischen Zustand der Gesellschaft vermachten sie ihren Nachkommen die geeignetsten Gewohnheiten, Ideen und Sitten, damit die Republiken blühen könnten. Wenn ich die Wirkungen dieser Original-That-

sache mir vorstelle, so glaube ich das ganze künftige Schicksal Amerikas vor mir zu sehen, eingeschlossen in dem ersten an diesem Ufer landenden Puritaner, wie das ganze Menschengeschlecht im ersten Menschen.

Zu den glücklichen Begebenheiten, welche weiter die Stiftung der demokratischen Republiken in den vereinigten Staaten begründeten und die Fortdauer derselben sicherten, ist die erste und wichtigste die Wahl des von ihnen bewohnten Landes. Ihre Väter gaben ihnen die Liebe zur Gleichheit und Freiheit, aber Gott selbst, indem er ihnen einen Welttheil ohne Gränzen gab, bewilligte ihnen die Mittel, lange gleich und frei zu bleiben.

Der allgemeine Wohlstand begünstigt die Dauer jeder Regierungsform, besonders aber der demokratischen, welche sich auf die Dispositionen der größeren Zahl und hauptsächlich der Nothleidensten stützt. Wenn das Volk selbst regiert, so muß es glücklich sein, damit es den Staat nicht umstürzt. Das Elend eines sich selbst regierenden Volkes und der Ehrgeiz der Könige haben gleiche Folgen. Aber die materiellen, von den Gesetzen unabhängigen Ursachen sind in Amerika zahlreicher, als sie es jemals in irgend einer geschichtlichen Zeitfrist, in einem Lande der Welt waren.

In den vereinigten Staaten ist nicht allein die Gesetzgebung demokratisch, sondern die Natur selbst arbeitet für das Volk. Wo findet man, so weit die Geschichte reicht, etwas ähnliches, was jetzt vor unsern Augen in Nordamerika vorgeht?

Die berühmten Staaten des Alterthums bildeten sich mitten unter feindlichen Völkern, welche man besiegen mußte, um ihren Raum einzunehmen. Selbst unsere neueren Völker fanden in einigen Theilen des südlichen Amerika große, durch weniger aufgeklärte Völker bewohnte Räume, welche sich aber den Boden durch Kultur bereits angeeignet hatten. Um ihre neuen Staaten zu gründen, mußten sie zahlreiche Bevölkerungen vernichten oder unterjochen. Die Civilisation mußte über ihre Triumphe erröthen.

Aber Nordamerika war blos durch wandernde Stämme bevölkert, welche nicht daran dachten, den natürlichen Reichthum des Bodens zu benutzen. Nordamerika war im Grunde ein

weiter, wüster Welttheil, welcher bleibende Einwohner erwartete.

Alles ist bei den Amerikanern außerordentlich, sowohl ihr Gesellschaftszustand, als ihre Gesetze, aber noch außerordentlicher ist der sie ernährende Boden.

Als die Erde vom Schöpfer den Menschen übergeben wurde, war sie jung und unerschöpflich, aber die Menschen waren schwach und unwissend, und als sie gelernt hatten, von den Schätzen Nutzen zu ziehen, bedeckten sie bereits die Oberfläche, und bald mußten sie mit einander kämpfen, um das Recht des Besitzes einer Zuflucht zu erlangen, und um sich in Freiheit auszuruhen.

Damals wurde Nordamerika entdeckt, als wenn Gott es als Vorrath für die künftige Noth zurückbehalten, und sich dasselbe noch nicht lange über die Gewässer der Sündfluth erhoben hätte.

Es stellt dar, wie in den ersten Tagen seiner Schöpfung, Flüsse mit niemals versiegenden Quellen, grüne und feuchte Auen, gränzenlose, niemals gepflügte Felder. In diesem Zustande bietet sich Amerika nicht einem einzelnen unwissenden und barbarischen Menschenstamm der ersten Zeitalter an, sondern Menschen, welche schon Herren sind der wichtigsten Geheimnisse der Natur, vereint mit seines Gleichen und unterrichtet durch eine Erfahrung von funfzig Jahrhunderten.

In dem Augenblicke, wo ich dieses niederschreibe, breiten sich dreizehn Millionen civilisirte Europäer ruhig in fruchtbaren Wüsten aus, von denen sie noch nicht genau alle Hülfsquellen und die Verbreitung kennen. Drei bis viertausend Soldaten treiben die wandernden Stämme der Eingebornen vor sich her. Hinter diesen Bewaffneten rücken Holzhauer in die Wälder, verjagen die wilden Thiere, erforschen den Lauf der Flüsse und bereiten den Triumph der Civilisation mitten in der Wüste vor.

Oft habe ich im Laufe dieses Werks des materiellen Wohlseins erwähnt, welches die Anmerikaner genießen, und als eine der wichtigen Ursachen des Erfolges ihrer Gesetze angezeigt. Diese Ursache hatten schon tausend andere vor mir angegeben; es ist die einzige, welche den Europäern sogleich einleuchtete

und bei uns volksthümlich wurde. Ich will mich daher über einen so oft behandelten und wohlbegriffenen Gegenstand nicht weiter verbreiten und nur einige neue Thatsachen hinzufügen.

Man stellt sich gemeiniglich vor, daß die amerikanischen Wüsten sich durch die jährlich nach der neuen Welt auswandernden Europäern bevölkern, indeß die amerikanische Bevölkerung auf dem von ihren Vätern in Besitz genommenen Boden wächst und sich vermehrt. Dies ist ein großer Irrthum. Der in den vereinigten Staaten landende Europäer kommt daselbst ohne Freunde und ohne Hülfsmittel an. Er muß, um zu leben, Dienste übernehmen und selten überschreitet er die große Zone des Gewerbfleißes, welche sich längs dem Weltmeere erstreckt. Man kann die Wüste ohne Kapital und Kredit nicht fruchtbar machen, ohne sich mitten in die Wälder zu wagen, und der Körper muß sich an die Strenge eines neuen Klimas gewöhnt haben. Daher sind es in Amerika Eingeborne, welche täglich die Heimath ihrer Geburt verlassen, und sich weit davon neue Landgüter schaffen. Der Europäer verläßt also seine Hütte, um die Ufer jenseits des atlantischen Meeres zu bewohnen, und der an diesem Ufer geborne Amerikaner dringt dagegen in die Wüsten des innern Amerika ein. Diese doppelte Bewegung der Auswanderung steht niemals stille und geht mitten durch die Wüsten der neuen Welt vorwärts. Millionen von Menschen gehen zu gleicher Zeit nach dem nämlichen Lande des Horizonts; ihre Sprache, Religion und Sitten sind verschieden, aber alle haben einen gemeinschaftlichen Zweck. Man hat ihnen gesagt, daß das Glück sich irgendwo im Westen fände, und sie eilen solchem entgegen.

Mit dieser anhaltenden Versetzung des menschlichen Geschlechts kann man nichts, als etwa die Völkerwanderungen in der Periode des Unterganges des römischen Reichs vergleichen. Man sah damals, wie jetzt, die Menschen in Menge herbei eilen und im Tumult in der nämlichen Gegend eintreffen. Aber damals hatte die Vorsehung andere Absichten. Jeder Neuangekommene führte Verheerung und Tod in seinem Gefolge mit sich, und jetzt ein Jeder den Keim zu Wohlstand und Leben.

Die entfernten Folgen dieser Wanderung der Amerikaner

nach dem Westen hat uns die Zukunft noch verhüllet; aber die unmittelbaren Resultate sind leicht zu erkennen. Da ein Theil der alten Einwohner sich jährlich aus seiner Geburtsheimath entfernt, so bevölkern sich diese Staaten nur langsam, obgleich sie alt werden. Daher zählt der Staat Connecticut erst 59 Einwohner auf der englischen Quadratmeile; seit 40 Jahren nahm daselbst die Bevölkerung nur ein Viertel zu, und dagegen in nämlicher Frist in England um ein Drittel. Der europäische Auswanderer kommt also stets in einem Lande schwacher Bevölkerung an, wo die Arme dem Gewerbfleiße fehlen. Er wird ein wohlhabender Handwerker; sein Sohn sucht sein Glück in einem noch menschenleeren Lande, und wird ein reicher Grundeigenthümer. Der Vater sammelt ein Kapital, das der Sohn nutzbar anlegt, und weder der Fremde noch der Eingeborne leben im Elende.

Die Gesetzgebung in den vereinigten Staaten begünstigt möglichst die Theilung des Grundeigenthums, aber eine noch wichtigere Ursache, als die Gesetzgebung, verhindert, daß sich dasselbe nicht in zu kleine Parcellen vertheilt, was schon in Neuengland der Fall ist, wo die weitere Vertheilung derselben stattfindet, und eben so in allen Staaten, wo die Bevölkerung zu genügen scheint. Am bevölkertsten ist der Staat Massachusetts in der ganzen Union und zählt 80 Einwohner auf der englischen Geviertmeile, indeß Frankreich auf dem nämlichen Raum 162 zählt.

In Massachusetts vertheilt man die kleinen Güter selten weiter. In der Regel übernimmt der älteste Sohn die Landstelle und die Nachgebornen suchen ihr Glück in der Wüste.

Das Gesetz schaffte das Grunderbrecht eines einzigen Kindes ab, aber die Vorsehung hat es gleichsam ohne Verletzung der Gerechtigkeit und ohne Klage der Nachgebornen wieder hergestellt.

Man kann aus folgender Thatsache die ungeheure Menge der auf solche Art jährlich auswandernden Neuengländer abnehmen, um sich in den Wüsten des Westens niederzulassen, denn man versicherte mir, daß im Jahr 1830 unter den Congreßmitgliedern sich 36 im kleinen Connecticut Geborene fanden. Da nun Connecticut nur den 43sten Theil der Bevölkerung der Union

bildet, so fällt es auf, daß es dennoch den achten Theil der Repräsentanten liefert, da Connecticut selbst nur fünf Mitglieder deputirt. Die andern ein und dreißig scheinen Repräsentanten der neuen westlichen Staaten zu sein. Wären diese 31 Personen in Connecticut geblieben, so würden sie wahrscheinlich arme Arbeiter geworden sein, statt, daß sie nun reiche Grundeigenthümer sind; würden in der Dunkelheit, ohne je eine politische Laufbahn zu erreichen, gelebt haben, und statt nützlicher Gesetzgeber vielleicht gefährliche Bürger geworden sein würden.

Diese Betrachtungen gehen weder von uns, noch von dem scharfsinnigen Geiste der Amerikaner aus. So sagt der Kanzler Kent in seinem amerikanischen Recht. Bd. 4. S. 380.:

»Ohne Zweifel veranlaßt die zu weit getriebene Theilung der Landgüter große Uebel, wenn alsdann jeder einzelne Theil nicht mehr eine Familie unterhalten kann, aber dieses Uebel hat bis jetzt noch wenig Nachtheil gebracht. Allmälig haben wir niemals in den vereinigten Staaten empfunden, und viele Geschlechter werden erlöschen, ehe wir dasselbe fühlen werden. Die Ausdehnung unsers unbewohnten Gebiets, der Ueberfluß an Land in unsrer Nähe, und der beständige Strom der Auswanderung von den atlantischen Küsten richtet sich unaufhörlich nach dem Innern. Dies reicht hin, und wird noch lange hinreichen, um die zu große Zerstückelung der Landgüter zu verhüten.«

Kaum vermag man die Habgier zu schildern, mit welcher der Amerikaner sich auf diese unermeßliche, ihm vom Glücke angebotene Beute wirft. Um solche zu verfolgen, trotzt er ohne Furcht den Pfeilen der Indianer und den Seuchen der Wüste; ihn erschreckt nicht die Einsamkeit der Wälder oder die Nachbarschaft wilder Thiere. Ihn stachelt beständig eine stärkere Leidenschaft, als die Liebe zum Leben. Vor ihm breitet sich ein fast gränzenloser Continent aus, und man möchte sagen, daß er aus Furcht, keine Landstelle zu erlangen, eile, um nicht zu spät zu kommen. Ich habe von der Auswanderung aus den alten Staaten geredet, aber was soll ich von den Auswanderungen aus den neuen Staaten sagen? Noch sind keine 50 Jahre seit der Gründung des Staats Ohio verflossen. Die meisten Einwohner sind dort nicht geboren worden. Die Hauptstadt ist erst 30 Jahre alt, und ein unermeßlicher

Raum wüster Felder deckt noch sein Gebiet, und doch zieht schon ein Theil seiner Bevölkerung weiter nach Westen. Die meisten Einwohner der fruchtbaren Weiden Illinois sind gewesene Einwohner Ohios. Die Menschen haben ihr erstes Vaterland verlassen, um sich besser zu befinden, sie verlassen das zweite, um sich noch besser zu stellen. Fast überall treffen sie Wohlstand an, aber doch nicht das idealische Glück. Bei ihnen ist das Verlangen nach Reichthum eine unruhige und glühende Leidenschaft, welche durch die Befriedigung wächst. Sie haben vormals die Bande zerrissen, welche sie an ihr Geburtsland knüpften, seitdem bildeten sie keine neue. Für sie ist das Weiterwandern ein Bedürfniß geworden, jetzt ist solche für sie ein Würfelspiel, dessen Aufregung sie eben so sehr lieben, als den Gewinn.

Bisweilen rücken diese Menschen so schnell vorwärts, daß die Wüsten hinter ihnen wieder erscheinen. Der Wald wich nur da, wo sie wanderten, und erhebt sich wieder, nachdem sie verschwunden sind. Nicht selten trifft man in den neuen westlichen Staaten mitten in den Wäldern verlassene Wohnungen und Trümmer einer Hütte mitten in der Wüste. Man wundert sich, um sich herum angefangene Urbarmachungen wahrzunehmen, die zugleich die Macht und die Unbeständigkeit der Menschen beweisen. Mitten unter solchen verlassenen Feldern und unter diesen jungen Ruinen verfehlt nicht der alte Wald, sich von neuem wieder anzuwurzeln; wilde Thiere ergreifen wieder davon Besitz, die Natur bedeckt lächelnd mit grünen Zweigen und Blüten die menschlichen Fußtapfen, und will die Spuren seiner kurzen Heimath wieder vertilgen.

Ich erinnere mich, daß, als ich in einem der wüsten Cantone des Staats Newyork reisete, ich am Ufer eines mit Urwald umgebenen Sees eintraf. Mitten im See erhob sich eine kleine Insel. Das sie bedeckende Gehölz versteckte das Gestade unter Laubwerk. Am Ufer des Sees nahm ich keine Spur von Menschen wahr; nur entdeckte man am Horizont eine Rauchsäule, welche perpendicular über die Baumgipfel sich zu den Wolken erhob, und mehr am Himmel zu hängen, als von der Erde herauf zu steigen schien.

Eine indianische Pirogue lag auf dem Sande. Ich be-

nutzte sie, um die Insel zu besuchen, welche anfangs meine Blicke an sich gezogen hatte, und bald gelangte ich an ihr Ufer. Die ganze Insel bildete eine der reizendsten Einöden der neuen Welt, welche fast den civilisirten Menschen das Leben der Wilden beneiden lassen. Eine kräftige Vegetation kündigte durch ihre Wunder die unvergleichlichen Reichthümer des Bodens an. Es herrschte daselbst, wie in allen Wüsten Nordamerikas, eine tiefe Stille, welche nur durch das eintönige Werben der Holztaube um die Gunst der Täubin, und durch das Klopfen des Grünspechts an der Baumrinde unterbrochen wurde. Ich war weit entfernt, zu glauben, daß der Platz jemals bewohnt gewesen sei, so sehr schien die Natur sich selbst überlassen zu sein. Als ich aber in der Mitte der Insel angekommen war, glaubte ich plötzlich menschliche Fußtapfen anzutreffen. Ich untersuchte alle Gegenstände um mich her, und zweifelte bald nicht mehr daran, daß ein Europäer daselbst seine Zuflucht gefunden habe. Aber wie hatte die Natur das, was er geschaffen hatte, wieder umgestaltet; das Holz, was er vormals eilig gefället hatte, um sich eine Wohnung zu bauen, hatte seitdem wieder Wurzeln geschlagen. Seine Einfriedigungen waren lebendige Hecken geworden, und seine Hütte hatte sich in ein Gebüsch verwandelt, in welchem man noch einige durchs Feuer geschwärzte Steine wahrnahm, rund um einen kleinen Aschenhaufen, wo vormals unstreitig der Heerd gewesen war. Der Einsturz des Kamins hatte fast den ganzen Aschenhaufen mit Trümmern bedeckt. In der Stille bewunderte ich eine Zeitlang die Macht der Natur und die Schwäche der Menschen, und als ich mich endlich von diesem Zauberplatze entfernen mußte, rief ich trauernd aus: »dies alles ist bereits eine Ruine!«

In Europa sind wir gewohnt, als eine große Gefahr für die Ruhe der Gesellschaft das unmäßige Verlangen nach Reichthum und das äußerste Streben nach Unabhängigkeit zu betrachten. Aber gerade diese Dinge sichern den amerikanischen Republiken eine lange und friedliche Zukunft. Ohne diese unruhigen Leidenschaften würde die Volksmenge an gewissen Plätzen sich zu sehr anhäufen und finden, daß, wie bei uns, gewisse Bedürfnisse schwer befriedigt werden könnten. Die neue

Welt ist sehr glücklich, weil dort die Laster der Menschen der Gesellschaft so nützlich sind, als ihre Tugenden.

Dies übt wieder einen wichtigen Einfluß aus auf die Art, wie man in beiden Halbkugeln die Handlungen der Menschen beurtheilt. Oft nennen die Amerikaner das nämliche eine lobenswürdige Industrie, was wir Liebe zum Gewinn nennen, und sie sehen da eine niedrige Gemüthsart, wo wir nur eine Mäßigung der Wünsche erblicken.

In Frankreich betrachtet man den Geschmack am Einfachen, die Ruhe der Sitten, den Familiengeist und die Liebe zur Heimath als große Bürgen der Ruhe und des Glücks eines Staats; aber in Amerika scheinen solche dem Staat sogar schädlich zu sein. Die kanadischen Franzosen, welche die Tradition der Sitten ihrer Vorfahren treu bewahrt haben, finden schon schwierig, in ihrem Gebiete zu leben, und ihre Jugend wird bald das Elend der alten Völker erfahren. In Kanada sind die mit Einsichten, Patriotismus und Menschlichkeit am meisten Begabten aufs Aeußerste bemüht, um dem Volke einen Ekel vor ihrem einfachen Glücke einzuflößen. Sie preisen den Vorzug des Reichthums, wie sie vielleicht in Europa den Reiz einer anständigen Mittelmäßigkeit erheben würden, und reizen eben so sorgfältig die menschlichen Leidenschaften auf, als man anderswo bemühet ist, sie zu dämpfen. Nichts verdient in ihren Augen mehr Lob, als der Tausch des reinen und friedlichen Vergnügens, was das Vaterland sogar dem Armen gewährt, gegen die unfruchtbaren Genüsse des Wohlstandes unter einem fremden Himmel, gegen die Flucht vom Heerde der Väter und der Felder, wo deren Gebeine ruhen, indem man Lebende und Todte verläßt, um einem fernen Glücke nachzurennen.

In unsern Tagen liefert Amerika der Menschheit ein immer weiter sich erstreckendes Kapital, als der Gewerbfleiß, welcher solches in Werth setzt.

In Amerika kann man nicht genug Licht verbreiten; dasselbe wird nicht blos nützlich dem, der solches besitzt, sondern auch denjenigen, welche solches Verdienst entbehren. Vor neuen Bedürfnissen braucht man sich dort nicht zu fürchten, weil man daselbst solche leicht befriedigen kann. Eben so we-

nig fürchtet man dort die Entstehung der Leidenschaften, weil sie dort eine leichte und heilsame Nahrung antreffen; man kann daselbst die Menschen nicht genug frei machen, weil sie fast niemals trachten, von ihrer Freiheit einen bösen Gebrauch zu machen.

Die amerikanischen Republiken unsrer Tage sind gleichsam Handlungsgesellschaften, um in Gemeinschaft die wüsten Felder der neuen Welt auszubrüten, welche ein gesegneter Handel in Besitz genommen hat.

Keine andere Leidenschaft regt die Amerikaner dergestalt auf, als die Vorliebe für den Handel; weniger die Politik, oder vielmehr, sie übertragen die Handelsgewohnheiten in die Politik. Sie lieben die Ordnung, ohne welche kein Geschäft gedeihet, und schätzen besonders Regelmäßigkeit der Sitten, welche die Handlungshäuser so wohl begründet. Sie ziehen den gesunden Menschenverstand, welcher oft ein großes Vermögen schafft, dem Genie vor, welches dasselbe oft zerstört. Gewisse allgemeine Ideen erschrecken die Geister, welche sich an feste Zahlen gewöhnt haben. Bei ihnen ist die Praxis mehr in Ehren, als die Theorie.

Man muß nach Amerika reisen, um zu begreifen, welche Macht der materielle Wohlstand auf die politischen Handlungen und selbst auf die Meinungen äußert, welche nur der Vernunft untergeordnet werden sollten. Dies bemerkt man besonders unter den daselbst lebenden Ausländern. Die meisten aus Europa Eingewanderten bringen in die neue Welt jene wilde Liebe zur Unabhängigkeit und zum Wechsel mit, welche oft mitten in unserm Elend entsteht. Ich traf bisweilen in den vereinigten Staaten solche Europäer an, welche früher ihr Vaterland wegen gemißbilligter politischer Meinungen verlassen hatten. Die Reden aller dieser Herren ließen mich erstaunen, von denen mir Einer besonders auffiel. Als ich einmal in einem der abgelegensten Districte Pensylvaniens reisete, überfiel mich die Nacht, und ich mußte einen reichen Pflanzer um Quartier bitten. Dies war ein Franzose. Er lud mich ein, an seinem Heerde Platz zu nehmen, und wir fingen an, uns freimüthig gegen einander auszusprechen, wie das bei Leuten zu sein pflegt, die in einem Walde zusammen-

treffen, 2000 Stunden von ihrem Geburtsort. Ich wußte sehr wohl, daß mein Wirth vor 40 Jahren ein großer Gleichheitsmacher und ein feuriger Demagoge gewesen war. Sein Name gehört der Geschichte an. Ich war daher ungemein verwundert, als ich hörte, wie er sich über das Eigenthumsrecht ganz als ein Oeconomist, fast möchte ich sagen, als ein Grundeigenthümer ausdrückte. Er sprach von der nothwendigen Hierarchie des Vermögens unter den Menschen, vom Gehorsam gegen die Gesetze, vom Einfluß der guten Sitten auf die Republiken und von der Hülfe, welche religiöse Ideen der Ordnung und der Freiheit verliehen. Sogar citirte er, als wenn er alles Frühere vergessen hätte, die Auctorität Jesus Christus zur Unterstützung einer politischen Meinung.

Als ich dies so anhörte, bewunderte ich die Schwäche der menschlichen Vernunft. Wie kann man beim Schwanken der Wissenschaften und bei den verschiedenen Erfahrungslehren das Wahre vom Falschen unterscheiden? Hier sah ich eine neue Thatsache, welche alle meine Zweifel löfete. Er war arm, und war reich geworden. Aber wenn auch der Wohlstand auf das Betragen wirkt, so sollte es doch nicht auf das freie Urtheil wirken. Hier hatten aber offenbar die Meinungen mit dem Glücke gewechselt, und bei dieser Bekanntschaft entdeckte ich die bestimmende Ursache des Meinungswechsels, welche mir bis dahin nicht so klar gewesen war.

Der Einfluß des Wohlstandes äußert sich noch freier bei den Amerikanern, als bei den Fremden. Der Erstere sah vor seinen Augen, wie die Ordnung und das allgemeine Wohl stets gleichen Schritt halten. Daher denkt er sich, daß sie von einander getrennt nicht leben können. Er hat also nichts zu verlieren, und kann nicht, wie so viele Europäer, dasjenige aus dem Gedächtnisse verlieren, was er von seiner Erziehung an für wahr zu halten gelernt hat.

Einfluß der Gesetze auf die Aufrechthaltung der demokratischen Republiken in den vereinigten Staaten.

Drei Hauptursachen des Fortbestehens der demokratischen Republiken. — Die Bundesform. — Die Gemeindeordnung. — Die Gerichtsmacht.

Der Hauptzweck dieses Buchs war, die Gesetze der vereinigten Staaten kennen zu lernen. Wenn dieser Zweck erreicht worden ist, so wird der Leser schon selbst urtheilen können, welche unter diesen Gesetzen in der That die demokratischen Republiken aufrecht zu erhalten trachten, und welche sie dagegen in Gefahr bringen. Ist mir dies im Laufe des Buchs bisher mißlungen, so wird es mir in diesem Kapitel noch weniger gelingen.

Ich will daher zur Vermeidung der Wiederholungen nur kurz anführen, daß drei Thatsachen unter vielen mir besonders zur Erhaltung der demokratischen Republiken in der neuen Welt beizutragen scheinen.

Die erste ist die von den Amerikanern angenommene Bundesform, welche der Union erlaubt, die Macht einer großen Republik zu genießen, mit der Sicherheit einer kleinen Republik.

Die zweite finde ich in den Gemeindeordnungen, welche den Despotismus der Mehrheit mäßigen, und dem Volke zu gleicher Zeit den Geschmack der Freiheit und die Kunst verleihen, frei zu sein.

Die dritte treffe ich an in der Organisation der gerichtlichen Gewalt. Ich habe gezeigt, wie sehr die Tribunale wirksam sind, die Ausschreitungen der Demokratie zu verbessern, und wie sie es anfangen, ohne jemals die Bewegungen der Mehrheit aufzuhalten, sie dennoch zu hemmen und zu leiten.

Einfluß der Sitten auf die Erhaltung der demokratischen Republiken in den vereinigten Staaten.

Ich habe oben gesagt, daß ich die Sitten als eine der wichtigen allgemeinsten Ursachen betrachtete, denen man die

Erhaltung der demokratischen Republik in den vereinigten Staaten zueignen muß.

Ich verstehe unter Sitten das, was die Römer Mores nannten, also nicht eigentlich bloß das, was wir Sitten zu nennen pflegen, welche man vielleicht Gewohnheiten des Herzens nennen könnte, sondern auch die verschiedenen Kenntnisse, welche die Menschen besitzen, die verschiedenen unter ihnen umlaufenden Meinungen, und den Einfluß auf das Ganze der Ideen, welche die Gewohnheiten des Geistes bilden.

Also verstehe ich unter Sitten den ganzen moralischen und geistigen Zustand eines Volks. Mein Zweck ist nicht, ein Gemälde der amerikanischen Sitten darzustellen, weßhalb ich mich in diesem Augenblicke darauf beschränke, daraus das zu entnehmen, was der Erhaltung der politischen Institutionen günstig ist.

Die Religion als politische Institution, und wie sie mächtig zur Erhaltung der demokratischen Republiken unter den Amerikanern beiträgt.

Nordamerika wurde durch Menschen bevölkert, welche sich zu einem demokratisch-republikanischen Christenthum bekannten. — Ankunft der Katholiken. — Warum in unsern Tagen die Katholiken die demokratische und die am meisten republikanische Klasse bilden.

Zur Seite der Religion trifft man eine durch Wahlverwandtschaft mit ihr verbundene politische Meinung in Amerika an.

Man lasse das Trachten des menschlichen Geistes gehen; er wird alsdann die politische Gesellschaft und die Stadt Gottes auf gleiche Art organisiren, und wenn ich den Ausdruck wählen darf, den Himmel mit der Erde in Einklang bringen.

Der größte Theil des englischen Amerikas wurde durch Menschen bevölkert, welche, nachdem sie sich der päpstlichen Auctorität entzogen hatten, sich keinem religiösen Supremat unterwerfen wollten. Sie brachten also nach der neuen Welt ein Christenthum, welches ich nicht genauer beschreiben kann, als daß es demokratisch und republikanisch war; dieses begünstigte ungemein die Stiftung der Republik, und die Demokratie in allen weltlichen Angelegenheiten. Von Anfang an waren

die Politik und die Religion mit einander einverstanden, und haben seitdem nicht aufgehört, es zu sein.

Seit ungefähr fünfzig Jahren fing Irland an, eine katholische Bevölkerung in den Schooß der vereinigten Staaten auszuströmen. Auch machte diese in Amerika Proselyten, so daß man jetzt in der Union mehr als eine Million Bekenner des katholischen Glaubens antrifft.

Diese Katholiken beweisen eine große Treue in dem Materiellen ihres Gottesdienstes, und sind voll Wärme und Eifer für ihren Glauben. Indeß sind sie zugleich die eifrigsten Republikaner und Demokraten, was anfangs auffallen dürfte, was sich aber durch Nachdenken aus geheimen Ursachen sehr gut erklären läßt.

Ich denke, daß man Unrecht hat, zu glauben, daß die katholische Religion ein natürlicher Feind der Demokratieen ist. Vielmehr scheint mir unter den von einander abweichenden christlichen Secten im Gegentheil der Katholicismus der Gleichheit der Stände am günstigsten zu sein. Unter den Katholiken besteht die kirchliche Gesellschaft nur aus zwei Elementen, den Priestern und dem Volke. Der erstere steht über die Gläubigen, unter ihm ist alles einander gleich.

In Hinsicht der Lehrsätze der Kirche stellt der Katholicismus solche über alles menschliche Wissen. Der Gelehrte und der Unwissende, das Genie, wie das gemeine Volk, sollen das Nämliche glauben. Er legt die nämliche Religionsübung dem Reichen, wie dem Armen auf, und behandelt mit gleicher Strenge den Mächtigen, wie den Schwachen. Er ist nicht gegen einen Sterblichen nachsichtiger, als gegen den andern, und indem er Jedem gleiche Pflichten auferlegt, vermischt er gern alle Stände am Fuße des nämlichen Altars, wie sie in den Augen Gottes Alle einander gleich sind.

Wenn der Katholicismus die Gläubigen zum Gehorsam ermuntert, so bereitet er sie gewiß nicht zur Ungleichheit vor. Ich möchte im Gegentheil vom Protestantismus sagen, daß er in der Regel die Menschen weniger zur Gleichheit, als zur Unabhängigkeit treibt.

Der Katholicismus gleicht einer unumschränkten Monarchie. Den Fürsten abgerechnet, sind sich in solchem die Stände gleicher, als in den Republiken.

Oft ist es einem katholischen Priester begegnet, daß er nach dem Ausgange aus der Sacristei in die Volksgesellschaft als eine Macht gegangen ist, und mitten in der gesellschaftlichen Hierarchie Platz nahm. Bisweilen benutzte er dort seinen religiösen Einfluß, um die Dauer einer politischen Ordnung sicher zu stellen, von der er ein Mitglied war. Auch traf man dort Katholiken an, welche in ihrem Religionseifer Anhänger der Aristokratie waren.

Wenn einmal die katholischen Priester sich selbst von der Regierung entfernen, oder wie in den vereinigten Staaten verfassungsmäßig davon ausgeschlossen sind, so gibt es keine Menschen, welche kraft ihres Glaubens geneigter wären, als die Katholiken, in die politische Weltordnung die Idee der Gleichheit der Stände einzuführen.

Wenn folglich die Katholiken der vereinigten Staaten nicht gewaltthätig durch die Natur ihres Glaubens zu demokratischen und republikanischen Ideen hingerissen werden, so sind sie wenigstens nicht solchen entgegen, und ihre gesellschaftliche Stellung, wie ihre kleine Zahl, macht es ihnen zum Gesetz, diese Ideen anzunehmen.

Die meisten Katholiken sind arm, und fühlen das Bedürfniß, daß alle Bürger regieren, um selbst zur Mitregierung gelangen zu können. Die Katholiken bilden die kleinere Zahl, und bedürfen, daß alle Rechte in Ehren gehalten werden, um der freien Ausübung ihrer Rechte zu genießen. Diese beiden Ursachen treiben sie, ohne daß sie es selbst wissen, zu politischen Grundsätzen, welche sie, wenn sie reich und Vorherrscher wären, vielleicht mit weniger Eifer bekommen würden.

Der katholische Priesterstand in den vereinigten Staaten hat nicht versucht, wider dieses politische Trachten zu kämpfen, er sucht es vielmehr zu rechtfertigen. Die katholischen Priester in Amerika haben die geistige Welt in zwei Theile getheilt, in den einen Theil stellen sie die Offenbarung und unterwerfen sich glaubig deren Geboten; in dem andern stellen sie die politische Wahrheit auf, und denken, daß Gott ihnen hier die freieste Untersuchung vergönnet hat. Daher sind die Katholiken der vereinigten Staaten zugleich die unterwürfigsten Gläubigen, und die unabhängigsten Bürger.

Man kann daher sagen, daß in den vereinigten Staaten keine einzige religiöse Secte der demokratisch-republikanischen Verfassung entgegen ist. Jeder Clerus führt daselbst die nämliche Sprache im Einklange mit den Gesetzen. Der menschliche Geist folgt daselbst einem gemeinschaftlichen Strom.

Ich befand mich gerade in einer der größten Städte der Union, als man mich einlud, einer Berathung beizuwohnen, zu dem Zwecke, den Polen zu Hülfe zu kommen, und ihnen Waffen und Geld zukommen zu lassen. In einem großen zu einer solchen Versammlung eingerichteten Saal traf ich 2000 bis 3000 Personen. Bald erschien auf der Rednerbühne im geistlichen Ornat ein Prediger. Die Versammleten entblößten ihr Haupt, und hörten mit stiller Aufmerksamkeit folgende Rede.

»Allmächtiger Gott! Gott der Heerschaaren! Du hast unsern Muth aufrecht erhalten, und den Arm unsrer Väter geleitet, als sie die heiligen Rechte ihrer Nationalunabhängigkeit behaupteten. Du, der du sie triumphiren ließest über die verhaßte Unterdrückung, und unserm Volke die Wohlthaten des Friedens und der Freiheit verlieheſt. O Herr, wende ein gnädiges Auge nach der andern Halbkugel. Betrachte mit Mitleiden ein heldenmüthiges Volk, welches jetzt kämpft, wie wir vormals gekämpft haben für die Vertheidigung der nämlichen Rechte. Herr! Du hast alle Menschen nach dem nämlichen Bilde geschaffen. Erlaube nicht, daß der Despotismus dein Werk verunstalte, und die Ungleichheit auf Erden erhalte. Allmächtiger Gott! wache über das Schicksal der Polen, mache sie würdig, frei zu sein; deine Weisheit regiere in ihrem Rath und deine Kraft sei in ihrem Arm; verbreite Schrecken unter ihre Feinde. Theile die Mächte, die zu ihrem Ruin arbeiten, und erlaube nicht, daß die Ungerechtigkeit, von der die Welt seit funfzig Jahren Zeuge ist, heute vollendet werde. Herr! halte in deiner mächtigen Hand das Herz der Völker, wie dasjenige der Menschen; erwecke Verbündete der heiligen Sache des guten Rechts; mache, daß die französische Nation sich endlich erhebe, und aus der Ruhe schreite, worin ihre Häupter sie fesseln, und daß sie noch einmal kämpfe für die Freiheit der Welt.

O Herr! wende niemals dein Angesicht von uns ab, und

erlaube, daß wir stets das religiöseste wie das freieste Volk sein mögen.

Allmächtiger Gott! erhöre heute unsre Bitten! Rette die Polen! Wir flehen dich darum an, im Namen deines vielgeliebten Sohnes, unsers Herrn Jesus Christus, welcher am Kreuze starb für das Wohl aller Menschen, Amen.«

Die ganze Versammlung wiederholte dies Amen mit Andacht.

Unmittelbarer Einfluß der Religionssecten auf die Staatspolitik in den vereinigten Staaten.

Moral des Christenthums, welche sich in allen Secten wieder findet. — Einfluß der Religion auf die Sitten der Amerikaner. — Achtung vor dem Ehebund. — Wie die Religion die Einbildungskraft der Amerikaner in gewisse Gränzen einengt, und bei ihnen die Neuerungssucht mäßigt. — Meinung der Amerikaner über den politischen Nutzen der Religion. — Bemühungen, um deren Reich auszubreiten, und sicher zu stellen.

Ich habe eben gezeigt, wie die Religion in den vereinigten Staaten unmittelbar auf die Politik wirkt. Noch mächtiger scheint mir ihr mittelbarer Einfluß, und daß sie, wenn sie nicht von der Freiheit redet, den Amerikanern am besten die Kunst lehrt, frei zu sein.

Es gibt in diesen Staaten sehr viele christliche Secten. Alle weichen in der Form der Gottesverehrung von einander ab, aber alle verstehen sich unter einander in der Lehre der Pflichten der Menschen gegen einander. Jede betet also Gott nach ihrer Weise an, aber alle predigen die nämliche Moral im Namen Gottes. Wenn es den einzelnen Menschen sehr wichtig ist, ob ihre Religion der wahre Glaube ist, so ist das in Ansehung des Staats gleichgültiger. Der Staat hat vom Leben jenseits des Grabes weder etwas zu fürchten, noch zu hoffen. Es ist ihm nicht so wichtig, daß alle Bürger die wahre Religion bekennen, als daß sie irgend einer Religion anhängen. Uebrigens gibt es nur christliche Religionssecten in den vereinigten Staaten, und überall ist die Moral des Christenthums die nämliche.

Man darf annehmen, daß manche Amerikaner in ihrer Gottesverehrung mehr der Gewohnheit, als der Ueberzeugung

folgen. Uebrigens hat der Souverain in den vereinigten Staaten Religion, und daher muß die Scheinheiligkeit gemein sein; aber Amerika ist dennoch das Land, wo die christliche Religion die meiste wahre Macht über die Gemüther behauptet hat, und nichts zeigt besser, wie nützlich und natürlich sie den Menschen ist, weil das Land, worin sie in unsern Tagen die meiste Herrschaft ausübt, zu gleicher Zeit das aufgeklärteste und das freieste ist.

Ich habe gesagt, daß die amerikanische Geistlichkeit in der Regel zur Gunst der Freiheit gestimmt ist, ohne selbst davon diejenigen auszunehmen, welche keine religiöse Freiheit zulassen; doch sieht man nicht, daß sie zu irgend einem speciellen politischen System sich hinneigen. Sie mischen sich vielmehr in keine Staatsangelegenheiten, und eben so wenig in die Reibung der Partheien. Man kann daher sagen, daß die Religion in den vereinigten Staaten weder auf die Gesetze, noch auf die öffentliche Meinung einen Einfluß ausübt, aber sie leitet die Sitten, und weil sie die Sitten der Familien rein erhält, so leistet sie dem Staat sehr wesentliche Dienste.

Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die große Sittenstrenge, welche man in den vereinigten Staaten wahrnimmt, ihre erste Quelle im Glauben hat. Die Religion ist oft ohnmächtig, den Menschen mitten unter den unzähligen Versuchungen, welche ihm das Schicksal anbietet, von Fehlern zurückzuhalten. Sie kann im Manne nicht die Wuth, schnell reich zu werden, mäßigen; aber sie herrscht unumschränkter über die Seele der Gattin, und von den Weibern gehen besonders die guten Sitten aus. Amerika ist sicher das Land, wo das Band der Ehe am heiligsten gehalten wird, und wo man den höchsten und richtigsten Begriff vom ehelichen Glücke gefaßt hat.

In Europa entspringen fast alle Unordnungen der Gesellschaft aus dem häuslichen Heerde, und nicht weit vom Ehebette. Da fassen die Menschen die Verachtung der natürlichen Bande und der erlaubten Vergnügungen, den Geschmack an Unordnungen, die Unruhe des Herzens, die Unstätigkeit der Wünsche. Bewegt durch die stürmischen Leidenschaften, welche so oft sein eigenes Haus verwirrt haben, unterwirft sich der

Europäer ungern der Gesetzgebung des Staats. Wenn der Amerikaner aus der bewegten politischen Welt in den Schooß seiner Familie zurückkehrt, so trifft er daselbst das Bild der Ordnung und des Friedens an. Dort sind alle seine Vergnügungen einfach und natürlich, seine Freude unschuldig und ruhig, und da er durch ein regelmäßiges Leben zum Glücke gelangt, so gewöhnt er sich leicht, seine Meinungen und seinen Geschmack zu regeln.

Indeß der Europäer seinem häuslichen Verdruß zu entrinnen sucht, indem er die Staatsgesellschaft in Verwirrung setzt, schöpft der Amerikaner in seiner Häuslichkeit die Liebe zur Ordnung, welche er hernach in die Angelegenheiten des Staats überträgt.

Aber nicht allein die Sitten ordnet die Religion in den vereinigten Staaten, sondern sie verbreitet auch ihr Reich über den Verstand der Bürger.

Unter den englischen Amerikanern bekennen einige die christlichen Dogmen, weil sie daran glauben, die anderen, weil sie fürchten, den Schein zu haben, nicht daran zu glauben. Das Christenthum herrscht also ohne Hindernisse unter allgemeiner Zustimmung. Daraus fließt, wie ich es schon anderswo gesagt habe, daß dort in der moralischen Welt alles gewiß und fest beschlossen ist, obgleich die weltliche Politik den Debatten und Versuchen der Menschen überlassen bleibt. Daher sieht der menschliche Geist niemals ein gränzenloses Feld vor sich, so groß auch seine Kühnheit sein mag, und fühlt von Zeit zu Zeit, daß er vor den unübersteiglichen Schranken zurückweichen muß. Ehe er etwas erneuern kann, ist er gezwungen, gewisse erste Anträge gelten zu lassen, und seine kühnsten Entwürfe gewissen Formen zu unterwerfen, welche ihn hemmen und aufhalten.

Die Einbildungskraft der Amerikaner hat daher in ihren größten Ausschreitungen nur einen vorsichtigen und ungewissen Gang, ihre Schritte sind gemessen, und ihre Unternehmungen unvollständig. Diese Gewohnheit, sich zurückhalten zu lassen, geht in die Staatsverwaltung über, und sichert ungemein die Ruhe dieses Volks, so wie die Fortdauer der Verfassung, welche sich die Union und die Einzelstaaten gegeben

haben. Die Natur und die Umstände hatten die Bewohner der vereinigten Staaten zu kühnen Menschen gemacht. Dies kann man leicht beurtheilen, wenn man sieht, wie der Amerikaner im Glücke wagt. Wenn der Geist der Amerikaner ohne alle Hindernisse frei walten könnte, so würde man bald unter ihnen die muthigsten Neuerer, und die unversöhnlichsten Logiker in der Welt antreffen; aber die dortigen Revolutionaire sind gezwungen, öffentlich einen gewissen Respect für die christliche Moral und Billigkeit zu zeigen, welche ihnen die Verletzung der Gesetze erschwert, wenn solche der Vollziehung ihrer Absichten entgegen stehen; und wenn sie sich selbst über ihre Gewissensbisse hinwegsetzen könnten, so würden sie sich noch durch diejenigen ihrer Gehülfen gelähmt fühlen. Bisher wagte noch kein Sterblicher in Amerika, jenen Satz der Revolutionaire auszusprechen, daß im Interesse des Staats alles erlaubt sei. Ein gottloser Grundsatz, welcher erfunden zu sein scheint in einem Jahrhundert der Freiheit, um dadurch alle künftige Tyrannen zu legitimiren.

Wenn also das Gesetz dem amerikanischen Volke erlaubt, alles zu thun, so verhindert wiederum die Religion das Entwerfen zu kühner Plane, und überhaupt, das sonst der Nation eigenthümliche zu viele Wagen.

Die sich niemals in die Staatsregierung unmittelbar mischende Geistlichkeit muß also als die erste ihrer politischen Institutionen betrachtet werden, denn giebt ihnen die Religion auch nicht den Geschmack an Freiheit, so erleichtert sie doch ungemein den bescheidenen Gebrauch derselben.

Auch betrachten die Einwohner der vereinigten Staaten die Religion der verschiedenen dort herrschenden christlichen Secten aus diesem Gesichtspunct. Ich weiß nicht, ob alle Amerikaner wirklich an ihre Religion glauben, denn wer kann der Menschen Herz lesen? aber gewiß ist es, daß sie dafür halten, sie sei nothwendig, um ihre republikanische Verfassung aufrecht zu erhalten. Diese Meinung trifft man unter allen Ständen und Partheien an, sie ist folglich wahrhaft national.

In den vereinigten Staaten darf ein Partheimann wohl eine einzelne Secte angreifen, und verliert darum nicht gerade das Zutrauen seiner Anhänger; die dem ungeachtet ihn in sei-

nen politischen Entwürfen unterstützen werden. Würde er aber dies auf alle Secten anwenden, so würde ihn jeder fliehen, und er allein bleiben.

Während ich in Amerika war, erklärte ein Zeuge vor den Gerichten der Grafschaft Chester im Staat Newyork, daß er weder an Gott, noch an die Unsterblichkeit der Seele glaube. Der Präsident verweigerte die Annahme seines Zeugnisses, weil der Zeuge durch seine Erklärung seiner Aussage allen Glauben genommen habe. Die Zeitungen erzählen die Thatsache ohne irgend einen Commentar.

Der Newyork Spectator vom 23. August 1831 erzählte die Thatsache mit folgenden Worten: »Der Gerichtshof der Grafschaft Chester verwarf vor einigen Tagen einen Zeugen, welcher erklärt hatte, daß er nicht an Gott glaube. Der vorsitzende Richter bemerkte, daß er bisher nicht geglaubt habe, daß irgend ein Gotteslängner vorhanden sein könne, daß aber der Glaube an Gott das Zutrauen zur Wahrhaftigkeit des Zeugen bilde, und daß er niemals gehört habe, daß man in einem christlichen Lande einen Zeugen angenommen habe, der sich einen Gotteslängner genannt hätte.

Die Amerikaner vermischen in ihrem Geiste so vollkommen den Geist des Christenthums und der Freiheit, daß es fast unmöglich ist, ihnen das Eine ohne das Andere begreiflich zu machen. Dieser Glaube ist bei ihnen kein unfruchtbares Vermächtniß der Vergangenheit an die Gegenwart, und lebt im Innersten ihres Gemüths.

Ich habe gesehen, daß Amerikaner Prediger nach den neuen westlichen Staaten durch Beschlüsse einer Vereinigung zu diesem Zwecke schickten, um daselbst Schulen und Kirchen zu gründen; denn sie fürchteten, daß sich die Religion in den Wäldern verlieren werde, und daß die anwachsende Jugend nicht werde so frei sein können, als ihre Väter in der Heimath ihrer Geburt. Ich traf reiche Einwohner in Neuengland an, welche ihr Geburtsland verließen, um an den Ufern des Missouri, oder in den Weiden Illinois die Grundsätze des Christenthums und der Freiheit zu lehren. So erwärmt sich stets in den vereinigten Staaten der Religionseifer am Heerde des Patriotismus. Man denke aber nicht, daß diese Menschen

bloß aus Interesse für das Leben jenseits des Grabes so wirken; die Ewigkeit ist nur eine ihrer Sorgen. Spricht man mit diesen Missionarien der christlichen Civilisation, so erstaunt man, wenn sie so oft von den irdischen Gütern reden, und man in ihnen eben so eifrige Politiker, als religiöse Männer findet. Sie werden ihnen sagen: »daß alle amerikanische Republiken solidarisch mit einander verbunden sind, und daß, wenn die westlichen Republiken in Anarchie, oder unter das Joch des Despotismus verfallen würden, die republikanischen Institutionen am Ufer des atlantischen Meeres in große Gefahr gerathen dürften. Wir nehmen also ein großes Interesse an der Religiösität der neuen Staaten, damit uns erlaubt bleiben möge, frei zu sein.«

Dies ist die Meinung der Amerikaner; aber sie schweben in einem offenbaren Irrthum; denn täglich bewies man mir sehr gelehrt in Amerika, daß alles dort trefflich sei, bis auf den religiösen Geist, den ich gerade bewunderte. Und wenn ich in Frankreich höre, daß der Freiheit und dem Glücke des Menschengeschlechts jenseits des Weltmeers nichts fehle, wenn man mit Spinoza glaube, daß die Welt ewig sei, und mit Cabanis, daß das Gehirn die Gedanken ausscheide, so weiß ich darauf nur zu antworten, daß diejenigen, welche diese Sprache führen, nicht in Amerika gewesen sind, und kein zugleich religiöses und freies Volk gesehen haben. Ich hoffe daher, daß sie künftig von ihrem Vorurtheile zurückkommen werden.

Es gibt also Leute in Frankreich, welche die republikanischen Verfassungen als eine vorübergehende Form in ihrer künftigen größeren Entwickelung erwarten. Solche Männer messen mit ihrem Auge den unermeßlichen Raum, welcher ihre Laster und ihr Elend von der Macht und dem Reichthum trennt, und diesen Abgrund möchten sie gern mit Trümmern des Zerstörten ausfüllen. Diese Männer sind gerade das für die Freiheit, was die Freicompagnieen des Mittelalters für die Könige waren; sie führten Krieg für ihre eigene Rechnung, wenn sie auch einen königlichen Banner führten. Die Republik wird auf jeden Fall lange genug fortdauern, um sie von ihrer gegenwärtigen niedrigen Denkart zu überzeugen. Auch will ich

von diesen nicht weiter reden; aber es gibt Andere, welche in der jetzigen Republik einen fortdauernden ruhigen Zustand, und einen nothwendigen Zweck erblicken, zu welchem die Ideen und die Sitten täglich die neueren Staaten hinreißen; auch möchten sie gern die jetzigen Menschen zur Freiheit vorbereiten. Wenn diese den Werth des religiösen Glaubens verkleinern, so folgen sie ihren Leidenschaften, und nicht ihren Interessen. Der Despotismus, aber nicht die Freiheit, kann den Glauben entbehren. Die Religion ist weit nöthiger in der Republik, welche sie lobpreisen, als in der Monarchie, welche sie angreifen, und am nothwendigsten in demokratischen Republiken. Muß nicht ein Staat untergehen, indeß die politischen Bande lockerer werden, wenn nicht das moralische Band die Menschen um so mehr an einander knüpft? und was soll man aus einem Volke machen, welches ein selbstständiger Herr sein, und sich nicht einmal Gott unterwerfen will?

Hauptursachen der Macht der Religion in Amerika.

Die Amerikaner trennen sorgfältig die Kirche vom Staat. — Die Gesetze, die öffentliche Meinung und die Bemühungen der Geistlichkeit selbst tragen zu diesem Resultate bei. — Daher übt dort die Religion so viele Macht über die Seelen aus. — Warum? — Was ist in unsern Tagen das natürliche Verhältniß der Menschen zur Religion. — Welche besondere und zufällige Ursache hindert in gewissen Ländern, daß sich die Menschen diesem Zustande nicht gemäß betragen?

Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts erklärten ganz einfach die stufenweise Schwächung des Glaubens, indem sie sagten, daß der Religionseifer in der Maße abnehmen müsse, wie die Freiheit und die Einsichten zunähmen; aber die Thatsachen stimmen mit dieser Theorie nicht überein.

Es gibt manche Bevölkerung in Europa, deren Unglaube ihrer Dummheit und Unwissenheit gleich ist, indeß man in Amerika eines der freiesten und aufgeklärtesten Völker mit Andacht alle äußere Pflichten der Religion ausüben sieht.

Als ich in Amerika eintraf, fiel mir sofort das religiöse Aeußere des Volks auf, und nachdem ich daselbst lange verweilt hatte, wurde ich die großen politischen Folgen aus dieser Religiosität gewahr.

Ich hatte in Frankreich gesehen, daß der Geist der Religion und der Freiheit fast immer eine entgegengesetzte Richtung nahm, und darauf in Amerika die enge Vereinigung dieser Beiden, welche neben einander auf dem nämlichen Boden herrschten, beobachtet.

Da täglich mein Verlangen wuchs, nur die Ursache dieser Erscheinung erklären zu können, so befragte ich, um dieses zu erfahren, die Gläubiger aller Sekten, und suchte besonders den Umgang mit Priestern, welche den gottesdienstlichen Cultus der verschiedenen Secten besorgen und ein besonderes Interesse bei der Fortdauer der Religiosität haben. Die Religion, welche ich bekenne, näherte mich besonders der katholischen Geistlichkeit, und ich zögerte nicht, mit mehreren derselben vertraut zu werden. Ich drückte Jedem mein Erstaunen aus, und trug meine Zweifel vor. Alle diese Männer gaben mir in der Hauptsache die nämliche Antwort, und schrieben besonders der vollkommenen Trennung zwischen Kirche und Staat die ruhige Herrschaft der Religion in diesem Lande zu. Ich darf offen erklären, daß ich während meines Aufenthalts in Amerika keinen einzigen Priester oder Layen angetroffen habe, der nicht eine gleiche Meinung äußerte.

Dies bewog mich, aufmerksamer, als ich sonst wohl gewesen sein würde, die gegenseitige Stellung der amerikanischen Priester in der Staatsgesellschaft zu beobachten, und ich erfuhr mit Verwunderung, daß die Priester daselbst kein öffentliches Amt, außer etwa in den Schulen, wo viele angestellt sind, bekleidet, und besonders die Erziehung der Jugend besorgen, auch waren die Priester in keiner Volksversammlung repräsentirt. In beiden Karolinas, in Newyork, in Virginien, in Kentucky, Tenessee und Louisiana weisen solche die Verfassungen von allen öffentlichen Civil- und Militairämtern, und die öffentliche Meinung von allen übrigen ab.

Als ich endlich den Geist des Priesterthums selbst untersuchte, fand ich, daß die meisten Mitglieder desselben sich von jeder weltlichen Macht für ihre Person entfernt hielten, und dies mit Stolz, als einen Vorzug ihres Standes betrachteten.

Den Ehrgeiz und den Bruch der Treue, mit welcher politischen Meinung sich auch diese Laster bemäntelten, belegten

alle Secten mit dem Bann, sie glaubten aber, daß, wenn die politischen Meinungen aus einem reinen, aufrichtigen Gemüthe entsprängen, die Abweichung von der Meinung der Regierung nichts Sündhaftes sei, sondern nur ein Irrthum, wie man auch beim Bau seines Hauses und beim Ziehen seiner Furchen ein ungeschicktes, aber darum nicht strafbares Benehmen zeigen könne.

Ich sah, daß die Priesterschaft sich sorgfältig von allen Partheiungen entfernt hielt, und zwar mit allem Eifer des persönlichen Interesse, und begriff, daß man mir die reine Wahrheit gesagt hatte; aber ich wollte nun auch die Ursache dieser Thatsache erforschen, und fragte mich, wie es kommen könne, daß, da man dem Anscheine nach die weltliche Macht der Religion verringert hatte, gerade dadurch ihre wirkliche Macht vergrößert worden war, und hoffte, daß es nicht unmöglich sein würde, die Gründe zu entdecken.

Der kurze Zeitraum eines Lebens von etwa sechszig Jahren kann niemals die Einbildungskraft eines Menschen völlig befriedigen. Die unvollkommene irdische Freude genügt seinem Herzen niemals. Unter allen irdischen lebenden Wesen zeigt der Mensch allein einen natürlichen Ekel vor seiner kurzen irdischen Existenz und ein unermeßliches Verlangen, fortzuleben; er verachtet das Leben und fürchtet das Nichts. Diese verschiedenen Instincte treiben seine Seele unaufhörlich zur Beschäftigung mit der Welt nach seinem irdischen Ableben, wozu ihn die Religion leitet. Die Religion ist also nur eine specielle Form der Hoffnung, und dem menschlichen Herzen so natürlich, als die Hoffnung selbst. Durch eine Art der Verirrung des Verstandes, und durch eine Art moralischen Zwanges, welchen die Menschen bisweilen ihrer eignen Natur auferlegen, entfernen sie sich vom religiösen Glauben. Eine unüberwindliche Hinneigung führt sie bisweilen wieder dahin. Der Unglaube ist ein Zufall, der Glaube allein ist der bleibende Zustand im Menschen.

Wenn man die Religionen nur aus einem von dem Menschen selbst ausgehenden Blicke betrachtet, kann man also sagen, daß alle Religionen im Menschen selbst ein Element der Kraft schöpfen, welche ihnen niemals fehlen kann, weil

dieselbe in der Grundbeschaffenheit der menschlichen Natur liegt.

Ich weiß, daß es Zeiten gibt, wo die Religion dem ihr eigenthümlichen Einfluß den künstlichen Beistand der Gesetze, und die Stütze der materiellen Macht, welche den Staat leitet, hinzufügen kann. Man hat gesehen, daß Religionen in Uebereinstimmung mit irdischen Regierungen die Seelen durch Schrecken, wie durch den Glauben zugleich beherrschen können; wenn aber die ersteren einen solchen Bund eingehen, so fürchte ich mich nicht, zu sagen, daß sie wie schwache Sterbliche handeln, daß sie die Zukunft der Gegenwart opfern, und daß sie, indem sie eine ihnen nicht gebührende Macht erlangen, ihre gesetzliche Macht gefährden.

Wenn eine Religion ihr Reich auf das Verlangen der Menschen nach Unsterblichkeit begründet, welche die Sehnsucht aller Menschen ist, so kann sie trachten, die ganze Menschheit zu beglücken; wenn sie aber an irgend eine Regierung sich anschließt, so muß sie Lehren annehmen, welche nur bei gewissen Völkern Anwendung finden können. Vereinigt sich eine Religion mit einer politischen Macht, so vermehrt sie ihren Einfluß auf einige Völker und verliert die Hoffnung, über alle zu herrschen. So lange eine Religion sich auf die Tröstungen eines jeden menschlichen Elends stützt, kann sie das Herz des ganzen Menschengeschlechts an sich ziehen. Vermischt sie sich aber mit den bittern Leidenschaften der Menschen, so zwingt man sie oft, Verbündete zu vertheidigen, welche ihr mehr der Eigennutz als die Liebe gab, und sie muß alsdann oft als Feinde Menschen von sich stoßen, welche sie noch lieben, selbst wenn sie die mit der Religion Verbündeten bekämpfen. Die Religion kann also die materielle Macht der Regierungen nicht theilen, ohne sich mit einem Theile ihres Hasses zu beladen.

Selbst die ganz vorzüglich begründete politische Macht hat zur Gewähr ihrer Dauer nur die Meinungen einer Generation, die Interessen eines Jahrhunderts, und oft nur das Leben eines Menschen für sich. Ein Gesetz kann den Gesellschaftszustand des am festesten begründeten Staats umändern, und dadurch allem, was bisher bestand, eine veränderte Richtung geben.

Jede Macht in einem Staate ist mehr oder weniger flüchtiger Natur, eben so wie die Jahre unsers irdischen Lebens; sie folgen schnell auf einander, wie die vielfachen Sorgen des Lebens, und niemals hat eine irdische Regierung versucht, auf die idealische Unveränderlichkeit des menschlichen Herzens, oder auf ein unsterbliches Interesse ein irdisches Staatsverwaltungssystem zu begründen.

So lange eine Religion ihre Kraft in den Gemüthern, in den Neigungen und Leidenschaften der Menschen findet, welche in allen Perioden der Zeitgeschichte sich stets wieder verjüngen, trotzt sie den Anstrengungen der Zeit, und kann höchstens nur durch eine andere Religion aufgelöst werden. Wenn sich aber eine Religion auf weltliche Interessen stützt, so wird sie fast eben so leicht als eine irdische Macht aufgelöst. Sie allein kann nur hoffen, unsterblich zu sein; wenn sie sich aber mit weltlicher Macht verbindet, so folgt sie deren Schicksal, und fällt mit den Leidenschaften kurzer Dauer, welche die weltliche Macht unterstützt haben.

Jeder Bund der Religion mit einer politischen Macht ist ein ihr lästiger Verbündeter. Sie bedarf, um zu leben, nicht deren Beistand, kann aber untergehen, wenn sie der weltlichen Macht dienstbar wird. Diese Gefahr bedrohete immer die Religion, aber niemals so sichtbar, als jetzt.

In manchen Jahrhunderten scheinen die Regierungen gleichsam unsterblich zu sein, und in andern Jahrhunderten möchte man sagen, daß sie noch hinfälliger wären, als das Leben eines Menschen. Einige Verfassungen halten die Bürger in einer Art Schlafsucht, und dagegen andere in einer Art von Fieberhitze.

Wenn die Regierungen stark und die Gesetze dauerhaft scheinen, so bemerken die Menschen die Gefahr nicht, in welche die Religion durch die Vereinigung mit der weltlichen Macht gerathen kann. Wenn die Regierungen sich so schwach und die Gesetze so veränderlich zeigen, so leuchtet Jedermann die Gefahr ein, aber oft ist es dann nicht mehr Zeit, sich ihr zu entziehen. Man muß daher lernen, aus der Ferne in die Zukunft zu blicken.

So wie eine Nation einen demokratischen Gesellschaftszustand annimmt, und man sieht, daß die Bürger sich zur Republik neigen, wird es um so gefährlicher, sich mit der welt-

lichen Auctorität zu verbinden, denn die Zeit des Wechsels nähert sich, wo die Macht in andere Hände übergehen wird, wo die politischen Theorieen sich einander folgen, die Menschen, Gesetze und Verfassungen verschwinden, und sich täglich, nicht auf eine gewisse Zeit, sondern unaufhörlich umbilden werden. Beweigung und Neuerung liegen in der Natur der demokratischen Republiken, wie die Unbeweglichkeit und die Schlafsucht in der Natur der unumschränkten Regierungen.

Wenn die Amerikaner, welche das Haupt ihres Staats alle vier Jahre wechseln, und alle zwei Jahre neue Gesetzgeber wählen, und jährlich ihre Provincialverwalter verändern, wenn sie, die ihre politische Welt den Versuchen der Neuerer Preis geben, nicht ihre Religion vor solchen Erschütterungen sicher gestellt hätten, woran sollte sie sich halten, bei der Ebbe und Fluth der menschlichen Meinungen? Wo bliebe der Respect vor der Religion mitten im Kampfe der weltlichen Meinungen? Was würde aus ihrer Unsterblichkeit werden, wenn alles um sie herum unterginge?

Vor jeder anderen Geistlichkeit überzeugte sich die amerikanische von diesen Wahrheiten, und richtete darnach ihr Betragen ein. Sie begriff, daß sie dem Einflusse der Religion auf ihre Gemeinden entsagen müßte, wenn sie eine politische Macht erlangen wollte, und gab lieber die Stütze der Macht auf, um ihre Wechsel nicht zu theilen.

In Amerika ist vielleicht die Religion weniger mächtig, als sie es in gewissen Zeiten, und unter gewissen Völkern gewesen ist, aber desto dauerhafter ist ihr Einfluß. Sie stützt sich auf ihre eigene Macht, welche ihr Niemand entreißen kann. Sie wirkt nur in einem einzigen Kreise, diesen beherrscht sie aber ganz und ohne mühsame Anstrengung.

Ueberall höre ich in Europa Klagen über den Mangel an Glauben, und von Bemühungen, der Religion ihre vormalige Macht wieder zu verschaffen. Es scheint mir, daß man vor allem aufmerksam untersuchen müßte, was in unsern Tagen der natürliche Zustand der Menschen im Fache der Religion ist. Wenn man dann anerkannt hat, was man hoffen und fürchten darf, so wird man klarer den Anstrengungen die gehörige Richtung geben.

Zwei große Gefahren bedrohen die Existenz der Religionen; das Schisma und die Gleichgültigkeit.

In den Zeiten der Glaubenswärme geben die Menschen bisweilen ihre Religion auf, aber sie nehmen eine andere dafür an. Der Glaube heftet sich an einen andern Gegenstand, aber er stirbt nicht. Die alte Religion erregt dann in allen Gläubigen Liebe, oder einen unversöhnlichen Haß. Einige verlassen solche im Zorn; Andere hängen ihr um so feuriger an. Der Glaube ist wohl verschieden, aber der Unglaube ist unbekannt.

Aber anders stehen die Dinge, wenn der religiöse Glaube in aller Stille untergraben wird, durch, wenn ich es so nennen darf, verneinende Dogmen, denn indem sie die Falschheit einer Religion behaupten, begründen sie nicht die Wahrheit irgend einer andern Religion.

Dann bilden sich wunderbare Revolutionen im Geiste der Menschen, ohne daß der Mensch den Schein annimmt, dazu mitzuwirken und gleichsam ohne daraus Arg zu haben. Man sieht Menschen, welche gleichsam in Vergessenheit den Gegenstand ihrer theuersten Hoffnungen sich entwischen lassen. Hingerissen durch einen kaum merklichen Strom, wider welchen zu kämpfen sie nicht den Muth haben, und dem sie dennoch ungern weichen, verlassen sie den Glauben, welchen sie lieben, und folgen dem Zweifel, welcher sie zur Verzweiflung führt.

In den eben beschriebenen Jahrhunderten verläßt man seinen Glauben mehr aus Kälte als aus Haß, man verwirft ihn nicht, aber er verläßt uns. Wenn man aufhört, die Religion für wahr zu halten, hält sie der Ungläubige doch noch für nützlich. Indem er den religiösen Glauben nach menschlichen Begriffen betrachtet, erkennt er ihre Herrschaft auf die Sitten, und ihren Einfluß auf die Gesetze an. Er begreift, wie die Religionen den Frieden der Menschen befördern, und ihren sanften Tod vorbereiten können. Er bedauert, den Glauben verloren zu haben, und eines Guts beraubt zu sein, dessen Werth er schätzt, und fürchtet sich, den Glauben denen zu entreißen, welche ihn noch besitzen.

Uebrigens scheuet sich derjenige nicht, welcher zu glauben fortfährt, seinen Glauben öffentlich kund zu geben. Unter de-

nen, welche seine Hoffnung nicht theilen, sieht er statt Feinde nur Unglückliche; er weiß, daß er ihre Achtung erwerben kann, ohne ihrem Beispiel zu folgen; er ist also mit Niemandem im Kriege, und da er den Staat, in welchem er lebt, nicht als eine Kampfbahn betrachtet, wo die Religion unaufhörlich wider tausend wüthende Feinde kämpfen muß, so liebt er zu eben der Zeit seine Zeitgenossen, obgleich er ihre Schwächen verdammt und über ihren Irthum trauert.

Diejenigen, welche nicht glauben, verschleiern ihren Unglauben, und diejenigen, welche glauben, zeigen ihren Glauben. Die öffentliche Meinung begünstigt die Religion; man liebt, unterstützt und ehrt sie, und man muß bis ins Innerste der Seelen eindringen, um die Wunden zu entdecken, welche sie empfangen hat.

Die Menschenmasse, welche die Anhänglichkeit an die Religion niemals verläßt, sieht alsdann nichts, als die Entfernung des alten Glaubens. Die Hoffnung des Lebens jenseits des Grabes führt sie freiwillig zu den Füßen des Altars, und überliefert ihr Gemüth den Vorschriften und den Tröstungen des Glaubens.

Warum sollte diese wahre Schilderung nicht auf Frankreich anwendbar sein? Ich sehe dort Menschen, welche aufgehört haben, an das Christenthum zu glauben, ohne sich an irgend eine andere Religion zu ketten. Ich sehe andere, welche in ihrem Zweifel fortleben, und sich schon stellen, nichts mehr zu glauben. Noch sehe ich weiterhin Christen, welche noch glauben, aber es nicht zu sagen wagen.

Mitten unter diesen lauen Freunden und diesen feuerigen Widersachern entdeckte ich eine kleine Zahl der Gläubigen, welche allen Hindernissen Trotz bieten, und alle Gefahren ihres Glaubens verachten. Diese haben der menschlichen Schwäche Gewalt angethan, um sich über die gemeine Meinung zu erheben. Hingerissen durch dieses Streben, wissen sie nicht mehr genau, wo sie inne halten müssen. Da sie in ihrem Vaterlande gesehen haben, daß der erste Gebrauch, welchen die Menschen von ihrer Unabhängigkeit machten, darin bestand, daß sie die Religion angriffen, so fürchten sie ihre Zeitgenossen, und entfernen sich mit Schrecken von der Freiheit, welcher ihre Mit-

bürger anhängen. Da ihnen dünkt, daß der Unglaube eine Neuerung sei, so verdammen sie alles Neue mit einem allgemeinen Haß. Sie sind daher mit ihrem Jahrhundert und ihren Mitbürgern im Kriege, und in jeder beim Volke beliebten neuen Meinung sehen sie einen nothwendigen Feind des Glaubens.

Das sollte aber in unsern Tagen nicht der natürliche Zustand der Menschen in Hinsicht der Religion sein.

Wir treffen also in Frankreich eine zufällige und besondere Ursache an, welche den menschlichen Geist verhindert, seiner Neigung zu folgen, und ihn jenseits der Gränzen treibt, über welche er nicht hinausgehen müßte, und ich bin vollkommen überzeugt, daß diese besondere zufällige Ursache die innige Vereinigung der Politik und der Religion ist.

Die Ungläubigen in Europa verfolgen die Christen mehr, als wie religiöse Gegner. Sie hassen den Glauben, welchen sie für eine Partheimeinung halten, weit mehr wegen dieser Vermuthung, als weil sie den Glauben für irrig halten, und stoßen den Priester nicht deßwegen von sich, weil sie in ihm einen Repräsentanten Gottes sehen, sondern als einen Freund einer ihnen widrigen Macht.

In Europa hat das Christenthum erlaubt, daß man solches innig mit der weltlichen Macht vereinigte. Heute fallen diese Mächte, und werden gleichsam unter ihren Trümmern verschüttet. So hat man einen Lebenden an Todte angefesselt; zerschneidet man die Bande, so wird der Lebende sich wieder erheben.

Ich weiß nicht, was man thun sollte, um dem Christenthum in Europa die Kraft der Jugend wiederzugeben. Dies vermag Gott allein! aber wenigstens hängt es von den Menschen ab, dem Glauben die Anwendung aller ihm noch verbliebenen Kräfte zu erlauben.

Wie die Einsichten, die Gewohnheiten und die practische Erfahrung der Amerikaner zum gedeihlichen Erfolge der demokratischen Verfassungen beitragen.

Was nennt man Einsichten des amerikanischen Volks? — Der menschliche Geist hat in den vereinigten Staaten eine oberflächlichere Cultur, als in

Europa. — Es gibt dort aber weniger Unwissende. — Warum? — Schneller Gedanken-Umlauf in den westlichen halbwüsten Staaten. — Wie die praktische Erfahrung den Amerikanern mehr dient, als gelehrte Kenntnisse.

Amerika zählt bisher nur eine geringe Anzahl ausgezeichneter Schriftsteller. Es besitzt keinen großen Geschichtsschreiber, und keinen einzigen Dichter. Die Einwohner betrachten die eigentliche Literatur mit einer Art Ungunst, und es gibt in Europa manché Stadt dritten Ranges, welche mehr literarische Werke liefert, als die sämmtlichen 24 vereinigten Staaten der Union.

Der Geist der Amerikaner liebt nicht die allgemeinen Ideen, und hängt nicht an theoretischen Entdeckungen. Die Politik und die Industrie vermögen sie nicht umzustimmen. In den vereinigten Staaten macht man ohne Aufhören neue Gesetze; aber noch mangeln große Schriftsteller, welche die allgemeinen Grundsätze dieser Gesetze zusammenfassen.

Die Amerikaner haben Rechtsgelehrte und Ausleger der Gesetze, aber keine Publicisten, und in der Politik liefern sie zwar Muster, aber keine Lehren. Gleiches kann man von den mechanischen Wissenschaften sagen.

Die verschlagenen Amerikaner benutzen schnell die Erfindungen der Europäer, und nachdem sie solche vervollkommnet haben, paßt man sie zum Bewundern auf die Bedürfnisse des Landes an. Die Menschen sind dort gewerbfleißig, ohne darum die Industrie wissenschaftlich zu pflegen. Man trifft dort treffliche Arbeiter, aber wenige Erfinder. Fulton übte lange sein Genie unter fremden Völkern, ehe er es seinem Vaterlande widmen konnte.

Wenn man den Stand der Einsichten unter den englischen Amerikanern scharf beurtheilen will, so muß man diesen Gegenstand aus zwei verschiedenen Gesichtspuncten ins Auge fassen. Nimmt man nur auf die Gelehrten Rücksicht, so verwundert man sich über ihre geringe Zahl, und zählt man die Unwissenden, so scheint das amerikanische Volk das aufgeklärteste auf der Erde zu sein. Die ganze Bevölkerung reihet sich unter diese beiden Extreme, wie ich bereits früher gesagt habe.

In Neuengland empfängt jeder Bürger die Elementarkenntnisse alles Nützlichen, und zugleich die Auskunft über die Lehrsätze seiner Religion, und über deren Beweise; über die Geschichte seines Vaterlandes, und über die Hauptbestandtheile der Verfassung des Staats, welchem er angehört. In Connecticut und in Massachusetts trifft man selten einen Menschen an, welcher diese Kenntnisse nur unvollkommen besitzt, und wem sie ganz unbekannt sind, der gilt dort für eine seltene Erscheinung.

Wenn ich die griechischen und römischen Republiken mit diesen amerikanischen vergleiche, die geschriebenen Bibliotheken der Ersteren, und ihren groben Pöbel mit den tausend Zeitblättern in den vereinigten Staaten und dem solche bewohnenden Volke; wenn ich weiter an alle die Anstrengungen von unsrer Seite denke, um das, was in den Ersteren vorging, aus den Vorgängen bei den Letzteren zu erklären, und aus dem, was vor 2000 Jahren geschehen ist, auf das zu schließen, was in unsern Tagen geschehen wird, so bin ich geneigt, meine Bücher zu verbrennen, und nur neue Ideen einem so neuen Gesellschaftszustande anzupassen.

Uebrigens muß man das, was ich von Neuengland sage, nicht ohne Unterschied auf die ganze Union anwenden. Je weiter nach Westen und nach Süden, desto mehr nimmt der allgemeine treffliche Unterricht des Volks ab. In den an dem mexikanischen Meerbusen gränzenden Staaten findet sich wie bei uns eine Zahl Einwohner, denen die Elemente der menschlichen Kenntnisse fremd sind, aber vergeblich würde man einen Bezirk in der Union aufsuchen, welcher bleibend unwissend wäre. Die Ursache ist einfach. Die Völker Europas gingen von der Finsterniß und von der Barbarei zur Civilisation und zu besseren Einsichten über, aber ihre Fortschritte waren ungleich; indeß einige Völker sich der Eile befleißigten, gingen andere langsamer vorwärts; mehrere machten aber Halt, und schlafen noch unter Wegs.

So war es aber nicht in den vereinigten Staaten. Die englischen Amerikaner kamen ganz civilisirt auf dem Boden an, den ihre Nachkommenschaft besitzt; sie hatten nicht erst nöthig, zu lernen, und es genügte ihnen, das Erlernte nicht zu vergessen. Es sind aber die Nachkommen dieser Amerikaner,

welche jährlich in die Wüste mit ihrer Wohnung die schon erworbenen Kenntnisse, und die Achtung vor der Wissenschaft mitbringen. Ihre Erziehung hat ihnen den Nutzen der Einsichten gelehrt, und setzt sie in Stand, die nämlichen Einsichten ihren Nachkommen zu überliefern. In den vereinigten Staaten hatte also die Gesellschaft keine Kindheit. Sie wurde im Mannesalter geboren.

Die Amerikaner kennen das Wort Bauer nicht, weil sie keinen Begriff davon haben. Die Unwissenheit der früheren Alter der Menschheit, die Einfachheit des Landlebens, und die bäurischen Sitten sind unter ihnen verschwunden. Sie haben keine Vorstellung, so wenig von den Tugenden und Lastern und groben Sitten, als von der natürlichen Grazie einer entstehenden Civilisation.

An den äußersten Gränzen der verbündeten Staaten, zwischen dem Ende des Aufenthalts civilisirter Menschen und dem Anfange der Wüste, behauptet sich eine Bevölkerung kühnen Abentheurer, welche, um der Armuth unter dem Dache des väterlichen Hauses zu entfliehen, nicht fürchteten, in die Einöden Amerikas einzudringen, um dort ein neues Vaterland aufzusuchen. Kaum angekommen an dem Orte, welcher ihnen zur Zuflucht dienen soll, schlägt er eilig einige Bäume nieder, und bauet sich eine Hütte im Schatten der Bäume. Es gibt kein elenderes Leben, als das, was diese Einzelbewohner führen. Der ihnen gegen Abend sich nähernde Reisende sieht in Ferne das Heerdfeuer durch die dünnen Wände leuchten, und wenn in der Nacht Stürme heulen, so bewegt sich das Laubdach, wie die Zweige des Waldes. Wer sollte nicht glauben, daß diese arme Hütte eine Zuflucht der Rohheit und der Unwissenheit wäre? Diese Ansicht ist aber irrig. Um diesen Bewohnern ist alles Urwald und wild. Der Bewohner dagegen ist das Resultat von achtzehn Jahrhunderten der Arbeit und der Erfahrung. Er trägt die Kleidung eines Städters, und spricht dessen Sprache, kennt die Vergangenheit, und ist gespannt auf die Zukunft, urtheilt auch über die Gegenwart. Er ist ein sehr gebildeter Mann, der eine Zeitlang mitten in Wäldern lebt, und in den Wüsten der neuen Welt sich niederläßt, mit der Bibel, einer Axt, und einigen Zeitschriften.

Man kann sich unmöglich den schnellen Gedankenumlauf mitten in diesen Wüsten vorstellen!

Ich machte eine Reise längs den Gränzen der vereinigten Staaten auf einer bedeckten Karre, welche zur Beförderung der Briefpost dient. Wir reisten Tag und Nacht auf kaum fahrbaren Wegen durch unermeßliche Wälder. Wenn es zu finster wurde, so zündete mein Fuhrmann Lerchenzweige an, und mit Hülfe dieser Fackel setzten wir den Weg fort. Von Zeit zu Zeit trafen wir an eine Hütte, die das Posthaus war. Mein Führer warf vor der Thüre ein ungeheures Briefpacket ab, und wir setzten im Galopp unsern Weg fort. Jeder nahe Einwohner mochte nachher erscheinen, und sich seinen Antheil abholen.

In den aufgeklärtesten und bevölkertsten Provinzen Frankreichs herrscht kein so schneller Gedankenwechsel, als in den kaum bevölkerten Wüsten der vereinigten Staaten. Im Jahre 1832 betrugen in Michigan die Kosten der Posten unter die einzelnen Köpfe vertheilt 1 Fr. 22 Cent., und in Florida 1 Fr. 5 Cent., nach dem amerikanischen Nationalkalender 1833 S. 244; und in Frankreich zahlte im nämlichen Jahre jeder Kopf im Departement des Nordens dem Staat für gleichen Dienst 1 Fr. 4 Cent., nach der Generalberechnung der Finanzverwaltung 1833 S. 623. Es zählte aber damals Michigan nur 7 Einwohner auf der französischen Meile, und in Florida 5 Einwohner. Der Unterricht war weniger verbreitet, und der Verkehr dieser beiden Districte geringer, als in den meisten Unionsstaaten, indeß im Departement des Nordens, welches sicher eins der aufgeklärtesten und gewerbfleißigsten ist, 3400 Köpfe auf der französischen Geviertmeile leben.

Es leidet keinen Zweifel, daß in den vereinigten Staaten die allgemein in diesem Volke, selbst in den untersten Klassen verbreiteten Kenntnisse sehr viel zur Erhaltung der demokratischen Republik beitragen. Ich denke, daß es überall so sein wird, wo man, wie dort, die Aufklärung des Verstandes unter der sittlichen Erziehung in allen Ständen zu vereinigen strebt.

Doch hüte ich mich, diesen allerdings wichtigen Vorzug auch zu hoch anzuschlagen, bin aber noch mehr entfernt, nach

der Weise mancher Europäer zu glauben, daß aus Menschen, die bloß lesen und schreiben gelernt haben, sofort gute republikanische Staatsbürger werden.

Die meisten wahren und nützlichen Einsichten erwerben die Sterblichen durch die Erfahrung. Hätte man nicht allmählig die Amerikaner daran gewöhnt, sich selbst zu regieren, so würden alle ihre wissenschaftlichen Kenntnisse ihnen zum Gedeihen ihrer Privat- und Staatsverhältnisse wenig Segen verliehen haben. Ich habe in den vereinigten Staaten mit den unteren Klassen vielen Verkehr gehabt, und stets am meisten ihre nützlichen Erfahrungen und ihren gesunden Menschenverstand bewundert.

Man achte nicht viel auf das, was der Amerikaner von Europa sagen wird, wobei er gewöhnlich viel Vorurtheil und dummen Stolz verräth. Hier sind seine Ideen nur allgemein und unbestimmt, womit sich der Unwissende überall auszuhelfen sucht. Aber man frage ihn über sein Land, und schnell werden die Wolken seines Verstandes schwinden. Er wird sich darüber klar, zierlich und genau aussprechen, weil er in Dingen, die er kennt, so zu denken gewohnt ist. Er wird über seine Rechte belehrend sprechen, über die Art, wie er solche ausübt, und wie man sein Vaterland regiert. Man wird sehen, wie wohl er die Regeln der Verwaltung kennt, und wie sehr er sich mit dem Mechanismus der Gesetze bekannt gemacht hat. Der Bürger der Unionsstaaten hat solche practische und positive Kenntnisse nicht aus Büchern geschöpft; seine wissenschaftliche Erziehung machte ihn fähig, sich dergleichen Kenntnisse anzueignen, aber sie hat sie ihm nicht geliefert.

Der Amerikaner lernt als Mitgesetzgeber die Gesetze kennen, als Mitregent erwirbt er seine Kenntniß der Regierungsform. Wie der Staat als Gesellschaft wirkt, hat er stets vor Augen und unter seinen Händen.

In den vereinigten Staaten ist die ganze Erziehung auf den Staat, in dem er lebt, berechnet, dagegen in Europa in der Regel nur auf das Privatleben. Die Wirkung des Bürgers in Europa auf die Staatsgeschäfte ist so selten, daß man ihn darauf nicht vorzubereiten pflegt. Wirft man seine Blicke

auf die civilisirten Staaten beider Halbkugeln, so fällt der Unterschied sofort auf.

In Europa sieht man oft, daß die Begriffe und die Gewohnheiten des Privatlebens auf das öffentliche Leben wirken, und wenn wir auf einmal aus dem Familienleben zur Beamtung übergehen, so behandeln wir oft große Staatsinteressen eben so, als wenn wir mit unsern Freunden Privatinteressen besprechen.

In Amerika pflegen dagegen die Gewohnheiten des öffentlichen Lebens fast immer auf das Privatleben überzugehen. Schon in den Spielen der Schuljugend handhabt man den Ernst der Jury, und bei einem feierlichen Gastmahle spricht man, wie in den öffentlichen Berathungen.

In den vereinigten Staaten dienen die Gesetze mehr zur Erhaltung der demokratischen Republik, als die physischen Ursachen, und die Sitten noch mehr, als die Gesetze.

Alle amerikanische Völker haben einen demokratischen Socialzustand, aber sie erhalten sich nur unter den englischen Amerikanern. — Die südamerikanischen Spanier sind eben so von der physischen Natur begünstigt, als die englischen Amerikaner, und können doch nicht die demokratische Republik ertragen. — Mexiko gab sich die amerikanische Verfassung, sie konnte sich aber bisher nicht behaupten. — Die englischen Amerikaner im Westen ertragen sie nicht so leicht, als im Osten. — Ursachen solcher Verschiedenheit.

Ich habe gesagt, daß man die Erhaltung der demokratischen Institutionen der Unionsstaaten den Verhältnissen, den Gesetzen und den Sitten zuschreiben muß, und erklärt, daß ich unter Sitten das Ganze der geistigen und moralischen Disposition der civilisirten Menschen verstehe.

Die meisten Europäer kennen nur die Eigenthümlichkeiten der Verhältnisse, und legen ihnen daher ein übertriebenes Gewicht bei. Es ist wahr, daß die englischen Amerikaner die Gleichheit der Stände in die neue Welt mitbrachten. Nie traf man unter ihnen einen Bürger- und einen Adelstand an. Die Vorurtheile der Geburt und der Zünfte waren dort gleich

unbekannt. Der Gesellschaftszustand war also demokratisch, daher die Demokratie sich daselbst leicht begründen konnte.

Aber diese Eigenthümlichkeit der Gleichheit der Stände ist nicht bloß den vereinigten Staaten, sondern auch allen übrigen amerikanischen Kolonien gemeinschaftlich. Nirgends in der neuen Welt haben die Europäer eine Aristokratie stiften können, und doch gedeihen die demokratischen Verfassungen bisher nur in den vereinigten Staaten. Diese Union hat keine Feinde zu bekämpfen. Sie befindet sich wie eine Insel des Oceans, und liegt mitten zwischen Wüsten; aber eben so hatte die Natur die südamerikanischen Spanier gestellt, und doch hielt sie dies nicht ab, Armeen zu unterhalten. Seit sie keine Kriege mit Fremden mehr führen, betrügen sie sich unter einander, und nur der Demokratie der Angloamerikaner gelang es, den Frieden aufrecht zu erhalten.

Das Gebiet der Union öffnet der menschlichen Thätigkeit ein Feld ohne Gränzen, und der Arbeit, so wie der Industrie einen unerschöpflichen Nahrungszweig. Die Liebe zum Reichthum vertritt dort die Stelle des Ehrgeizes, und das allgemeine Wohlsein hat dort die Partheien erstickt.

Aber wo findet man fruchtbarere Wüsten, größere Flüsse, unberührtere und unerschöpflichere Schätze, als in Südamerika? und doch kann es die Demokratie nicht gedeihen lassen. Wenn es zum Glücke der Völker hinreichend wäre, in einer abgesonderten Lage von Nachbaren zu leben, und sich nach Gefallen in unangebaueten Feldern auszubreiten, würden die Spanier Südamerikas keine Ursache haben, sich über ihr Schicksal zu beklagen, und wenn sie auch nicht so glücklich wären, als die Einwohner der vereinigten Staaten, so würden sie doch von den Völkern in Europa beneidet werden können. Es gibt jedoch unter allen Nationen der Erde kein elenderes Volk, als die Südamerikaner.

Die physischen gleichen Ursachen sowohl in Nord- als in Südamerika haben also keine gleiche Resultate nach deren Befreiung vom Kolonialjoche geliefert, und was die Südamerikaner betrifft, so sind sie in aller Rücksicht weit schlimmer daran, als die Völker in Europa. Es wirken also die physischen Ursachen nicht so entscheidend auf das Schicksal der Nationen, als man wohl annimmt.

Ich habe Neuengländer angetroffen, welche ihre Heimath zu verlassen bereit waren, wo sie im Wohlstande sich befanden, um sich nach der Wüste zu begeben, um dort mehr Glück aufzusuchen. Nahe dabei sah ich, daß die französische Bevölkerung Niedercanadas sich in einem für sie zu engen Raum befand, und dort ungeachtet der eben so nahe liegenden Wüsten blieb. Indeß der Ausgewanderte aus den alten vereinigten Staaten für wenige Tage ein großes Landgut erwerben konnte, bezahlte der kanadische Pächter seinem Gutsherrn für das Land eben so viel, als in Frankreich.

Ich bemerke bei den andern amerikanischen Völkern die nämlichen Bedingungen zur Glückseligkeit, als bei den englischen Amerikanern, jedoch andere Gesetze und andere Sitten, und jene Völker befanden sich im Elend. Die Gesetze und die Sitten der englischen Amerikaner müssen also die Hauptursache und die specielle Ursache ihres Gedeihens sein.

Weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die amerikanischen Gesetze von absoluter Güte sind, glaube ich sogar, daß sie nicht einmal für alle amerikanische Völker passen, und manche derselben scheinen mir sogar in den vereinigten Staaten gefährlich zu sein.

Doch kann man nicht leugnen, daß diese Gesetze im Ganzen dem Character des Volkes, welches sie regieren sollen, und der Natur des Landes sehr angemessen sind.

Die amerikanischen Gesetze sind also gut, und man muß ihnen einen großen Theil des Erfolges zuschreiben, welchen die demokratische Regierung erlangte, aber ich denke nicht, daß sie die Hauptursache dieser Erfolge sind, und wenn es mir scheint, daß sie mehr Einfluß auf das Gesellschaftsglück der Amerikaner haben, als selbst die Natur des Landes, so glaube ich von der andern Seite aus wichtigen Gründen, daß sie doch weniger dazu wirken, als die Sitten.

Die Bundesgesetze bilden sicher den wichtigsten Theil der Gesetzgebung der vereinigten Staaten. Mexiko, was eben so glücklich belegen ist, als die nordamerikanische Union, hat sich die nämlichen Gesetze angeeignet, und kann sich doch nicht an eine demokratische Regierung gewöhnen. Es gibt also eine von den physischen Ursachen und von den Gesetzen unabhängige

Ursache, welche Schuld daran ist, daß die Demokratie die vereinigten Staaten regieren kann.

Noch mehr wird dies dadurch bewiesen, daß fast alle das Gebiet der Union bewohnende Menschen aus dem nämlichen Blute entsprossen sind, die nämliche Sprache reden, Gott auf gleiche Art verehren, den nämlichen materiellen Prüfungen unterworfen sind, und den nämlichen Gesetzen gehorchen.

Woher entstehen die zwischen solchen bemerkbaren Verschiedenheiten?

Warum zeigt sich im Osten der Union solche stark und regelmäßig, und verfährt auch mit Reife und Bedachtsamkeit? warum tragen ihre Gesetze und Verwaltungsmaaßregeln einen weisen und dauerhaften Character? Woher kommt es im Gegentheil, daß die Gewalten im Westen gleichsam durch Zufall sich leiten lassen?

Warum herrscht daselbst in der Bewegung der Geschäfte Unordnung, Leidenschaft, eine fast fieberhafte Hitze, welche keine lange Dauer verspricht?

Ich vergleiche nicht mehr die englischen Amerikaner mit fremden Völkern, sondern stelle die einzelnen Staaten derselben gegen einander über, und untersuche, warum sie sich einander nicht gleichen. Hier fehlen mir zu gleicher Zeit die Gründe aus der Natur des Landes und aus der Verschiedenheit der Gesetze. Ich muß zu einer andern Ursache meine Zuflucht nehmen, und kann sie nur in den Sitten entdecken.

Im Osten haben die englischen Amerikaner sich am längsten demokratisch regieren lassen. Sie haben daselbst die Gewohnheiten und die günstigsten Ideen zur Erhaltung der Demokratie gebildet. Allmählig drang die Demokratie in die Gewohnheiten, Meinungen und Formen; man findet solche überall im geselligen Leben, wie in den Gesetzen. Im Osten ist der wissenschaftliche Unterricht und die practische Erziehung des Volks am vollkommensten, und die Religion mit der Freiheit gemischt worden; und sind nicht die Gewohnheiten, die Meinungen, das Herkommen und der Glaube sämmtlich unter den Sitten begriffen?

Im Westen dagegen fehlen mehrere dieser Vorzüge. Viele der Amerikaner der westlichen Staaten sind in den Wäldern

geboren worden, und vermischen mit der Civilisation ihrer Väter die Ideen und Gebräuche des wilden Lebens. Unter ihnen sind die Leidenschaften heftiger, die religiöse Moral weniger mächtig, und die Ideen wandelbarer. Die Menschen beaufsichtigen sich dort unter einander weniger, und kennen sich kaum einander. Die westlichen Völker zeigen also bis zu einem gewissen Punct die Unerfahrenheit und die unordentlichen Gewohnheiten der entstehenden Völker. Zwar haben sich die westlichen Staaten aus alten Elementen gebildet, aber die Zusammensetzung ist neu.

Es sind also besonders die Sitten, welche unter allen Amerikanern diejenigen der vereinigten Staaten am fähigsten machen, in demokratischer Form regiert zu werden, und wiederum sind diese verschiedenen Regierungsformen derselben mehr und weniger wohlgeordnet und glücklich.

Man denkt sich also in Europa den Einfluß der geographischen Lage des Landes auf die Dauer der demokratischen Verfassungen zu groß, und legt auch den Gesetzen zu viel, und den Sitten zu wenig Gewicht bei. Ohne Zweifel reguliren und leiten diese drei wichtigen Ursachen die amerikanische Demokratie, wenn ich sie aber classificiren sollte, so würde ich sagen, daß die physischen Ursachen dazu weniger beitragen, als die Gesetze, und diese weit weniger, als die Sitten.

Ich bin überzeugt, daß die glücklichste Lage und die besten Gesetze eine Verfassung bei ungünstigen Sitten nicht aufrecht erhalten können, indeß die Sitten unter ungünstigen Verhältnissen und noch schlechteren Gesetzen schon viel zu wirken vermögen. Die Wichtigkeit der Sitten ist unleugbar, und wird durch Studium und durch Erfahrung bekräftigt. In meinem Geiste sind sie der Centralpunct, wohin sich alle meine Begriffe wenden.

Nur noch ein Wort habe ich über diesen Gegenstand zu sagen. Sollte ich im Laufe dieses Werks den Lesern die Wichtigkeit, welche ich der practischen Erfahrung der Amerikaner, ihren Gewohnheiten, Meinungen, kurz ihren Sitten, zu Aufrechthaltung der Gesetze beilege, nicht einleuchtend gemacht haben, so würde ich freilich den beabsichtigten Hauptzweck dieses Werks verfehlt haben.

Sollten die Gesetze und die Sitten hinreichend sein, die demokratischen Verfassungen außer Amerika aufrecht zu erhalten?

Die nach Europa versetzten englischen Amerikaner würden gezwungen sein, ihre Gesetze zu modificiren. — Man muß die demokratischen und die amerikanischen Verfassungen von einander unterscheiden. Man kann demokratische bessere, oder wenigstens von den Gesetzen der amerikanischen Demokratie verschiedene Gesetze sich denken. — Amerikas Beispiel dient jedoch zum Beweise, daß man nicht verzweifeln muß, mit Hülfe der Gesetze und der Sitten die Demokratie ordnen zu können.

Ich habe gesagt, daß der günstige Erfolg der demokratischen Verfassungen in den vereinigten Staaten mehr von den Gesetzen und Sitten, als von der Natur des Landes abhinge.

Folgt aber daraus, daß diese nämlichen anders wohin versetzten Ursachen auch dort die nämliche Macht haben würden, und wenn das Land die Gesetze und die Sitten nicht mehr ersetzen kann, kann alsdann die günstige Lage des Landes den Mangel gleicher Gesetze und Sitten ersetzen?

Leicht wird man begreifen, daß uns hier die Elemente der Beweise fehlen. Man trifft in der neuen Welt andere Völker, als die englischen Amerikaner an, aber da alle diese Völker gleichen materiellen Ursachen, als die Amerikaner, unterworfen sind, so habe ich sie untereinander vergleichen können.

Aber außer Amerika gibt es keine Nationen, welche bei der Entbehrung physischer Vorzüge der Amerikaner dennoch ihre Gesetze und Sitten angenommen haben. Da wir also keinen Vergleichungspunkt haben, so kann man nur darüber seine Meinung, ohne Gründe, auszusprechen wagen.

Zuerst scheint es mir, daß man sorgfältig die speciellen Verfassungen der vereinigten Staaten von den demokratischen Verfassungen im Allgemeinen trennen muß.

Wenn ich an den Zustand von Europa, an seine großen Völker und volkreichen Städte, an seine furchtbaren Armeen, an seine verwickelte Politik denke, so kann ich nicht glauben, daß die englischen Amerikaner, selbst mit ihren Begriffen, ihrer Religion und ihren Sitten, nach unserm Boden versetzt, daselbst leben könnten, ohne ihre Gesetze beträchtlich zu ändern.

Aber man kann sich auch gar wohl ein andres, als das

amerikanische, als organisirtes demokratisches Volk denken. Ist es z. B. unmöglich, eine Regierung zu begreifen, welche auf dem reellen Willen der Mehrheit begründet ist, wo aber die Mehrheit ihren natürlichen Instinct der Gleichheit gemäßigt, und um die Ordnung und die Dauer des Staats besser zu begründen, eingewilligt hat, einen Menschen oder eine Familie mit allen Attributen der vollziehenden Gewalt zu bekleiden? Kann man sich nicht einen demokratischen Staat denken, wo die nationalen Kräfte inniger in der Nation verbunden sein können, wo das Volk eine weniger unmittelbare Herrschaft über die allgemeinen Staatsangelegenheiten ausübt, und wo dennoch jeder mit gewissen Rechten begabte Bürger in seinem Kreise am Gange der Regierung Theil nehmen könnte?

Was ich bei den englischen Amerikanern gesehen habe, läßt mich glauben, daß die so gestalteten demokratischen Verfassungen mit Klugheit in einem Staate eingeführt, sich allmählig mit dem früher Gewohnten vermischen, und stufenweise mit den Meinungen des Volks verschmelzen würden, und daß sie alsdann auch außer Amerika bestehen könnten.

Wenn die Gesetze der vereinigten Staaten die einzigen, aber die vollkommensten erdenklichen demokratischen Gesetze wären, so begreife ich, daß man schließen könnte, es beweise der Erfolg der Gesetze der vereinigten Staaten nichts für den Erfolg der demokratischen Gesetze im Allgemeinen in einem von der Natur weniger begünstigten Lande.

Da mir aber die amerikanischen Gesetze in vielen Puncten mangelhaft scheinen, und sich bessere gar wohl denken lassen, so beweiset mir die specielle Natur Amerikas keinesweges, daß die demokratischen Verfassungen bei einem Volke nicht sollten gelingen können, wo die physischen Umstände weniger günstig, aber die Gesetze besser wären.

Wenn die Menschen in und außer Amerika verschiedener Natur wären; wenn ihr Zustand in der Staatsgesellschaft bei ihnen andere Gewohnheiten und Meinungen erzeugen könnte, als in Europa bei einem gleichen gesellschaftlichen Zustand, so würden die Vorgänge in den amerikanischen Demokratieen uns keine Lehren liefern, über das, was man in andern Demokratieen erwarten darf.

Wenn die Amerikaner gleiche Neigungen, wie alle andere demokratische Völker zeigten, und ihre Gesetzgeber auf die Natur des Landes und auf die günstigen Umstände Bezug genommen hätten, um diese Neigungen in gerechten Gränzen zurückzuhalten, so müßte der Wohlstand der vereinigten Staaten rein physischen Ursachen zugeschrieben werden, und könnte nichts zu Gunsten der Völker beweisen, welche dem Beispiele der vereinigten Staaten folgen wollten, ohne ihre natürlichen Vorzüge zu besitzen.

Aber die Thatsachen haben weder die eine noch die andere Voraussetzung bestätigt.

Ich habe in Amerika ähnliche Leidenschaften als in Europa angetroffen. Einige folgten aus der Natur des menschlichen Herzens, andere aus dem demokratischen Zustand der Gesellschaft.

So fand ich auch in Amerika die Unruhe des menschlichen Herzens wieder, welche dem Menschen natürlich ist, wenn sich alle Stände ungefähr gleich sind, denn alsdann sind die Ansprüche der Einzelnen ungefähr gleich. Ich fand daselbst das Gefühl des demokratischen Neides in tausend verschiedenen Formen. Oft zeigte das Volk daselbst in der Geschäftsbehandlung eine große Mischung von Anmaßung und Unwissenheit, woraus ich denn schloß, daß in Amerika, wie bei uns, die Menschen gleichen Unvollkommenheiten und gleichem Elend ausgesetzt sind.

Als ich aber den Zustand der Gesellschaft aufmerksam untersuchte, entdeckte ich bald, daß die Amerikaner große und glückliche Anstrengungen gemacht hatten, um jene Schwächen des menschlichen Herzens zu bestreiten, und die natürlichen Folgen der Demokratie zu verbessern.

Ihre verschiedenen Municipalgesetze schienen mir eben so viele Schranken zu sein, welche in einem engen Kreise den unruhigen Ehrgeiz der Bürger einschließen, und zum Vortheil der Gemeinden die nämlichen demokratischen Leidenschaften benutzen lassen, welche den Staat hätten umwälzen können. Es schien mir, daß die amerikanischen Gesetzgeber dahin gelangt waren, nicht ohne Erfolg die Rechtsideen dem Gefühl des Neides; den beständigen Bewegungen der politischen Welt, die unerschütterliche christliche Moral; die Erfahrung des Volks sei-

ner theoretischen Unwissenheit, und seinen gewohnten Thätigkeitstrieb dem Sturm seiner Wünsche entgegen zu stellen.

Die Amerikaner haben also, um die Gefahren, die aus ihren politischen Gesetzen entspringen können, zu bestreiten, auf die Natur des Bodens keine Rücksicht genommen. Den Uebeln, welche sie mit allen demokratischen Völkern theilen, haben sie Heilmittel entgegengestellt, deren bisher sie sich allein bedienten, auch machten sie davon den ersten gelungenen Versuch.

Die Sitten und die Gesetze der Amerikaner sind nicht die einzigen, welche den demokratischen Völkern angemessen sein mögen, aber die Amerikaner haben gezeigt, daß man nicht verzweifeln darf, die Demokratie durch die Gesetze und durch die Sitten zu regeln.

Zehntes Kapitel.

Einige Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand und über die wahrscheinliche Zukunft der drei Menschen-Raçen, welche das Gebiet der vereinigten Staaten bewohnen.

Mein Hauptzweck ist nun erfüllet, ich habe mich möglichst bemühet, die Gesetze der amerikanischen Demokratie neben den Sitten dieses Volks darzustellen. Ich könnte also hier schließen, aber der Leser dürfte sich vielleicht in seinen Erwartungen noch nicht befriedigt finden.

Man trifft in Amerika auch noch etwas anderes an, als eine unermeßliche und vollständige Demokratie, und kann aus mehreren Gesichtspuncten die Völker betrachten, welche die neue Welt bewohnen.

Im Laufe dieses Werks ist oft von den Indianern und von den Negern die Rede gewesen, aber mir mangelte bisher die

Gelegenheit, um die Stellung der beiden Raçen in der Mitte eines demokratischen Volks zu schildern. Ich habe gesagt, in welchem Geiste und durch welche Gesetze der englisch-amerikanische Bund gestiftet wurde, und nur im Vorbeigehen auf eine unvollständige Art die Gefahren anzeigen können, welche diesen Bund bedrohen. Ich konnte nicht umständlich die Schicksale der Fortdauer beleuchten. Indem ich von der Vereinigung der amerikanischen Republiken redete, wagte ich keine Muthmaßungen über die Beständigkeit der republikanischen Formen in der neuen Welt, und indem ich oft auf die Handelsthätigkeit in der Union anspielte, konnte ich mich nicht über die Zukunft der Amerikaner als Handelsvolk aussprechen.

Diese Gegenstände habe ich noch nicht beleuchtet. Sie sind amerikanisch, ohne demokratisch zu sein, und besonders wollte ich die Demokratie schildern. Ich mußte daher, was nun folgen soll, anfangs zur Seite schieben, werde aber beim Schlusse darauf zurückkommen.

Das in unsern Tagen von der amerikanischen Union im Besitz oder in künftigen Anspruch genommene Gebiet erstreckt sich vom atlantischen Ocean bis zum Gestade des Südmeers. Es umfaßt also im Osten und Westen den ganzen Continent. Im Süden streift dasselbe an die Tropenländer, und erstreckt sich im Norden bis ans Eismeer.

Die in diesem Raume zerstreueten Menschen bilden nicht, wie in Europa, Sprossen der nämlichen Familie. Man unterscheidet beim ersten Blick drei natürlich verschiedene, fast möchte ich sagen, wider einander feindliche Raçen. Die Erziehung, das Gesetz, der Ursprung und sogar die äußere Form der Gesichtszüge bilden zwischen solchen gleichsam eine unübersteigliche Schranke. Das Schicksal verwies sie auf den nämlichen Boden. Es hat sie miteinander vermischt, aber nicht verschmolzen, und jede Raçe strebt nach einer andern Zukunft.

Unter diesen drei so verschiedenen Geschlechtern ist der erste der weiße Europäer, der unsere Blicke an sich zieht, der erste an Einsichten, an Macht und an Glück, und vorzugsweise

Mensch. Unter seinem leitenden Einflusse erscheint dort der Neger und der Indianer.

Die beiden letzteren unglücklichen Raçen haben weder ihren Stamm, noch Figur, Sprache oder Sitten gemeinschaftlich, nur im Unglücke haben sie eine Art der Gleichheit. Im Lande, was sie bewohnen, sind sie untergeordnet dem Drucke der Tyrannei, und ist ihr Elend auch verschieden, so klagen doch Beide die nämlichen Urheber an.

Wenn man sie neben einander erblickt, so steht der Europäer über die Menschen der andern Raçen so hoch, als der Mensch über die Thiere. Er benutzt sie nach Belieben, und vernichtet sie, wenn sie sich ihm nicht unterwerfen.

Die Unterdrückung hat mit einem Schlage den Nachkommen der Afrikaner fast alle Vorrechte der Menschheit genommen. Der Neger der vereinigten Staaten hat sogar das Andenken an sein Vaterland verloren, und hört nicht mehr die Sprache, welche seine Väter redeten. Er hat ihre Religion abgeschworen, und ihre Sitten vergessen, seit er nicht mehr Afrika angehört, ohne dadurch ein Recht an die Güter Europas erlangt zu haben, aber er ist stehen geblieben zwischen den Afrikanern und Europäern, von den erstern verkauft, von den letzteren verstoßen worden, und hat auf der ganzen Erde nur den Heerd seines Herrn, der bei ihm die Stelle des Vaterlandes vertritt.

Der Neger hat keine Familie; er findet in seiner Frau nur die Gefährtin seines Vergnügens, und mit der Geburt sind seine Söhne seines Gleichen.

Soll ich jene Ruhe der Seele, welche den Menschen unempfindlich macht bei seinem äußersten Elend, ja sogar einen gewissen verdorbenen Geschmack dafür einzuflößen weiß, eine Wohlthat Gottes, oder den letzten Fluch seines Zorns nennen? Untergetaucht in diesen Abgrund des Bösen fühlt der Neger kaum sein Unglück. Die Gewalt machte ihn zum Sclaven, die Fortdauer der Sclaverei gab ihm die Gedanken und den Ehrgeiz eines Sclaven; er bewundert seine Tyrannen noch mehr, als er sie haßt, und findet Freude und Stolz in der knechtischen Nachahmung seiner Unterdrücker. Sein Verstand steht so niedrig, als seine Seele.

Der Neger geht zu gleicher Zeit ins Leben und in die Sclaverei ein. Was sage ich? oft wird er gekauft im Bauche der Mutter, und fängt schon vor der Geburt an, Sclave zu werden.

Ohne Bedürfniß, wie ohne Vergnügen, kann er nichts für sich selbst schaffen, und begreift mit den ersten Kenntnissen seines Vorhandenseins, daß er das Eigenthum eines Andern ist, dessen Interesse für sein Leben wacht. Für sein eignes Schicksal darf er nicht sorgen. Selbst der Gebrauch des Denkens erscheint ihm als ein unnützes Geschenk der Vorsehung, und er genießt in Ruhe alle Vorrechte seiner Niedrigkeit.

Wenn er frei wird, scheint ihm oft die Unabhängigkeit noch lästiger zu sein, als die Sclaverei. Denn während seines Daseins hat er gelernt, sich allem, aber nur nicht der Vernunft zu unterwerfen, und wenn die Vernunft sein einziger Leiter wird, so kann er ihre Stimme nicht anerkennen. Tausend neue Bedürfnisse umlagern ihn, und um über solche Herr zu werden, mangeln ihm Kenntnisse und freier Muth. Die Bedürfnisse sind Herren, welche er bekämpfen muß, und er hat nur Unterwerfung und Gehorsam gelernt. So gelangt er zum äußersten Elend, der Stumpfheit durch die Kechtschaft, und dem gänzlichen Untergang der Freiheit.

Die Unterdrückung hat mit verschiedenen Wirkungen nicht weniger Einfluß auf die indianischen Racen ausgeübt. — Vor der Ankunft der Weißen in der neuen Welt lebten die Einwohner Nordamerikas ruhig in ihren Wäldern. Unterworfen dem gewöhnlichen Wechsel des wilden Lebens, zeigten sie die Laster und die Tugenden der unciviliſirten Völker. Nachdem die Europäer die indianischen Volksstämme in ferne Wüsten zerstreuet hatten, sind sie zu einem Leben des Herumirrens und des Umherschweifens verdammt worden, bei unaussprechlichem Elend.

Die wilden Völker werden nur durch Meinungen und Sitten regiert. Indem man unter den nordamerikanischen Eingebornen das Gefühl des Vaterlandes schwächt, ihre Familien zerstreuet, ihre Traditionen verdunkelt, die Kette der Erinnerungen unterbricht, alle ihre Gewohnheiten ändert, unmäßig ihre Bedürfnisse steigert, hat die europäische Tyrannei sie unordentlicher und unciviliſirter gemacht, als sie es bisher waren.

Der moralische und physische Zustand dieser Völker ist immer schlimmer geworden. Doch haben die Europäer den Character dieser Wilden nicht ganz umgestalten können, und mit der Macht sie zu vernichten, haben sie es niemals dahin bringen können, sie zu policiren und sich zu unterwerfen.

Der Neger befindet sich in der tiefsten Sclaverei, und der Indianer an der äußersten Gränze der Freiheit. Die Sclaverei ist den Negern so verderblich, als den Wilden ihre Unabhängigkeit. Der Neger hat sogar das Eigenthum seiner Person verloren, und kann über sein Leben nur schalten, indem er einen Diebstahl ausübt.

Der Wilde ist sich selbst überlassen, sobald er handeln kann. Kaum hat er jemals die Auctorität der Familie gekannt, und niemals seinen Willen vor einem fremden Willen gebeugt. Niemals hat man ihm gelehrt, den freiwilligen Gehorsam von einer schimpflichen Unterwerfung zu unterscheiden, und Gesetze sind ihm nicht einmal dem Namen nach bekannt. Nach seinen Begriffen ist Freiheit Entfreiung von fast alten Fesseln des geselligen Lebens. Er gefällt sich in dieser barbarischen Unabhängigkeit, und zieht den Tod der kleinsten Aufopferung seiner Freiheit vor. Die Civilisation gewährt einem so gesinnten Wilden keine Wohlthaten.

Der Neger macht tausend vergebliche Versuche, um sich in eine ihn zurückstoßende Gesellschaft einzuführen. Er nimmt den Geschmack seiner Unterdrücker, und ihre Meinungen an, und hofft durch solche Nachahmung sich mit ihnen zu vermischen. Seit seiner Geburt hörte er, daß sein Stamm natürlich niedriger steht, als derjenige der Weißen, und glaubt dies gern, indem er sich vor sich selbst schämt. In jedem seiner Züge entdeckt er eine Spur der Sclaverei, und vermöchte er es, so möchte er gern seinem Stamme entsagen.

Desto stolzer ist der Indianer in seiner Einbildung auf den behaupteten Adel seines Ursprungs, und lebt und stirbt in den Träumen seines Stolzes. Weit entfernt, seine Sitten den unsrigen anpassen zu wollen, hängt er sich an die Barbarei, als eine Auszeichnung seines Stammes, und stößt unsre Civilisation von sich, nicht so sehr, weil er sie haßt, als weil er fürchtet, dadurch den Europäern gleich zu werden.

Der eingeborne Amerikaner behält seine Meinungen und alle seine Gewohnheiten aufs pünctlichste bei, mit einer Unbiegsamkeit ohne Beispiel in der früheren Geschichte. Seit mehr als zweihundert Jahren haben diese nordamerikanischen Wilden täglichen Verkehr mit der weißen Race, und doch von ihnen keine Idee oder eine Gebräuchlichkeit angenommen. Freilich haben die Weißen einen großen Einfluß auf die Wilden, deren Charakter dadurch schlechter, aber nicht europäischer geworden ist.

Als ich mich im Sommer 1831 hinter dem See Michigan befand, zu Greenbay, an der äußersten Gränze der Indianer und der Unionsstaaten, machte ich Bekanntschaft mit dem Major H., einem amerikanischen Officier, der eines Tages, nach mancher Bemerkung über die Unbiegsamkeit der Wilden, mir folgendes erzählte. »Ich habe einst einen jungen Indianer gekannt, der in Neuengland in einem Collegium erzogen worden war. Er hatte darin viel gelernt, und sich ganz das Aeußere eines civilisirten jungen Mannes angeeignet. Als der Krieg zwischen uns und den Engländern im Jahre 1810 entstand, sah ich diesen jungen Mann wieder; er diente damals in unsrer Armee, an der Spitze der Krieger seines Stammes. Die Amerikaner hatten die Wilden nur unter der Bedingung in ihre Reihen aufgenommen, daß sie den scheußlichen Gebrauch des Ablösens der Hirnhaut vom Schädel der Besiegten nicht weiter ausüben sollten. Am Abend nach dem Treffen von C. setzte er sich an unser Bivouacfeuer, und erzählte mir manches von seinen Thaten, öffnete sein Kleid und sagte: Verrathet mich nicht, aber sehet! — Wirklich sah ich; fügte der Major H. hinzu, zwischen Brust und Hemd den blutigen Scalp eines Engländers.«

Der Vollkommenheit unsrer Künste will der Indianer nichts entgegenstellten, als was die Wüste liefert; unsrer Tactik nichts, als seinen Muth ohne Disciplin, unsern tiefen Entwürfen nichts, als den freiwilligen Instinct seiner wilden Natur, aber freilich ist er auch in dem ungleichen Kampfe der Unterliegende.

Der Neger möchte sich gern mit dem Europäer vermischen, und vermag es nicht. Der Indianer könnte das gewissermaßen erlangen, aber er verschmähet den Versuch. Die Knecht-

schaft des Einen macht ihn zum Sclaven, der Stolz des Andern weihet ihn dem Tode.

Ich kam in meiner Streiferei durch die Wälder des Staats Alabame eines Tages in die Hütte eines einsiedlerischen Waldbewohners. Ich wollte nicht die Hütte betreten, sondern mich nur etwas ausruhen an einer nahen Quelle im Holze. Während meines Aufenthalts kam auch dahin eine Indianerin; (wir waren damals nahe am Gebiet des Stammes der Creeks) und führte an der Hand ein 5 bis 6 Jahre altes Kind, was weißen Geschlechts war, und vermuthlich eine Tochter des Bewohners der Hütte. Ihr folgte eine Negerin. Die Wilde war im Luxus ihrer Nation gekleidet, und trug Metallringe an der Nase und an den Ohren. Ihre bis zu den Schultern herabhändenden Haare waren untermischt mit Glasperlen. Sie mußte noch nicht Frau sein, denn sie trug noch das Halsband von Muscheln, das die Mädchen gewohnt sind, im Ehebette abzulegen. Die Negerin trug zerrissene europäische Kleidungsstücke.

Alle drei ließen sich nieder am Ufer der Quelle. Die junge Wilde schloß das Kind in ihre Arme mit mütterlicher Zärtlichkeit; von der andern Seite suchte die Negerin durch tausend kleine Künste die Aufmerksamkeit der kleinen Kreolin auf sich zu ziehen, welche in der kleinsten Bewegung eine Vornehmheit, als Gegenstück ihres Alters und ihrer Schwäche, zeigte. Sie nahm mit einer Art Gefälligkeit die Liebkosungen ihrer Begleiterinnen an.

Die vor ihrer Herrin niederhockende Negerin schien zu erlauern, was wohl das Kind wollen möchte, und verband ihre fast mütterliche Zuneigung mit einer knechtischen Furcht, indeß ich bei aller ausströmenden Zärtlichkeit der Wilden gegen das Kind eine freie, stolze und fast rauhe Manier derselben wahrnahm. Ich hatte mich genähert und betrachtete dies mit Stillschweigen; aber der Indianerin mochte dies mißfallen, denn sie erhob sich plötzlich, stieß das Kind mit Rauhheit von sich, und nachdem sie einen zornigen Blick auf mich geworfen hatte, eilte sie in den Wald.

Es war mir oft begegnet, daß ich an einer Stelle Personen der drei Raçen bei einander in Nordamerika antraf. Das

Uebergewicht der Weißen hatte ich oft in mancherlei von einander abweichenden Gelegenheit wahrgenommen, aber niemals etwas so rührendes, als an der eben erwähnten Quelle. Ein Band der Zuneigung vereinigte hier die Unterdrücker und die Unterdrückten. Die Natur schien solche einander annähern zu wollen, und machte den großen Raum zwischen ihnen durch Vorurtheile und Gesetze um so auffallender.

Gegenwärtiger Zustand und wahrscheinliche Zukunft der indianischen Stämme im Gebiete der Union.

Allmähliges Verschwinden der Ureinwohner. — Wie es statt findet. — Elend der erzwungenen Wanderungen der Indianer. — Die nordamerikanischen Wilden hatten nur zwei Mittel, um ihrer Vernichtung zu entgehen, den Krieg oder die Civilisation. — Sie können nicht mehr Krieg führen. — Warum sie sich nicht civilisiren wollen, wenn es ihnen frei stand, und es nicht mehr können, wenn sie es selbst wollen. — Beispiel der Creeks und der Cherokesen. — Politik der Einzelstaaten gegen diese Indianer. — Politik der Bundesregierung.

Alle indianische Stämme, welche vormals das Gebiet von Neuengland bewohnten, die Narraganfetts und die Mohikans, die Pekots u. s. w. leben nicht mehr im Andenken der Menschen; eben so sind die Lenapes verschwunden, welche Penn vor 150 Jahren am Ufer des Delavare empfingen. Ich traf noch die letzten Iroquesen an, welche um Allmosen baten. Alle diese Nationen erstreckten sich vormals bis ans Meer. Jetzt muß man 100 Stunden ins Innere dringen, ehe man einen Indianerstamm antrifft. Sie sind nicht allein zurückgetrieben, sondern auch vernichtet worden. In den dreizehn ältesten vereinigten Staaten sind nur noch 6273 Wilde vorhanden, wie amtliche Acten ergeben. So wie sich die Eingebornen entfernen, oder aussterben, entsteht statt ihrer eine unermeßliche Bevölkerung. Vormals hatte man niemals eine so erstaunende Entwickelung der neuen Staaten und ein so schnelles Aussterben der Eingebornen erlebt!

Dieses schnelle Aussterben erfolgt auf folgende Weise.

Als die Indianer allein die Wüste bewohnten, aus welcher man sie jetzt vertrieben hat, waren ihre Bedürfnisse gering; sie verfertigten selbst ihre Waffen, das Flußwasser war ihr

einziges Getränk, und sie kleideten sich mit den Häuten der Thiere, deren Fleisch sie ernährte.

Die Europäer führten ihnen Feuergewehr, Eisen und hitzige Getränke zu, sodann auch gewebte Kleidung, statt der früheren, den Wilden genügenden barbarischen Kleidung. Als die Indianer an diesen Lebensgemächlichkeiten Geschmack fanden, lernten sie zugleich nicht die Kunst, sie selbst zu befriedigen, und sie mußten zur Industrie der Weißen ihre Zuflucht nehmen. Für diese Güter, welche sich der Indianer nicht selbst schaffen konnte, vermochte derselbe nichts, als das reiche Pelzwerk anbieten, was die Wälder damals enthielten. Von dieser Zeit an jagte der Indianer nicht bloß für sein häusliches Bedürfniß, sondern auch, um mit den Häuten und dem Pelzwerk des erlegten Wildes manche Waare, welche ihm die Europäer anboten, einzutauschen.

Die Herren Clark und Caß sagen in ihren Bericht an den Congreß vom 4ten Februar 1829. S. 23: Es ist schon sehr lange her, daß die Indianer sich ihre Nahrung und Kleidung ohne die Hülfe civilisirter Menschen verschaffen konnten. Jenseits des Missisippi in einem Lande, wo man noch große Büffelheerden antrifft, wohnen die indianischen Stämme, welche die Büffel auf ihren Wanderungen verfolgen. Diese Indianer können noch leben, weil sie noch gerade so leben, wie ihre Vorfahren, aber die Büffel weichen vor ihren Jägern immer weiter zurück. Man kann jetzt nur noch das kleinere Wild mit Flinten oder in Erdgruben, worin dasselbe fiel, erlegen. Dies sind der Bär, der Dammhirsch, der Biber, die Muskusratze, welche den Wilden besonders die Nahrung verschaffen.

Besonders im Nordwesten müssen es sich die Indianer saure Arbeit kosten lassen, um ihre Familie zu ernähren; denn bisweilen dauert die Jagd mehrere Tage, ohne daß der Jäger Wild antrifft. In solcher Frist muß die Familie von Baumrinde und von Wurzeln leben, oder verhungert, was oft im Winter der Fall ist.

Die Indianer wollen nicht leben, wie die Europäer, und doch können sie solche nicht entbehren, und können nicht mehr wie ihre Vorfahren leben, wie folgende Thatsache beweisen

wird, von welcher ich amtlich Kenntniß erhielt. Menschen von einem indianischen Stamme am Obersee hatten einen Europäer erschlagen. Die amerikanische Regierung verbot allen Handelsverkehr mit solchem Stamme, bis sie den Thäter ausgeliefert haben würden, welches auch geschah.

Während die Bedürfnisse der Indianer wachsen, nehmen ihre Hülfsmittel ab. Sobald in der Nähe des Gebiets der Indianer eine neue europäische Niederlassung entsteht, erzeugt solche Furcht unter dem Wilde. Vor fünf Jahren, sagt Volney in seiner Schilderung der vereinigten Staaten, als ich von Vincennes nach Kaskassias reisete, ein Gebiet, das jetzt im Staat Illinois liegt, aber im Jahre 1797 noch durchaus unangebauet war, sah man auf den Weiden Heerden von 400 bis 500 Büffeln. Heute sieht man nichts mehr davon. Die Büffel sind über den Missisippi geschwommen, wegen der Verfolgung der Jäger, und aus Scheu vor den Glocken der Kühe der Amerikaner. Die Büffel fürchten sich nicht, wenn tausende von Wilden ihnen auf ihren Wanderungen begegnen, sobald sie aber den Lärm der europäischen Industrie vernehmen, so fliehen sie weiter nach den unermeßlichen Weiden des Westen. In dem vorgedachten Berichte an den Congreß ließt man: »Seit einigen Jahren nähern sich die Büffelheerden bereits dem Fuße des Alleghanygebirges. In wenigen Jahren wird man sie vielleicht schon selten sehen in den Ebenen längs dem Felsengebirge.« Man hat mir versichert, daß die Ansiedelung der Weißen schon in der Entfernung von 200 Stunden auf die schwerere Versorgung der Wilden, also auf Menschen wirkt, deren Stammname vielleicht den Weißen noch unbekannt ist. Von der Wahrheit dieser Behauptung kann man sich überzeugen aus dem Generalregister der indianischen Stämme innerhalb der Gränzen, welche von den vereinigten Staaten in Anspruch genommen werden, in den Gesetzgebungsacten des 20sten Congresses Nr. 117. S. 90—105, woraus man sieht, wie schnell die Stämme in der Mitte des Innern von Nordamerika abnehmen, obgleich die Europäer von ihnen noch sehr entfernt sind.

Bald dringen kühne Abentheurer in das Gebiet der Indianer 15 bis 20 Stunden jenseits der äußersten Gränze der

Niederlassungen der Weißen, und bauen mitten unter solchen Wohnungen. Dies wird ihnen leicht, denn die Gränzen der von der Jagd lebenden Völker sind stets ungenau bestimmt. Uebrigens gehört ein solches Gebiet der ganzen Nation, daher spricht dagegen kein Einzelner, als Privateigenthümer.

Einige so weit vorgedrungene Famlien der Weißen vertilgen nun bald alles Wild in der Nähe ihrer Wohnungen, wodurch die Jagd der Indianer, welche bis dahin im Ueberflusse lebten, schlechter werden muß, und ihnen die Mittel mangeln, um mit den Weißen Tauschhandel zu treiben. Wenn man das Wild verjagt, so ist das für die Indianer eben so nachtheilig, als wenn unsere Landleute eine Mißernte trifft. Bald fehlen den Indianern die Unterhaltsmittel gänzlich. Dann trifft man sie in gleicher Noth, wie hungrige Wölfe in ihren Wäldern. Doch fesselt sie noch die Vaterlandsliebe an das Land, wo sie geboren wurden. Der vorerwähnte Bericht an den Congreß sagt Seite 15: »Die Indianer hängen eben so wie wir an ihrem Boden, ja sie knüpfen an die Veräußerung der Länder, welche der große Geist ihren Vorfahrer angewiesen hat, einen Aberglauben. So pflegen sie auf die Kaufanträge ihres ganzen Gebiets, oder eines Theils desselben, wenigstens beim Anfange der Verhandlung, zu erwiedern: wir verkaufen nicht das Land, wo die Asche unsrer Väter ruht.« Endlich pflegen sie sich zur Abreise zu entschließen, und verfolgen auf ihrer Flucht die Elennthiere, die Büffel und die Biber, welche nun gleichfalls sich eine neue Gegend aufsuchen müssen. Daher sagt man, daß nicht die Europäer, sondern der Hunger die Indianer verjagt. Eine glückliche den alten Kasuisten unbekannte Distinction, welche die neueren Lehrer des Völkerrechts entdeckt haben.

Man kann sich die schrecklichen Leiden nicht vorstellen, welche solche erzwungene Auswanderungen zur Folge haben. Im Augenblicke, wo die Indianer ihre alte Heimath verlassen, sind sie schon dem Elend preisgegeben. Die Gegend, von der sie künftig Besitz ergreifen wollen, ist bereits von Völkern besetzt, welchen die Neuangekommenen lästig sind. Hinter ihnen wüthet der Hunger, und vor ihnen der Krieg, und allenthalben Elend. Um endlich so vielen Feinden zu entgehen, theilen sie sich. Jeder sucht sich nun einzeln so gut als mög-

lich zu helfen, und lebt in den Wüsten, wie ein aus dem Schooße der civilisirten Welt Verbannter. Das schon längst in solchen Stämmen geschwächte gesellschaftliche Band zerreißt dann völlig. Sie hatten schon kein Vaterland mehr, und bilden auch bald kein Volk mehr; kaum sind noch einige Familien übrig. Der gemeinschaftliche Name verliert sich, die Sprache wird vergessen, die Spuren des Ursprungs verschwinden. Die Nation hat aufgehört, zu sein; sie lebt nur noch im Andenken der amerikanischen Alterthumsforscher, und ist nur einigen Gelehrten in Europa bekannt.

Der Leser muß nicht glauben, daß meine Schilderung übertrieben sei. Ich habe dieses Elend selbst mit angesehen, und kann es nicht traurig genug schildern.

Am Schlusse des Jahrs 1831 befand ich mich am linken Ufer des Missisippi zu Memphis. Während meines dortigen Aufenthalts kam dahin ein zahlreicher Trupp von Chactas, wie solche die Franzosen in Louisiana nennen. Diese Wilden verließen ihr Land, und wollten nach dem rechten Ufer des Missisippi übergehen, wo sie eine ihnen von der amerikanischen Regierung versprochene Zuflucht zu finden hofften. Es war damals in der stärksten Winterkälte, und der Frost von ungewöhnlicher Heftigkeit. Der Schnee war hart gefroren, und der Fluß voll Treibeis. Die Indianer führten ihre Familien mit sich, mit Verwundeten, Kranken, neugebornen Kindern, und Greisen, welche zu sterben im Begriff waren. Sie hatten weder Gezelte, noch Wagen, sondern nur etwas Lebensmittel und Waffen. Ich sah, wie sie sich einschifften, um den Missisippi zu passiren. Niemals werde ich das feierliche Schauspiel vergessen. Man hörte kein Schluchzen oder Klagen, aber sie schwiegen. Ihr Unglück war alt, und sie fühlten, daß es unheilbar war. Schon hatten alle Indianer das sie abführende Schiff betreten. Ihre Hunde waren aber noch am andern Ufer. Als nun diese sahen, daß ihre Herren abfuhren, so fiengen sie an schrecklich zu heulen, alle stürzten sich in das eisige Wasser, und schwammen ihren Herren nach.

Die Versetzung der Indianer geht oft in unsern Tagen gesetzlicher und regelmäßiger vor sich.

Wenn die Bevölkerung der Weißen anfängt, sich der Wüste

zu nähern, die ein wildes Volk bewohnt, so schickt die Bundesregierung gemeiniglich an solches eine feierliche Gesandschaft. Die Weißen versammeln die Indianer in einer großen Ebene, und nachdem sie mit ihnen gegessen und getrunken haben, stellen sie den Wilden folgendes vor. »Was macht ihr im Lande eurer Väter? Bald werdet ihr ihre Knochen ausgraben müssen, um zu leben. Worin ist die von Euch bewohnte Gegend besser als eine andere? Gibt es nur da, wo ihr euch befindet, Wald, Moräste und Wiesen, und kennet ihr nur unter einer Sonne leben? Jenseits der Berge, welche ihr am Horizont sehet, jenseits des Sees, der im Westen euer Gebiet berührt, trifft man viele Gegenden mit vielem Wilde an. Verkauft uns euer Land, und lebt in jener Gegend glücklicher.« Nach solcher Rede breitet man vor den Augen der Wilden Feuergewehre, wollene Kleidungsstücke, Branntweinfässer, Halsbänder von Glasperlen, Armbänder von Zinn, Ohrgehänge und Spiegel aus. Der oft erwähnte Bericht erzählt: »Wenn die Indianer am Orte der Verhandlung ankommen, so sind sie arm und fast nackend. Dort sehen sie in Menge Gegenstände, welche für sie Werth haben, und welche die amerikanischen Handelsleute mitgebracht haben. Die Frauen und die Kinder sind am begierigsten auf die schönen Sachen und fangen an, die Männer zu plagen durch ungestüme Forderungen, und suchen den Schluß des Landverkaufs zu vermitteln. Die Indianer sind gewöhnlich zu Handlungen künftiger nachtheiliger Folgen für sie leicht zu verlocken, denn der Wilde ist nicht Herr über seine Leidenschaften und befriedigt gern unmittelbar seine Bedürfnisse, und ein gegenwärtiges Verlangen. Vergeblich würde man den Indianer zu einem solchen Verkauf bestimmen, sei es auch nur eines Theils seines Gebiets, wenn man nicht im Stande wäre, auf der Stelle manche seiner Bedürfnisse zu befriedigen. Wenn man die Lage dieser Unglücklichen unpartheiisch erwägt, so wundert man sich nicht über ihren Eifer, einige Erleichterung ihrer Leiden schnell zu erlangen.« Wenn die Indianer beim Anblick solcher Reichthümer noch sich bedenken, so gibt man ihnen zu verstehen, daß sie die verlangte Zustimmung nicht versagen können, und daß die Regierung bald nicht mehr im Stande sein wird, sie beim

ferneren Genuß ihres Rechts zu beschützen. Was sollen sie nun thun? Halb freiwillig, halb gezwungen, räumen die Wilden ein, daß sie weiter ziehen wollen, und gehen nach neuen Wüsten, wo man sie nicht 10 Jahre in Ruhe lassen wird. So erwarben die Amerikaner um geringen Preiß ganze Provinzen, welche die reichsten Souveraine in Europa nicht würden bezahlen können.

Am 19. Mai 1830 übersicherte Herr Everett der amerikanischen Repräsentantenkammer, daß die Amerikaner bereits durch Tractate im Osten und Westen des Missisippi 230 Millionen Acker erworben hätte.

Im Jahre 1808 verließen die Osagen den Weißen 48 Millionen Acker für eine Rente von 1000 Dollars. Im Jahre 1818 die Quapaws 29 Millionen Acker für 4000 Dollars Rente. 1 Million Acker behielten sie sich zur Jagd vor, und man hatte geschworen, daß man ihnen solche lassen würde, aber bald nahm man ihnen auch diesen Jagddistrict. Herr Bell, Berichtserstatter des Comité der indischen Angelegenheiten beim Congresse, sagte hierüber 1830 Februar 24. folgendes: »Um uns die Wüsten zuzueignen, auf welche die Indianer Anspruch machen, sind wir gewohnt, den Stämmen der Wilden ihr Land erst dann abzukaufen, wenn das Wild daselbst bereits schon vernichtet ist. Es ist nützlicher, aber gewiß auch der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit angemessener, so zu handeln, als sich mit bewaffneter Hand der Gebiete der Wilden zu bemächtigen.

Die Gewohnheit, den Wilden ihr Nationaleigenthum abzukaufen, ist also eine neue Erwerbungsart, welche die Menschlichkeit und eigner Vortheil der Gewalt substituirten. Auf solche Art gelangen wir doch zur Herrschaft über die Länder, die wir als Entdecker in Anspruch nehmen, und welche uns das Recht der civilisirten Völker zuspricht, uns auf dem Gebiete auszubreiten, welches die wilden Völker besessen haben.

Manche Ursachen haben nicht aufgehört, in den Augen der Indianer den Werth ihres Bodens zu verringern, und deßwegen haben sie uns solche gern verkauft. Dieses Recht, den Wilden ihr Besitzrecht abzukaufen, hat also niemals merklich den Wohlstand der vereinigten Staaten aufgehalten.« Gesetzgebungsurkunden des 21sten Congresses Nr. 227. S. 6.

Ich habe die großen Leiden der Indianer geschildert, und füge nun hinzu, daß sie mir unheilbar scheinen, da die indianische Raçe in Nordamerika auszusterben bestimmt zu sein scheint, seit dem Tage, da sich der erste Europäer am Ufer des stillen Meeres niederließ. Dies ist auch die Meinung fast aller amerikanischen Staatsmänner.

Herr Caß sagte hierüber im Congreß: »man darf eine steigende Abnahme der Zahl der Indianer bis zu ihrem gänzlichen Aussterben annehmen. Sollte dies nicht statt finden, so müßten wir aufhören, unser Gebiet immer weiter auszubreiten, oder die Wilden müßten sich ansäßig machen, wie wir, oder unsre Beziehungen zu ihnen sich durchaus ändern, was sich vernünftigerweise kaum erwarten läßt.

Die Indianer Nordamerikas konnten sich nur von ihrem Untergange erretten durch glücklichen Krieg oder durch ihre Civilisation, d. h. sie mußten entweder die Europäer vernichten, oder den Europäern gleich werden.

Als die europäischen Kolonieen entstanden, war ihnen das erstere möglich, wenn sie ihre Kräfte vereinigt hätten, um die gelandete geringe Anzahl der Fremden zu überwältigen. Mehreremal haben sie dies versucht, und waren auch auf dem Punct, ihr Ziel zu erreichen, z. B. im Kriege der Wampanoags und der verbündeten Stämme wider die Kolonisten in Neuengland, unter Metacoms Anführung im Jahre 1675 und im Jahre 1622 in Virginien. Jetzt ist das Mißverhältniß selbst ihrer verbündeten Stämme zu groß, um je an eine solche Unternehmung zu denken. Doch erheben sich unter diesen Wilden noch jetzt genialische Köpfe, welche sich bestreben, ihre Landsleute verschiedener Stämme zum gemeinschaftlichen Haß wider die Weißen zu bestimmen, aber ihr Bemühen ist machtlos. Die den Weißen benachbarten Stämme sind schon viel zu schwach zu einem kräftigen Widerstande. Die entfernten Stämme denken sich die künftige Nachbarschaft der Europäer nicht für möglich, denn den darin kindischen Indianer fehlt jedes Vorausſehen in ferne Zeiten, und er erwartet ruhig die Gefahr. Die nahen Stämme haben nicht Macht genug, um feindlich zu handeln, indeß die andern den Beistand den Nachbaren verweigern.

Es läßt sich leicht voraussehen, daß die Indianer sich niemals werden civilisiren wollen, oder daß sie es zu spät versuchen werden, wenn es nicht mehr Zeit ist.

Die Civilisation ist das Resultat langer Anstrengungen in einem geselligen Leben vieler nahe bei einander wohnenden Menschen, und die aussterbenden Geschlechter vermachen sie ihren Nachkommen. Die von der Jagd lebenden Völker gewöhnen sich daran am schwersten. Die Hirtenvölker wechseln zwar auch ihren Aufenthalt, befolgen aber in ihren Wanderungen stets einen regelmäßigen Gang, und kommen dahin zurück, wo sie freilich nur eine Zeitlang lebten. Die Wohnung der Jäger wechselt so oft, als das Lager der von ihnen verfolgten Thiere.

Mehreremal bemühete man sich, unter den Indianern mehr Licht zu verbreiten, ohne ihre herumschweifende Lebensweise abändern zu wollen. Die Jesuiten unternahmen dies in Kanada, und die Puritaner in Neuengland, nach Charlevois Geschichte von Neufrankreich, und den erbaulichen Briefen. Aber alle Versuche bewirkten nichts dauerhaftes. Die Civilisation entstand in den Hütten, und starb in den Wäldern. Der große Fehler dieser Gesetzgeber für die Indianer war, daß sie nicht die Nothwendigkeit begriffen hatten, ein zu civilisirendes Volk vorher seßhaft zu machen; man vernachlässigte, die Indianer vor allem erst zur Garten- und Feldbestellung zu gewöhnen. Die Indianer sind indeß zu einer solchen Lebensart schwer zu gewöhnen, denn die Jäger ziehen das müßige Leben voll Abentheuer der beständigen und regelmäßigen Feldarbeit vor. Man kann dies selbst im Schooße civilisirter Staaten wahrnehmen, aber noch sichtbarer ist es unter wilden Jagdvölkern. Die eingebornen wilden Nordamerikaner betrachten das Arbeiten nicht allein als ein Uebel, sondern auch als eine Schande, und ihr Stolz kämpft fast eben so hartnäckig, als ihre Faulheit, wider die Civilisation. »In allen Stämmen,« sagt Volney in seinem Gemälde der vereinigten Staaten S. 423. »ist noch ein Geschlecht der alten Krieger vorhanden, welches über die Verachtung der alten Sitten Klage führt, und behauptet, daß die Wilden ihr Sinken nur den Neuerungen verdanken, und daß es hinreichend sei, um ihren Ruhm und ihre Macht wieder herzustellen, zu ihren alten Sitten wieder zurückzukehren.

Es gibt keinen noch so elenden Indianer, welcher nicht einen übertriebenen Begriff von seiner persönlichen Tapferkeit hat. Er betrachtet die Arbeiten des Gewerbfleißes als etwas Erniedrigendes, und vergleicht einen Landmann mit einem Ochsen, welcher den Pflug zieht, und in jeder unsrer Künste sieht er nur Sclavenarbeit. Freilich hat er eine hohe Idee von der Macht der Weißen und von der Größe ihres Verstandes; wenn er aber das Resultat unsrer Anstrengungen bewundert, so verachtet er doch die Mittel, wodurch wir solches erlangen, und bei aller Anerkennung unsrer Ueberlegenheit glaubt er doch, über uns zu stehen. Nur die Jagd und der Krieg scheinen ihm würdige Beschäftigungen eines Indianers. Folgendes Gemälde liefert ein amtliches Zeugniß. »Bis ein junger Wilder mit einem Feinde handgemein wurde, und sich tapferer Thaten rühmen kann, hat man für ihn keine Achtung, und betrachtet ihn fast als ein Weib. Bei ihren großen Kriegstänzen schlagen sie an einen eingerammten Pfahl, und erzählen ihre Thaten. Ihre Zuhörer sind des Erzählers Verwandte, Freunde und Kriegsgefährten. Der tiefe Eindruck, welchen solche Sagen hervorbringen, bewirkt eine vollkommene Stille, womit man den Redner anhört, und hernach den rauschenden Beifall am Ende der Erzählung. Der junge Mann, welcher in solchen Gesellschaften nichts von sich erzählen kann, betrachtet sich als sehr unglücklich, und man hat Beispiele, daß junge Krieger, deren Leidenschaft zum Ruhm auf solche Art hochgestimmt worden war, sich plötzlich vom Tanzplatze entfernten und sich allein davon machten, um zeigbare Siegeszeichen heim zu führen und rühmliche Kriegsthaten von sich erzählen zu können.«

Der Indianer, mitten im Elende seiner Wälder, hegt die nämlichen Begriffe und Meinungen, wie der Edelmann in seinen Burgen des Mittelalters, und wenn er Eroberer werden könnte, so würde er ihm völlig gleichen. Also trifft man Europas veraltete Vorurtheile seltsamerweise in den Wäldern der neuen Welt wieder an, aber nicht unter den ihre Ufer bevölkernden Europäern.

Wenn ich die Aehnlichkeit wahrnehme zwischen den politischen Einrichtungen unsrer Väter, der Deutschen, und denjenigen

der in Nordamerika umherstreifenden Stämme, zwischen den von Tacitus dargestellten Gebräuchen der Deutschen, und denjenigen, von denen ich in Nordamerika bisweilen Zeuge war, so kann ich mich nicht des Gedankens enthalten, daß in beiden Halbkugeln die nämliche Ursache die nämlichen Wirkungen hervorbrachte, und daß mitten bei aller scheinbaren Verschiedenheit der Vorgänge es nicht unmöglich ist, wenige hervorbringende Thatsachen zu entdecken, aus welchen sich hernach alles übrige herleiten läßt. In dem, was wir deutsche Verfassungen nennen, bin ich daher geneigt, nichts zu sehen, als Gewohnheiten eines barbarischen Volks, und in der Meinung der nordamerikanischen Wilden nichts als das, was wir Lehensvorurtheile zu nennen pflegen.

So groß die Mängel und die Vorurtheile sein mögen, welche die nordamerikanischen Wilden abhalten, Landleute und civilisirt zu werden, so zwingt sie doch bisweilen die Nothwendigkeit dazu.

Mehrere beträchtliche Nationen des Südens, und unter andern die Cherokesen und die Creeks in den Staaten Georgien, Tenessee, Alabama und Missisippi sind gleichsam durch die Europäer eingeschlossen worden, welche am Ufer des atlantischen Meeres am Nieder-Ohio und Ober-Missisippi Niederlassungen anlegten. Mit den Ueberbleibseln der Choktaws und der Chikasaws bildeten sie noch im Jahre 1830 75,000 Seelen, und man rechnet, daß die Zahl aller Indianer im Gebiete der Freistaaten, welches diese besitzen oder in Anspruch nehmen, nach den Acten des indianischen Geschäftscomptoirs in Newyork ungefähr 300,000 Indianer, oder nach den amtlich dem Congreß übergebenen Tabellen sogar 313,130 Köpfe betragen. Die Namen und die Volkszahl aller Stämme, welche das Gebiet der Union bewohnen, findet man in den Gesetzgebungsdokumenten des 20sten Congresses Nr. 117. S. 90 bis 105. Man hat sie nicht, wie die nördlicheren Stämme, von einer Gegend in die andere verjagt, aber allmählig in zu enge Gränzen eingeschlossen, nach der Weise der Jäger, welche zuerst ein Dickigt von allen Seiten umschließen, ehe sie in solches gemeinschaftlich eindringen. Die zwischen der Civilisation und dem Tode eingeschlossenen Indianer mußten nun wie die Wei-

ßen, so ungern sie sich auch dazu entschlossen, von der Feldarbeit leben, und ohne ihre Gewohnheiten und Sitten gänzlich aufzugeben, opfern sie nur das Nöthige auf, um ihren Unterhalt zu sichern.

Noch weiter gingen die Cherokesen, welche eine schriftliche Sprache schufen und eine ziemlich feste Regierung einführten, und da in der neuen Welt alles sehr eilig geht, so hatten sie eher eine Zeitschrift, von der ich ein paar Exemplare mitbrachte, als Kleider. Gar sehr beförderte diese Civilisation die Anwesenheit der Metis. Nach dem Bericht der Commission der indianischen Angelegenheiten des 21sten Congresses Nr. 227. rührte die Menge der Metis von folgendem Vorgange her. Während des Freiheitskrieges hatten viele Georgier für Großbritannien Dienste genommen, und als die Parthei der insurgirten Mitbürger siegte, waren diese Loyalisten genöthigt, sich zu den Cherokesen u. s. w. zu flüchten, unter denen sie sich verheiratheten. Diese Metis nahmen nun an den Kenntnissen ihrer Väter Theil, ohne gänzlich die wilden Sitten der mütterlichen Ahnen aufzugeben, und bildeten daher das natürliche Band zwischen der Civilisation und der Barbarei. Allenthalben, wo die Metis sich vermehrt haben, sah man, daß die Wilden ihren Gesellschaftszustand und ihre Sitten veränderten, aber bei ihrer geringen Anzahl haben sie in Nordamerika weniger als anderswo für die Civilisation gewirkt.

Zwei große europäische Völker haben auf solche Art den amerikanischen Continent bevölkert, nämlich die Franzosen und die Engländer. Die ersteren gingen mit dem Beispiel voran, indem sie Töchter der Eingebornen heiratheten, aber es war ein Unglück, daß sich zwischen ihrem Charakter und dem der Wilden manche Aehnlichkeit fand. Statt den Wilden den Geschmack und die Gewohnheiten des civilisirten Lebens beizubringen, hingen sie oft leidenschaftlich an dem wilden Leben, sie wurden die gefährlichsten Bewohner der Wüsten, und eroberten die Freundschaft der Indianer, indem sie solche in Lastern und in Tugenden überboten. Herr v. Senonville, Statthalter in Kanada, schrieb an Ludwig XIV. im Jahre 1685: »Man hat lange geglaubt, daß es nöthig sei, die Wilden uns anzuschließen, um sie zu Franzosen zu machen, jetzt aber erfahren,

daß man sich betrogen hat. Diejenigen, die sich uns anschlossen, sind keine Franzosen geworden, und die Franzosen, welche sie an sich zu ködern verstanden, sind Wilde geworden; sie kleiden sich und leben wie die Wilden.« Geschichte Neufrankreichs von Charlevoix Bd. 2, S. 345.

Die Engländer im Gegentheil beharrten hartnäckig bei den Gebräuchen, Meinungen und kleinsten Gewohnheiten ihrer Väter, und blieben mitten in den amerikanischen Wildnissen, was sie im Schooße der europäischen Städte gewesen waren. Sie wollten mit den von ihnen verachteten Wilden keine Verbindungen eingehen, und vermieden sorgfältig, in der Ehe ihr Blut mit dem der Barbaren zu vermischen.

Der Franzose vermochte oder wollte also keinen heilsamen Einfluß auf die Indianer ergreifen, und der Engländer blieb den Indianern stets fremd.

Die bei den Cherokesen gewonnene Civilisation beweist also, daß die Indianer sich civilisiren können, aber keineswegs, daß sie es überall wollen werden. Diese Schwierigkeit für dieselben, die Civilisation anzunehmen, entspringt aus einer allgemeinen Ursache, welcher sie sich fast unmöglich entziehen können.

Wirft man einen aufmerksamen Blick auf die Geschichte, so bleibt es die allgemeine Regel, daß die barbarischen Völker sich allmählig selbst höher gestellt haben, und auf diesem Wege zur Civilisation gelangten. Wenn es ihnen begegnete, bei einem fremden Volke Licht zu schöpfen, so pflegten sich solche im Verhältniß der Sieger über die Besiegten zu stellen.

Wenn das besiegte, eroberte Volk aufgeklärt ist, und das erobernde Volk ein halb wildes, wie bei der Wanderung der nordischen Völker ins römische Reich, oder der Mongolen nach China der Fall war, so pflegt sich der Sieger dem civilisirteren Besiegten gleich zu halten, bis es ihm gelingt, in der Benutzung der Civilisation als wirklicher Nebenbuhler aufzutreten. Das eine Volk stützt sich auf seine Kraft, das andere auf seinen Verstand. Der Barbar bewundert die Wissenschaft und die Künste des Besiegten, und der Letztere beneidet die Macht der Sieger. Am Ende führen die Barbaren die civi-

lisirten Menschen in ihre Paläste ein, und die anderen öffnen ihre Schulen den Kindern der Barbaren. Wenn aber derjenige, welcher die materielle Macht besitzt, zu gleicher Zeit des geistigen Uebergewichts genießt, so civilisirt sich selten der Besiegte, er zieht sich zurück, oder wird vernichtet.

So kann man im Allgemeinen sagen, daß die Wilden das Licht der Aufklärung mit den Waffen in der Hand suchen, daß sie es aber nicht empfangen.

Wenn die indianischen Stämme mitten in Amerika in sich selbst Trieb und Nothwendigkeit spürten, sich civilisiren zu müssen, so würde ihnen dies vielleicht gelingen. Dadurch würden sie den sie umgebenden barbarischen Völkern überlegen werden, allmählig Kraft und Erfahrung annehmen, und erschienen dann endlich die Europäer an ihren Gränzen, so würden sie im Stande sein, wenn auch nicht ihre Unabhängigkeit zu behaupten, doch wenigstens ihr Eigenthumrecht des Bodens zu behaupten, und sich mit den Siegern in ein Volk zu verwandeln. Aber das Unglück der dortigen Wilden war, daß sie gerade mit dem civilisirten und dem habgierigsten Volke in Berührung gelangten. Sie blieben daher halbe Barbaren, und fanden in denen, welche sie unterrichten wollten, Herren, und empfingen zu gleicher Zeit Unterdrückung und Einsichten.

Der im Schooße der Freiheit der Wälder lebende Amerikaner war elend, glaubte aber nicht niedriger zu stehen, als irgend ein Andrer. Sobald er aber in die gesellschaftliche Hierarchie der Weißen sich aufnehmen lassen wollte, konnte er nur den letzten Platz erlangen, weil er unwissend und arm in eine Gesellschaft eintrat, worin Wissenschaft und Reichthum herrschten. Nachdem er ein bewegtes Leben voller Mühseligkeiten und Gefahren, zugleich aber im Selbstgefühl seiner Größe, geführt hatte, sollte er sich zu einer dunkeln, einförmigen und niedrigen Stellung hergeben.

Im abentheuerlichen Leben der Jägervölker liegt ein gewisser unwiderstehlicher Reiz, welcher das Herz des Menschen ergreift, und ihn trotz Vernunft und Erfahrung hinreißt. Man kann sich von dieser Erfahrung aus Tanners Denkwürdigkeiten belehren. Tanner ist ein Europäer, der im sechs-

jährigen Alter von den Indianern geraubt wurde, und 30 Jahre lang bei ihnen in den Wäldern blieb. Man kann nichts scheußlicheres erleben, als das von ihm beschriebene Elend. Er zeigt uns die Stämme ohne Häupter, die Familien ohne Nationen, einzelne Menschen, und die verstümmelten Trümmer einst mächtiger Stämme, wie sie Zufall mitten im Eise und in den einsamen Wüsten Kanadas herumirren läßt. Hunger und Kälte verfolgten sie. Täglich scheint ihnen das Leben entfliehen zu wollen. Bei ihnen haben die Sitten die Herrschaft verloren. Die Tradition übt keine Gewalt mehr über sie aus. Die Menschen werden in der Noth immer barbarischer. Tanner theilt alle diese Leiden, er weiß, daß er ein geborner Europäer ist; keine Gewalt zwingt ihn, bei den Wilden zu bleiben, im Gegentheil treibt er jährlich mit den Weißen Handelsverkehr, lebt in ihren Häusern, und sieht ihren Wohlstand. Er weiß, daß, sobald er das Leben unter den Wilden aufgeben will, er leicht bessere Tage wieder erlangen kann, und doch bleibt er bei ihnen. Als er endlich zu den civilisirten Menschen wieder zurückkehrt, gesteht er, daß er bei allem früher empfundene Elend in solchem einen unbeschreiblichen Reiz fand. Nur mit Kummer entzieht er sich so vielem Uebel. Er kommt oft wieder darauf zurück, nachdem er es aufgegeben hat, und als er sich endlich mitten unter den Weißen niederläßt, weigern sich mehrere seiner Kinder, mit ihm Ruhe und Wohlstand zu theilen.

Als ich Tanner am Eingange des Obersees antraf, schien er mir noch immer mehr ein Wilder, als ein civilisirter Mensch zu sein. Seinem Werke fehlt weder Ordnung, noch Geschmack, aber ohne daß es der Verfasser selbst weiß, liefert er eine lebendige Schilderung der Vorurtheile, Leidenschaften und Laster, und besonders des Elends derjenigen, unter denen er gelebt hat.

Der Vicomte Ernest de Blosseville, Verfasser einer trefflichen Schrift über die englischen Strafcolonieen, übersetzte Tanners Denkwürdigkeiten, und wird sie nächstens erscheinen lassen. Er fügte der Uebersetzung sehr lehrreiche Noten hinzu, welche dem Leser erlauben werden, die von Tanner erzählten Thatsachen mit vielen anderen früheren, älteren und neueren Beobachtern zu vergleichen. Alle diejenigen, welche der gegen-

wärtige Zustand und das künftige Schicksal der Indianer-Raçe in Nordamerika kennen zu lernen wünschen, dürfen die baldige Erscheinung des Werks des Herrn v. Blosseville erwarten.

Im Auge der Indianer bietet die gepriesene Civilisation der Europäer dem Wilden nur saure Arbeit für das Brod an, das er in Schande genießt, und in seinen Augen ist dies das einzige Resultat für den, welcher den Stand eines Wilden aufgibt, und dies zu erlangen, ist er nicht einmal immer gewiß.

Wenn die Indianer es unternehmen, mit Nachahmung der Europäer, ihrer Nachbarn, wie solche die Erde anzubauen, finden sie sich sogleich' der Wirkung einer traurigen Concurrenz ausgesetzt. Der Weiße ist Herr der Kunst des Ackerbaues, und der Indianer wagt solchen mit aller Unkunde der mög-lichen Vortheile. Der Weiße gewinnt ohne viele Mühe große Ernten, der Andere gewinnt nur kleine Ernten mit mehr Arbeit.

Der Weiße lebt mitten in einer Bevölkerung, deren Bedürfnisse er kennt und theilt. Der Wilde lebt aber mitten in einem feindlichen Volke, dessen Sprache und Gesetze er unvollständig kennt, und doch die Kenntniß beider mit Nachtheil entbehrt. Nur im Tausche seiner Producte kann der Wilde zum Wohlstand gelangen, denn seine Landsleute werden ihm nur eine schwache Hülfe leisten.

Wenn der Indianer die Früchte seiner Arbeiten verkaufen will, so findet er nicht immer einen Käufer, den der Weiße so leicht findet, und doch kann der Wilde seine Erzeugnisse nur mit vieler Mühe und schweren Kosten, und der Weiße viel wohlfeiler kaufen.

Der Indianer hat sich also nur den Uebeln entzogen, denen die barbarischen Völker ausgesetzt sind, um sich dem größeren Elende der policirten Völker auszusetzen, und findet fast eben so viele Schwierigkeiten im Schooße unsers Ueberflusses, als in der Mitte seiner Wälder zu leben.

Doch sind bei ihm die Gewohnheiten des herumirrenden Lebens noch nicht zerstört. Die Traditionen haben noch nicht ihr Reich verloren. Die Freude an der Jagd ist noch nicht

vertilgt worden. Die wilden Freuden, welche er vormals in den Wäldern empfand, mahlen sich noch mit lebhaften Farben in seiner verwirrten Einbildungskraft. Es scheinen ihm die dabei empfundenen Entbehrungen weniger schrecklich, und die ihm begegneten Gefahren weniger groß. Die Unabhängigkeit, welche er unter seines Gleichen genoß, ist ein reizendes Gegenbild der knechtischen Stellung in einer civilisirten Staatsgesellschaft.

Von der andern Seite ist die Einsamkeit, in welcher er lange frei gelebt hat, noch immer in seiner Nähe, und in einigen Stunden kann er sich wieder darin befinden. Für das halb urbar gemachte Feld, von welchem er sich kaum ernähren kann, bieten ihm die Weißen einen Preiß, der ihm hoch scheint. Vielleicht kann er mit dem Gelde, was ihm die Weißen anbieten, weit von ihnen glücklich und ruhig leben. Er verläßt den Pflug, ergreift wieder seine Waffen, und kehrt für immer in die Wüste zurück.

Dieser zerstörende Einfluß, welchen die civilisirten Völker stets auf die weniger civilisirten ausüben, ist selbst unter den Europäern wahrzunehmen. Die Franzosen hatten vor einem Jahrhundert mitten in der Wüste die Stadt Vincennes am Fuß Wabash erbauet, und lebten daselbst in großem Ueberfluß bis zur Ankunft der Ausgewanderten aus den Freistaaten. Diese fiengen damit an, mit den alten Einwohnern in Concurrenz zu treten, und kauften ihnen hernach ihre Landgüter um niedrige Preise ab. Als Herr v. Volney, dem ich diese Erzählung entnehme, Vincennes besuchte, befanden sich daselbst nur noch hundert Franzosen, welche auch noch nach Kanada oder Louisiana auswandern wollten. Diese Franzosen waren brave Leute, aber ohne Einsichten und ohne Gewerbfleiß, und hatten manche Gewohnheiten der Wilden angenommen. Die Amerikaner, welche vielleicht dem moralischen Werthe der Franzosen nachstehen mochten, besaßen weit mehr Verstandeskenntnisse, sie waren gewerbfleißig, wohlunterrichtet, reich, und gewohnt, sich selbst zu regieren.

Ich sah selbst in Kanada, wo die Verschiedenheit der Benutzung des Verstandes zwischen den beiden Völkern weit weniger scharf ist, den Engländer als Herrn des Handels

und der Industrie, wie er sich nach allen Seiten ausbreitete und die Franzosen in enge Gränzen einschloß.

Eben so liegt in Louisiana fast die ganze Thätigkeit im Handel und in der Industrie in der Hand der englischen Amerikaner.

Ein noch auffallenderes Beispiel bietet die Provinz Texas dar. Solche ist bekanntlich ein Theil der mexikanischen Republik, und bildet die Gränze gegen die vereinigten Staaten. Seit einigen Jahren dringen die englischen Amerikaner einzeln in diese noch schlecht bevölkerte Provinz, kaufen dort Landgüter, bemächtigen sich des Gewerbefleißes, und verdrängen die ursprüngliche Bevölkerung. Man kann voraussehen, daß, wenn Mexiko nicht eilt, diese zahlreiche Einwanderung von Ausländern zu hemmen, es Texas bald verlieren wird. Wenn einige verhältnißmäßig kaum merkliche Verschiedenheiten in der europäischen Civilisation schon eine solche Wirkung zeigen, so kann man leicht begreifen, was begegnen muß, wenn die höchste Civilisation in Europa mit indianischer Barbarei in Berührung kommt.

Das, was bei den Creeks und Cherokesen geschehen ist, bestätigt die Wahrheit dessen, was ich früher gesagt habe.

Die Indianer haben in dem wenigen, was sie gethan haben, gewiß eben so viel natürlichen Verstand gezeigt, als die Völker von Europa in ihren kühnsten Unternehmungen, aber die Nationen wie die Menschen bedürfen Zeit, um zu lernen, selbst bei vielem Verstande und günstigen Anlagen.

Indeß diese beiden wilden Völker arbeiteten, um sich zu civilisiren, fuhren die Weißen fort, sie von allen Seiten zu umzingeln und einzuschränken. Jetzt sind die beiden Raçen in näheren Verkehr mit einander getreten. Der Indianer ist schon seinem Vater, dem Wilden, überlegen, steht aber noch viel niedriger, als sein Nachbar, der Weiße. Mit Hülfe ihrer Einsichten und ihres Reichthums haben die Europäer nicht gezögert, sich die meisten Vortheile zuzueignen, welche der Besitz des Bodens den Eingebornen verschaffen kann. Sie haben sich mitten unter solchen niedergelassen, und sich des Landes bemächtigt, oder dasselbe um niedrigen Preis gekauft, auch sie

durch die Concurrenz ruinirt, welche den Eingebornen durchaus nachtheilig war. Vereinzelt in ihrem eigenen Lande, haben die Indianer nur eine kleine Gesellschaft von lästigen Ausländern in der Mitte eines zahlreichen und herrschsüchtigen Volks gebildet.

Man lese die Gesetzgebungsdocumente des 21sten Congresses Nr. 89, welche Ausschreitungen jeder Art die weiße Bevölkerung auf dem Gebiete der Indianer begangen hatten. Bald siedelten sich die Weißen auf dem Boden der Indianer an, als wenn sonst nirgends Land vorhanden gewesen wäre, und die Truppen des Congresses müssen sie erst wieder verjagen. Bald raubten sie das Vieh der Indianer, verbrannten ihre Häuser, mäheten das Getreide der Eingebornen ab, oder mißhandelten solche persönlich.

Aus allen diesen Actenstücken erhellet, daß überall die Weißen Gewaltthätigkeit wider die Indianer ausüben. Die Union unterhält bei den Wilden gewöhnlich einen die Union repräsentirenden Agenten. Der Bericht des Unionsagenten bei den Cherokesen ist hier angelegt, und seine Sprache fast immer den Cherokesen günstig (S. 12). »Das Eindringen der Weißen auf das Gebiet der Cherokesen wird den Ruin der alten Bewohner veranlassen, welche daselbst in Armuth leben, aber Niemand Leides zufügen.« Weiterhin sieht man, daß der Staat Georgien, welcher die Gränzen der Cherokesen einschränken wollte, und neue Gränzen ihnen steckte, nach der Bemerkung des Bundes-Agenten bei der neuen Gränz-Regulierung die Cherokesen nicht mit zuzog, also nur ganz ungesetzliche Feststellung der Gränzen vornahm.

Washington hatte in einer seiner Botschaften an den Congreß gesagt: »Wir sind erleuchteter und mächtiger, als die indianischen Völker, wir müssen es uns also zur Ehre rechnen, sie mit Güte und selbst mit Großmuth zu behandeln.« Allein diese edle und tugendhafte Politik hat man nach seinem Ableben nicht befolgt.

Zu der Habgier kommt gemeiniglich noch die Tyrannei der Regierung. Obgleich die Cherokesen und die Creeks noch auf dem nämlichen Boden wohnen, welchen ihre Vorfahren vor der Landung der Europäer in Amerika besaßen, obgleich

der Staat oft mit ihnen wie mit einem unabhängigen Volke unterhandelt hat, so haben doch die Staaten, zwischen denen ihr Gebiet liegt, dieses Volk nicht unabhängig gelten lassen wollen, und unterwerfen diese kaum aus den Wäldern hervorgegangenen Menschen ihren Magistraten und Gesetzen.

Im Jahre 1829 theilte der Staat Alabama das Gebiet der Creeks in Grafschaften, und unterwarf die indianische Bevölkerung europäischen Magistraten.

Im Jahre 1830 stellte der Staat Missisippi die Chaclaws und die Chiekasas den Weißen gleich, und erklärte, daß diejenigen unter ihnen, welche den Titel Häuptling annehmen würden, mit 1000 Dollar Geld, und ein Jahr Gefängnißstrafe belegt werden sollten.

Als ferner dieser Staat auf solche Art seine Gesetze auf die in den Gränzen des Staats wohnenden Chaclaws ausdehnte, versammleten sie sich. Ihr Haupt erklärte ihnen die Absichten der Weißen, und las ihnen die Gesetze vor, denen sie sich unterwerfen sollten. Die Wilden erklärten einstimmig, daß es besser sei, sich von neuem in die Wüsten zu begeben. (Missisippi Blätter).

Das Elend hatte diese Indianer zur Civilisation hingerissen, die Unterdrückung stieß sie wieder in die vorige Barbarei zurück. Viele von ihnen, indem sie ihre halb urbar gemachten Felder verließen, gingen wieder zu den Gewohnheiten ihres wilden Lebens zurück.

Wenn man die tyrannischen Maaßregeln der Gesetzgeber in den südlichen Staaten, das Betragen der Statthalter und die Acten ihrer Tribunäle aufmerksam betrachtet, so überzeugt man sich leicht, daß ihr Trachten dahin geht, die Indianer völlig aus ihren Gränzen zu vertreiben. Die Amerikaner in diesem Theil der Union gönnen den Eingebornen nicht mehr die Ländereien, welche sie nach den Tractaten besitzen.

Die Georgier, welche so sehr durch die Nachbarschaft der Wilden beschränkt zu sein behaupten, zählen nur 7 Köpfe auf der französischen Geviertmeile, auf welcher in Frankreich 162 leben. Sie nehmen wahr, daß die Indianer innerhalb ihrer Gränzen noch nicht völlig die Gewohnheiten ihres früheren wilden Lebens abgelegt haben, und ehe die Civilisation sie

völlig seßhaft machte, wollten sie solche zur Verzweiflung bringen, und sie dadurch zur Auswanderung zwingen. *)

Unterdrückt von mehreren Einzelstaaten der Union wandten sich die Creeks und Cherokesen an die Bundesregierung. Diese fühlte wohl, daß den Indianern Unrecht geschehen war; sie wünschte aufrichtig, die noch übrigen Indianer zu retten, und ihnen den freien Besitz des von der Bundesregierung im Jahre 1818 kraft einer Gebietsregulirung garantirten Districts zu erhalten. Als aber die Bundesregierung versuchte, ihre Absicht zu vollziehen, stellten ihr einige Einzelstaaten einen furchtbaren Widerstand entgegen, worauf sie beschloß, lieber einige schon halb vernichtete Indianerstämme auswandern zu lassen, als die amerikanische Union in die Gefahr eines Bürgerkrieges zu setzen.

Als die Bundesregierung nicht vermochte, die Indianer ganz zu beschützen, wollte sie wenigstens ihr Schicksal erleichtern, und versetzte die Indianer auf Kosten der Regierung nach einem neuen Wohnsitz zwischen dem 33sten und 39sten Grad nördlicher Breite am Ober-Arkansas. Er begränzt den mexikanischen Staat, und reicht im Osten nicht bis zum Missisippi, weil dort schon 60,000 englisch-amerikanische Ansiedler wohnen, hat zur Wässerung viele Flüsse und Bäche, ein sanftes Klima und einen fruchtbaren Boden. Man trifft darin nur einige streifende Horden. Ihr eigentlicher Sitz liegt an der mexikanischen Gränze, und ist weit entfernt von den bisherigen Niederlassungen der Amerikaner.

Man versicherte mir am Schlusse des Jahres 1831, daß schon 10,000 Indianer sich am Arkansas niedergelassen hätten, und daß noch täglich mehr hinzukämen. Aber der Congreß hat diese Indianer noch nicht sämmtlich zur Auswanderung bewegen, und deßwegen ihr künftiges Schicksal nicht genau bestimmen können. Einige dieser Indianer sind froh, aus der

---

*) Wenn man erwägt, welche Nachtheile Siebenbürgen und Slavonien durch die Räuber und durch die Auswanderung schlechter Subjecte leiden, unter dem Schutze eines zahlreichen Gränzmilitairs, und dann sich denkt, daß es den Georgiern noch schlimmer gehen mag, so kann man wohl glauben, daß die Georgier die Entfernung der Wilden sich sehr wünschen.

Anmerk. des Uebertragers.

Nähe der Weißen sich entfernen zu können, aber die Aufgeklärteren wollen bleiben, und ihre entstehenden Ernten und neugebaueten Wohnungen nicht aufgeben; sie denken, daß, wenn die bisher fortgehende Civilisation unterbrochen wird, man solche in der neuen Besitzung nicht wieder aufnehmen wird, in einem noch ganz wilden Lande, wo nichts zum Uebergange vom Jagdleben zum Ackerbau ermuntert; auch wissen sie, daß sie am Ober-Arkansas feindliche Stämme antreffen werden. Zum Widerstande wider solche fehlt ihnen die barbarische frühere Thätigkeit und die volle Kraft einer vollendeten Civilisation. Auch fühlen die Indianer das Provisorische ihrer neuen Wohnplätze sehr wohl, denn wer leistet ihnen Gewähr, daß sie auch dort nicht bald Anfechtungen erfahren werden?

In dem mit den Creeks im Jahre 1790 geschlossenen Tractat der Bundesregierung heißt es: »die vereinigten Staaten garantiren feierlich der Nation der Creeks alle im Gebiete der Union besitzende Länder,« und in dem mit den Cherokesen im Jahre 1791 im Julius geschlossenen ähnlichen Tractat: »die vereinigten Staaten garantiren der Nation der Cherokesen alle früher von solchen nicht abgetretenen Länder. Sollte sich ein Bürger der vereinigten Staaten, oder jede andere nicht indianische Einzelperson im Gebiete der Cherokesen niederlassen, so erklären die vereinigten Staaten, daß sie diesem Bürger ihren Schutz entziehen und der Nation der Cherokesen einräumen, ihn nach Belieben zu bestrafen. (Art. 8.)

Jetzt nimmt ihnen zwar kein Einzelstaat ihre Ländereien, aber er leidet, daß seine Bürger nach Gefallen ins Gebiet der Indianer einfallen. In wenigen Jahren wird ohne Zweifel die nämliche Bevölkerung, welche sich um sie herum drängt, ebenfalls in Arkansas das nämliche versuchen. Sie werden dann das nämliche Uebel ohne das nämliche Hülfsmittel erfahren, und wenn ihnen dann am Ende Erde fehlt, so werden sie aussterben müssen.

In der Art, wie die Bundesregierung die Indianer behandelt, herrscht keine solche Habgier und Gewaltthätigkeit, als in der folgereicheren Politik der Einzelstaaten, aber beide Arten der Regierung vollführen das Versprochene nicht ehrlich.

Indem die Einzelstaaten die sogenannte Wohlthat ihrer

Gesetze auch auf die Indianer ausdehnen, rechnen sie darauf, daß sie lieber auswandern, als sich unterwerfen werden, und wenn die Bundesregierung diesen Unglücklichen verspricht, ihnen eine bleibende Zuflucht im Westen zu bereiten, so weiß sie recht gut, daß sie ihnen das nicht versichern kann; so förmlich es ihnen auch im Schreiben des Präsidenten vom 23. März 1829 zugesichert worden ist: »Jenseits des großen Flusses (Missisippi) hat euer Vater ein weites Gebiet zu eurer Aufnahme angewiesen. Dort werden eure Brüder, die Weißen, euch nicht beunruhigen, da sie keine Rechte an euer Land haben. Dort könnt ihr und eure Kinder im Ueberfluß leben, so lange das Gras wachsen und die Flüsse strömen werden. Sie werden stets euer Eigenthum bleiben.«

In einem Briefe des Staatssecretairs im Kriegsdepartement an die Cherokesen vom 18. April 1829 heißt es: »daß sie sich nicht schmeicheln dürften, den Genuß ihres jetzigen Gebiets zu behalten; zugleich gibt er ihnen das nämliche Versprechen für ihr Land jenseits des Missisippi, als wenn die ihm jetzt fehlende Macht ihm nicht auch künftig fehlen würde. Acten des indianischen Geschäftscomptoirs in Newyork S. 5 und 6.

Es zwingen also die Einzelstaaten durch ihre Tyrannei die Wilden zur Flucht. Die Union macht die Flucht leichter durch Versprechungen und angebotene Hülfeleistung. Der Zweck beider Regierungen ist der nämliche, nur ihre Maßregeln sind verschieden. Dies ergibt sich 1) aus den Gesetzen der Einzelstaaten in Hinsicht der Indianer, gesammelt in den Gesetzgebungsdocumenten des 21sten Congresses Nr. 319. 2) aus den Unionsgesetzen über den nämlichen Gegenstand, und besonders über das Gesetz vom 30. März 1802 in Storys Sammlung der Gesetze der vereinigten Staaten. 3) was den jetzigen Zustand der Verhältnisse der Union mit allen indianischen Stämmen betrifft, aus dem Bericht des Kriegs-Staatssecretairs Hrn. Claß vom 19. November 1823.

In ihrer Bittschrift vom 19. November 1829 sagen die Cherokesen folgendes: »durch den Willen unsers himmlischen die Welt regierenden Vaters ist die Race der rothen Menschen in Amerika klein, und die der Weißen groß und berühmt geworden.

Als eure Vorfahren an unseren Küsten ankamen, waren die rothen Menschen stark, und obgleich sie unwissend und wild waren, so nahmen sie doch die Weißen mit Güte auf, und erlaubten solchen, ihre erstarrten Füße auf trocknem Boden auszuruhen. Unsre und eure Väter gaben sich die Hand zum Zeichen der Freundschaft, und lebten in Frieden.

Alles, was die Weißen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse wünschten, erlangten sie von den damaligen Herren, den Indianern; die Weißen waren die Bittenden. Jetzt hat sich das alles verändert; die Macht der rothen Menschen ist Schwäche geworden; so wie die Zahl der Nachbaren wuchs, verminderte sich ihre Macht immer mehr, und jetzt sind von den mächtigen Stämmen, welche vormals die Oberfläche des von euch »vereinigte Staaten« betitelten Gebiets bedeckten, nur kaum noch Reste übrig, welche das allgemeine Unglück verschont hat. Die nordischen Stämme, welche einst wegen ihrer Macht so berühmt waren, sind beinahe gänzlich verschwunden. So erging es den rothen Menschen in Amerika.

Wir sind die letzten unsers Stammes, sollen auch wir aussterben?

Seit undenklicher Zeit gab unser gemeinschaftlicher himmlischer Vater unsern Vorfahren das Land, was wir nun besitzen, und das wir von unsern Vorfahren geerbt haben. Wir haben es mit Ehrfurcht uns erhalten, weil es ihre Asche enthält. Haben wir dieses Erbe jemals abgetreten, oder verloren? Erlaubt uns, daß wir Euch in Demuth fragen: welches bessere Recht kann ein Volk auf ein Land haben, als Erbschaft und Besitz seit undenklicher Zeit? Wir wissen, daß der Staat von Georgien und der Präsident der vereinigten Staaten jetzt behaupten, daß wir dieses Recht verloren haben. Dies scheint uns aber unrichtig zu sein. Wann sollten wir es verloren haben? Welches Verbrechen haben wir begangen, weßwegen wir unsers Vaterlandes beraubt werden könnten. Wirft man uns vor, daß wir unter den Fahnen des Königs von Großbritannien im Unabhängigkeitskriege gefochten haben? Wenn dies unser Verbrechen war, warum erklärtet ihr das nicht im ersten Tractate nach dem Kriege? warum schaltetet ihr damals nicht einen Artikel ein, des Inhalts: die vereinigten Staaten wollen zwar

der Nation der Cherokesen Frieden bewilligen, aber um sie zu strafen, weil sie am Kriege Theil genommen haben, erklären wir, daß man sie künftig als Pächter des Bodens betrachtet, und daß sie sich entfernen sollen, wenn die benachbarten Staaten ihre Entfernung verlangen sollten? Damals konntet ihr solche Sprache führen, aber daran dachte damals Keiner, und niemals würden unsre Väter zu einem Tractat ihre Einwilligung gegeben haben, dessen Resultat die Beraubung ihrer heiligsten Rechte, und die Entziehung ihres Landes gewesen wäre.«

Dies ist die freimüthige Sprache der Indianer; was sie reden, ist Wahrheit, und was sie voraussehen — unvermeidlich.

Von welcher Seite man auch das Schicksal der Ureinwohner Nordamerikas betrachten mag, so sieht man nur unheilbare Uebel; wenn sie Wilde bleiben, so treibt man sie vor sich her, so wie man vorwärts dringt; wenn sie civilisirt werden wollen, so macht sie diese Berührung zu elenden Unterdrückten. Wenn sie fortfahren, von einer Wüste zu andern zu wandern, so kommen sie um, und eben so, wenn sie anfangen, feste Wohnsitze zu nehmen. Sie können sich nur mit Hülfe der Europäer erleuchten, und deren Nähe macht sie schlechter und stößt sie in die Barbarei zurück. So lange man sie in ihren Einöden läßt, weigern sie sich, ihre Sitten zu ändern, und die Aenderung kommt zu spät, wenn sie die Noth zwingt, es zu wollen.

Die Spanier ließen ihre Hunde loß wider die Wilden, wie gegen wilde Thiere; sie plünderten die neue Welt, wie eine mit Sturm eingenommene Stadt, ohne Unterschied und ohne Mitleiden; aber man kann nicht alles zerstören; die übrig gebliebene indianische Bevölkerung, welche dem Blutbade entrann, vermischte sich mit den Siegern und nahm deren Religion und Sitten an. Dies muß man aber der Weisheit der spanischen Regierung nicht anrechnen. Wären die Indianerstämme im spanischen Gebiete nicht zur Zeit der Ankunft der Europäer bereits Ackerbauer gewesen, so würden sie ohne Zweifel in Süd- wie in Nordamerika untergegangen sein.

Das Betragen der Amerikaner in den vereinigten Staaten gegen die Eingebornen athmete dagegen die reinste Liebe der Formen und der Gesetzlichkeit.

So lange die Indianer Wilde bleiben, mischen sich die Amerikaner auf keine Art in ihre Angelegenheiten, behandeln sie als unabhängige Völker, und erlauben sich nicht, ihr Land in Besitz zu nehmen, ohne es durch einen Kaufcontract erworben zu haben, und wenn durch Zufall eine solche Nation nicht länger in ihrem Gebiete leben kann, so reichen sie ihr brüderlich die Hand, und geleiten sie, um außer dem Lande ihrer Väter zu sterben.

Die Spanier bedeckten sich durch ihre unerhörten Grausamkeiten mit unaussprechlicher Schande, vermochten aber doch weder die Vertilgung der indianischen Raçe, noch solche an der Theilnahme ihrer Rechte zu verhindern. Mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit erreichten die Amerikaner der vereinigten Staaten dieses doppelte Resultat, ruhig, gesetzlich und menschenfreundlich, ohne Blutvergießen oder Verletzung des wichtigen Moralprincips vor den Augen der Welt. Mit allem Respect vor dem Gesetze der Menschlichkeit konnte man die lästig gewordenen Wilden nicht schicklicher vertilgen.

Man lese unter anderm des Herrn Bell's Bericht, Namens der Commission der indianischen Angelegenheiten vom 24. Februar 1830, worin man S. 5 aus sehr logischen Gründen und gelehrt beweist, »daß die Indianer, vermöge ihres alten Besitzes, weder Eigenthums-, noch Souverenetätsrechte erworben haben; ein Grundsatz, welchen man niemals, weder ausdrücklich, noch stillschweigend, aufgegeben habe.«

Wenn man diesen übrigens von einer gewandten Hand verfaßten Bericht ließt, so wundert man sich über die Leichtigkeit, womit man vom ersten Worte an sich von den Gründen des Naturrechts und der Vernunft lossagt, welche er abstracte theoretische Grundsätze nennt. Je schärfer ich über die Verschiedenheit der civilisirten und uncivilisirten Menschen, in ihrem Verhältnisse zur Gerechtigkeit, nachdenke, desto kürzer definire ich solche. »Der Eine bestreitet ihr Rechte, welche zu verletzen der Andere sich begnügt.«

Stellung, welche die schwarze Raçe in den vereinigten Staaten einnimmt.*) Gefahren, welchen ihre Gegenwart die Weißen aussetzt.

Warum es schwerer ist, unter den neueren Völkern, als unter den Alten, die Sclaverei abzuschaffen, und ihre Spur zu verbannen. — In den vereinigten Staaten scheint das Vorurtheil der Weißen wider die Neger zuzunehmen in der Maße, wie man die Sclaverei aufhebt. — Lage der Neger in den südlichen und nördlichen Staaten. — Warum die Amerikaner die Sclaverei abschaffen. — Die Sclaverei verdummt den Sclaven, und verarmt den Herrn. — Verschiedenheiten zwischen den beiden Ufern des Flusses Ohio. — Woher sie rührt. — Die schwarze Race verschlechtert sich, je südlicher solche lebt, als Thatsache der Sclaverei. — Erklärung hierüber. — Schwierigkeiten für die südlichen Staaten, wenn sie die Sclaverei abschaffen wollten. — Gefahren der Zukunft. — Vorurtheil der Geister. — Gründung einer schwarzen Kolonie in Afrika. — Warum die Südamerikaner, bei allem Mißvergnügen über die Sclaverei, dennoch die Strenge ihrer die Neger betreffenden Gesetze schärfen.

Die Indianer werden in ihrer Vereinzelung aussterben, wie sie darin gelebt haben, aber das Schicksal der Neger ist mehr mit demjenigen der Weißen verschlungen. Beide sind mit einander verbunden, ohne sich darum mit einander zu vermischen. Sie trennen und vereinigen sich völlig mit gleicher Schwierigkeit. Nichts trübt die Zukunft der vereinigten Staaten mehr, als die Anwesenheit der Neger auf ihrem Boden. Wenn man die Ursachen gegenwärtiger Verlegenheiten und künftiger Gefahren der Union aufsucht, so mag man von

---

*) Ehe ich diese Materie behandle, bin ich schuldig, dem Leser zu bemerken, daß mein Reisegefährte, Herr Gustav de Beaumont, in seinem Werke Marie ou l'esclavage aux états unis, tableau des moeurs américaines hauptsächlich für Frankreich die Stellung der Neger in der Mitte der weißen Bevölkerung in Nordamerika rufs Gründlichste schildert, indeß ich nur das Wichtigste über diesen Gegenstand hervorhebe. Sein Buch, dessen Noten viele Gesetzgebungs- und historische Urkunden enthält, welche sehr kostbar und gänzlich unbekannt sind, bietet auch andere sehr wahre Darstellungen dem Leser an. Jedermann kann aus dem Buche lernen, zu welchen Ausschreitungen die Tyrannei die Menschen treiben kann, wenn sie einmal angefangen haben, die Natur und die Menschlichkeit zu vergessen.

jedem beliebigen Puncte ausgehen, wird aber immer auf diese Thatsache stoßen.

Die Menschen bedürfen in der Regel großer und beständiger Anstrengungen, um dauerhafte Uebel zu schaffen, aber es gibt ein Uebel, welches sich verstohlner Weise einschleicht. Anfangs wird man es kaum unter den gewöhnlichen Mißbräuchen der Gewalt gewahr, und es fängt mit einem Einzelnen an, dessen Namen die Geschichte nicht aufbewahrt. Man säet diesen verwünschten Keim in irgend einem Boden, hernach ernährt er sich selbst, verbreitet sich leicht, und wächst natürlich mit der Gesellschaft, welche ihn aufnahm. Dieses Uebel ist die Sclaverei.

Das Christenthum hatte solche vertilgt, aber die Christen des 16ten Jahrhunderts haben sie wieder eingeführt. Eigentlich haben sie solche niemals anders, als wie eine Ausnahme ihres Gesellschaftssystems zugelassen, und sie sorgfältig auf eine einzige Menschenraçe eingeschränkt. Dadurch wurde diese der Menschheit geschlagene Wunde enger, aber auch weit schwerer zu heilen.

Man muß die Sclaverei an sich, und ihre Folgen von einander unterscheiden. Die unmittelbaren durch solche hervorgebrachten Uebel waren sich bei den Alten, wie bei uns ungefähr gleich, aber desto ungleicher waren die Folgen. Bei den Alten waren Herren und Sclaven von gleicher Menschenraçe, und oft war der Sclave an Bildung und Einsichten dem Herrn überlegen.*) Die Freiheit allein trennte sie. Nach der Freilassung vermischten sie sich leicht mit einander.

Die Alten befreieten sich durch die Freilassung sehr einfach von der Sclaverei und ihren Folgen, und es gelang ihnen jedesmal, wenn sie solche allgemein anwandten.

Aber auch im Alterthum dauerten die Spuren d erKnechtschaft eine Zeitlang nach deren Auflösung fort.

Es herrscht unter den Menschen häufig ein Vorurtheil,

*) Mehrere der berühmtesten Schriftsteller des Alterthums, wie Aesop und Terenz, waren Sclaven, und diese waren nicht immer aus barbarischen Völkern, denn der Krieg machte bisweilen ungemein civilisirte Menschen zu Sclaven.

denjenigen zu verachten, welcher vormals unser Untergeordneter war, sogar noch lange Zeit, nachdem er uns gleich geworden ist. Auf die wirkliche, vom Glücke oder vom Gesetz gebotene, folgt stets eine eingebildete, in den Sitten entstandene Ungleichheit, aber bei den Alten hatte diese zweite Wirkung der Knechtschaft eine Gränze. Der Freigelassene glich so sehr dem Freigebornen, daß man sie nicht von einander zu unterscheiden vermochte.

Bei den Alten war das Schwierigste, das Gesetz zu modificiren, bei den Neueren dagegen die Veränderung der Sitten. Bei uns fängt die wahre Fähigkeit des Freiwerdens an, wo sie sich bei den Alten schloß.

Dies kommt daher, daß bei den Neueren die geistige und flüchtige Thatsache der Sclaverei auf die traurigste Art verbunden ist mit der materiellen und bleibenden Thatsache des Unterschiedes der Raçe. Das Andenken der Sclaverei entehrt die Raçe, welche dieselbe im Andenken erhält.

Kein Afrikaner kam frei an der Küste der neuen Welt an, woraus folgt, daß alle diejenigen, welche sich daselbst in unsern Tagen finden, Sclaven oder Freigelassene sind. Der Neger vererbt also mit seiner Existenz auf alle seine Nachkommen das äußere Zeichen seiner Schande. Das Gesetz kann die Knechtschaft auflösen, aber Gott allein kann die Spur desselben verschwinden lassen.

Der neuere Sclave ist nicht allein vom Herrn durch seine Freiheit, sondern auch durch seinen Ursprung unterschieden. Man kann dem Neger die Freiheit geben, aber immer bleibt er, dem Europäer gegenüber, ein Fremder.

Das ist noch nicht alles; jener in der Niedrigkeit geborene Mensch, jener Fremde, welchen die Sclaverei bei uns einführte, kaum können wir ihn für einen Menschen halten. Sein Gesicht scheint uns scheußlich, sein Verstand beschränkt, fast möchten wir vermuthen, daß es ein Wesen zwischen dem Thier und dem Menschen gewesen sei. Die Weißen werden nicht eher sich überzeugen, daß die Neger an Verstand und Sittlichkeit ihnen gleich sind, bis diese sich gänzlich umwandeln, und dies wird nicht eher geschehen, bis jene ihre vorgefaßte Meinung aufgeben.

Wenn die Neueren die Sclaverei abschaffen wollen, so müssen sie vorher noch drei fest eingewurzelte und hartnäckige Vorurtheile ausrotten; das Vorurtheil des Herrenrechts, der Raçe, und des angebornen geistigen Vorzugs der Weißen.

Es wird uns sehr schwer, wenn wir das Glück gehabt haben, unter Menschen geboren zu werden, welche die Natur und das Gesetz zu unsers Gleichen gemacht haben, den unermeßlichen Raum, der den amerikanischen Neger vom Europäer trennt, zu begreifen; aber analog können wir uns dem Begriffe nähern.

Wir haben vormals unter uns große Ungleichheiten gesehen, welche ihre Wurzeln nur in der Gesetzgebung hatten. Welche größere Fiction kann es geben, als eine reine gesetzliche? Was kann dem menschlichen Instinct widerlicher sein, als zwischen augenscheinlich gleichen Menschen eine ewig dauernde Verschiedenheit Jahrhunderte hindurch sich fortpflanzen zu sehen, so daß sie noch an tausend Orten fortdauert. Ueberall hat jene eingebildete Ungleichheit Spuren zurückgelassen, welche die Zeit kaum ausgelöscht hat. Wenn es so schwer ist, die bloß durch das Gesetz entstandene Ungleichheit wieder auszurotten, wie weit schwerer muß es dann sein, eine andere in der Natur selbst begründete Ungleichheit zu entwurzeln?

Wenn ich z. B. bedenke, mit welcher Mühe die aristokratischen Körperschaften jeder Art ihre Anerkennung in der Masse des Volks begründen können, und wie sorgfältig sie Jahrhunderte hindurch die vom Volke sie trennenden Schranken aufrecht erhielten, so verzweifle ich, eine Aristokratie verschwinden zu sehen, welche sich auf so kenntliche und unvergängliche Zeichen stützt.

Mir scheinen also diejenigen, welche hoffen, daß die Europäer sich einst mit den Negern verschmelzen werden, eine leere Einbildung zu hegen. Meine Vernunft läßt mich das nicht glauben, und eben so wenig irgend eine Thatsache.

Bisher haben überall, wo die Weißen die mächtigeren waren, diese die Neger in Knechtschaft, oder wenigstens unterhörig gehalten. Allenthalben, wo die Neger die Stärkeren waren, haben sie die Weißen vertilgt, eine andere Rechnung haben sie niemals mit einander abgemacht.

Wenn ich die vereinigten Staaten unsrer Tage betrachte, so sehe ich wohl, daß in einem gewissen Theil der Union die gesetzliche Schranke zwischen den beiden Raçen niedriger wird, aber nicht diejenige der Sitten; ich sehe, daß die Sclaverei zurückweicht, aber das Vorurtheil, was sie entstehen ließ, bleibt noch unbeweglich.

Haben sich die Neger in dem Theile der Union, wo sie nicht mehr Sclaven sind, den Weißen genähert? Jeder Einwohner der Union wird bemerkt haben, daß gerade das Gegentheil statt fand.

Das Vorurtheil der Raçe scheint mir noch stärker zu sein, da wo die Sclaverei nicht mehr vorhanden ist, als da, wo man sie nicht abgeschafft hat, und am unduldsamsten zeigt es sich in den Staaten, wo die Knechtschaft stets unbekannt war.

Es ist wahr, daß im Norden ein Gesetz den Negern und den Weißen die Ehe erlaubt; aber die öffentliche Meinung hält denjenigen Weißen für ehrlos, welcher eine Negerin heirathet, weßhalb man auch fast kein Beispiel solcher Ehen kennt.

In fast allen Staaten, in welchen die Sclaverei abgeschafft worden ist, gab man auch den Negern das Wahlrecht, aber er läuft Gefahr, todt geschlagen zu werden, wenn er davon Gebrauch machen wollte. Wird er unterdrückt, so hat er das Recht der Klage, aber seine Richter sind Weiße. Den Gesetzen nach kann er ein Geschworner werden, aber das Vorurtheil weiset ihn ab. Die Kinder der Weißen und der Neger besuchen nicht die nämliche Schule. Im Theater darf er nicht neben einem Weißen Platz nehmen, und in Hospitälern empfängt er ein anderes Quartier. Der christliche Neger darf auch Gott anrufen, aber nicht am nämlichen Altar mit den Weißen beten. Er hat eigene Prediger und Tempel. Man versperrt ihm nicht die Thore des Himmels, aber kaum macht die Ungleichheit Halt am Rande der Welt, jenseits des Grabes. Wenn der Neger gestorben ist, so gibt man ihm da, wo die Weißen ruhen, kein Grab; also die Ungleichheit dauert auch nach dem Tode fort.

Daher ist der Neger frei, aber er theilt nicht die Rechte, die Vergnügungen, die Arbeiten, die Schmerzen, oder das Grab

desjenigen, dem er gleich gestellt worden ist. Weder im Leben, noch im Tode dürfen sie sich einander antreffen.

Im Süden, wo die Sclaverei noch fortdauert, sondern sich die Weißen von den Negern weniger scharf ab, sie theilen bisweilen Arbeit und Vergnügen mit einander. Bis auf einen gewissen Punct vermischt man sich mit einander. Die Gesetzgebung ist gegen die Neger härter, aber die Sitten sind im Verkehr beider Racen mit einander duldsamer und sanfter.

Im Süden fürchtet der Weiße nicht, den Neger zu sich zu erheben, denn er weiß, daß er nach Belieben ihn wieder in den Staub zurückstoßen kann. Im Norden sieht der Weiße deutlicher die Schranke, welche ihn von einer verachteten Race trennt, und er entfernt sich vom Neger um so sorgfältiger, da er mit ihm einst eine Verschmelzung fürchtet.

Unter den südlichen Unionsstaaten findet bisweilen die Natur wieder ihre Rechte, und stellt auf eine kurze Frist die Schwarzen und die Weißen einander gleich. Im Norden erstickt der Stolz sogar die herrschsüchtigste Leidenschaft im Menschen. Vielleicht würde der Einwohner der nördlichen Unionsstaaten wohl einmal eine Negerin zu seiner Beischläferin erwählen, wenn eine Gesetzgeber erklärt hätte, daß sie nie mit ihm das Ehebett theilen könne; jetzt aber entfernt er sich von ihr mit einer Art Abscheu.

Auf solche Art wächst in den Staaten der Union das die Neger zurückstoßende Vorurtheil, so wie die Neger aufhören, Sclaven zu sein, und die Ungleichheit gräbt sich in den Sitten ein, so wie sie in den Gesetzen verschwindet.

Da aber die gegenseitige Stellung der beiden Racen in den vereinigten Staaten so ist, wie ich sie beschrieben habe, warum haben denn die nördlichen Staaten der Union die Sclaverei abgeschafft; warum behalten sie solche im Süden bei, und warum haben hier die Gesetze sogar die strenge Behandlung der Sclaven erhöht?

Die natürliche Antwort ist, daß man in den nördlichen Unionsstaaten die Sclaverei zum Vortheil der Weißen, und nicht der Neger abgeschafft hat.

Die ersten Neger wurden im Jahr 1621 in Virgien eingeführt; nach Beverleys Geschichte dieses Staats, und Jeffersons

Denkwürdigkeiten, worin man manches Seltsame über diese erste Einführung der Sclaverei, und dann über deren Abschaffung im Jahr 1778 liest. Also auch in Amerika entstand die Sclaverei zuerst im Süden. Von dort verbreitete sie sich immer weiter nach Norden, aber in immer geringerer Zahl; doch fand man sie im Norden eben so nützlich. Im Jahr 1740 erklärte die Gesetzgebung des Staats Newyork, daß man die unmittelbare Einfuhr der Sclaven möglichst begünstigen müsse, daß aber die heimliche Einfuhr, weil sie den ehrlichen Händler abschrecken dürfte, streng bestraft werden müsse. (Kents Commentarien Bd. 2. S. 206.)

In der historischen Sammlung von Massachusetts (Bd. 4. S. 193.) findet man seltsame Nachrichten über die Sclaverei in Neuengland von Belknap. Von 1630 an wurden dort Sclaven eingeführt, aber wider den Willen der Gesetzgebung und der Sitten. Auch dort lößte erst die öffentliche Meinung, und nachher das Gesetz die Sclaverei auf. Immer war daselbst die Zahl der Neger gering.

Die Kolonieen waren begründet worden, ein Jahrhundert war bereits abgelaufen, und eine außerordentliche Thatsache fiel Jedermann auf. Die Provinzen, welche fast gar keine Sclaven besaßen, sahen die schnellere Zunahme ihrer Bevölkerung, ihres Reichthums und ihres Wohlstandes, verglichen mit den Provinzen, wo die Sclaven die meiste Arbeit verrichteten.

Und doch mußte in den Ersteren der Gutsbesitzer den Boden selbst bebauen, oder die ihm dabei geleisteten Dienste bezahlen; in den anderen übten seine Sclaven die Arbeiten; der Erstere hatte Arbeit und Kosten, der Letztere brauchte nicht zu arbeiten, und schien wohlfeiler bedient zu werden, und doch wurde der Gutsherr mit freien Arbeitern reicher.

Dieses Resultat schien in der Erklärung um so schwieriger, da die Angesiedelten zum nämlichen europäischen Volke gehörten, gleiche Gewohnheiten, Civilisation und Gesetze besaßen, und nur in Nebensachen von einander verschieden waren.

Die Zeit schien vorwärts zu schreiten. Die englischen Amerikaner drangen immer weiter nach Westen durch die Wüsten vor, und trafen daselbst einen andern Boden und

ein anderes Klima an. Sie mußten andere Hinderniſſe beſiegen, ihre Raçen vermiſchten ſich; die Männer des Südens ſtiegen nach Norden, und die Letzteren nach dem Süden. Unter allen dieſen Fällen ergab ſich ſtets das nämliche Reſultat; wo keine Sclaven waren, ſtieg die Bevölkerung raſcher, und ebenſo der Wohlſtand mehr, als da, wo man mit Sclaven arbeitete. So wie man vorwärts ging, fing man an einzuſehen, daß die dem Sclaven ſo grauſame Knechtſchaft dem Herrn nachtheilig war. Am höchſten wurde dies klar, als die Anſiedlungen bis zum Ohio vorwärts gedrungen waren.

Dieſer Fluß, welchen die Indianer ſeiner Vorzüglichkeit halber den ſchönen Fluß nannten, wäſſert eins der prachtvollſten Thäler. An beiden Ufern iſt das Thal gewellet, und hat faſt unerſchöpfliches Pflugland. Die Luft iſt geſund, das Klima gemäßigt. Beide bilden die äußerſte Gränze eines großen Staats. Derjenige zur Linken mit vielen Schlängelungen des Ohio iſt Kentucky, der andere führt den Namen vom Fluſſe. Die beiden Staaten weichen nur darin von einander ab, daß Kentucky keine Sclaven zuläßt, und nicht einmal freie Neger unter ſeine Bürger aufnimmt.

Der Reiſende, welcher auf dem Fluſſe bis zur Einmündung in den Miſſiſippi hinabſchifft, hat zur Seite das Land der Freiheit an einer, und das der Knechtſchaft an der andern Seite. Am linken Ufer des Fluſſes findet man eine ſchwache Bevölkerung. Von Zeit zu Zeit ſieht man einen Trupp Sclaven in Trägheit auf noch halb wüſten Feldern, und erblickt wieder den Urwald; die Menſchen ſcheinen müßig, faſt eingeſchlafen zu ſein, nur die Natur trägt das Bild der Thätigkeit und des Lebens.

Am rechten Ufer erhebt ſich dagegen ein unruhiger Lärm, der eine gewerbfleißige Thätigkeit ankündigt; reiche Ernten bedecken die Felder, ſchöne Wohnungen kündigen den Geſchmack und den Fleiß der Arbeiter an. Ueberall entdeckt ſich Wohlſtand, der Menſch ſcheint reich, zufrieden, und arbeitet. Nicht allein die Privaten ſind hier thätig, ſondern auch der Staat macht unermeßliche Unternehmungen. Er zog einen Kanal vom See Erie nach dem Ohio, und verband ſolchergeſtalt den Miſſiſippi mit dem Lorenzfluſſe; Dank ſei es dieſem Kanal,

daß man die in Newyork angekommenen europäischen Waaren zu Wasser nach New-Orleans, 500 deutsche Meilen weit, schiffen kann.

Der Staat Kentucky wurde 1775, und Ohio erst zwölf Jahre später gegründet. Zwölf Jahre in Amerika sind mehr, als ein halbes Jahrhundert in Europa; Kentucky hatte im Jahre 1830. 688,844 Einwohner, und Ohio 937,679.

Diese verschiedenen Wirkungen der Sclaverei und der Freiheit erklären sich leicht aus der Verschiedenheit der Civilisation der alten und der neuen Völker. Am linken Ufer des Ohio sieht man die Folgen der Sclavenarbeit, am rechten Ufer diejenigen des Wohlstandes und des Fortschreitens. Dort ist die Arbeit entbehrend, und hier geehrt; am linken Ufer arbeiten keine Weißen, sie würden fürchten, für Sclaven gehalten zu werden, und man muß sich auf seine Neger verlassen. Am rechten Ufer trifft man keinen Müßigen. Der Weiße erstreckt seine Thätigkeit und seinen Verstand über alle Arbeiten.

In Kentucky haben die Menschen, welche den reichen Boden bearbeiten, weder Eifer noch Einsichten, indeß diejenigen, welche beides haben könnten, nichts thun, oder sich nach Ohio wenden, um ihre Industrie zu benutzen, und sie ohne Schande ausüben zu können. Zwar lassen die Gutsherren Kentuckys ihre Sclaven arbeiten, und entrichten dafür keinen Lohn, aber die Sclavenarbeit gibt wenig Früchte; bezahlten sie dagegen freie Arbeiter, so erhielten sie ihre Auslage mit Wucher zurück. Der bezahlte Arbeiter arbeitet schneller als der Sclave, und schnelle Arbeit ist in der Wirthschaft sehr wichtig. Der Weiße verkauft seine Dienste, aber man bezahlt ihn nur, wenn man ihn braucht. Freilich gibt man den Sclaven keinen Tagelohn, aber man muß ihn das ganze Jahr hindurch ernähren, und im Alter unterstützen, wie bei voller Kraft des reifen Alters; in seiner unfruchtbaren Kindheit, so wie in der Periode, wo er einige Arbeit zu verrichten anfängt. Am Ende muß man den Sclaven, wie den freien Arbeiter bezahlen. Der Letztere empfängt nichts, als seinen Tagelohn, der Sclave dagegen Erziehung, Lebensunterhalt, Verpflegung und Kleidung; nur gibt der Herr das, was er an die Sclaven wenden muß, allmählig aus, und dieser Aufwand fällt daher weniger ins

Auge. Der freie Arbeiter empfängt seine Bezahlung auf einmal, und diese scheint nur den Empfänger zu bereichern, aber in der Wirklichkeit kommt der Sclave theurer zu stehen, als der freie Arbeiter, und die Arbeit des Letzteren producirt mehr. Unabhängig von den Ursachen, welche überall, wo freie Arbeiter zu haben sind, ihre Arbeit einträglicher machen, als diejenige der Sclaven, gibt es noch einen andern, den vereinigten Staaten allein eigenthümlichen Grund. In allen vereinigten Staaten war bisher der Anbau des Zuckers nur einträglich an der Mündung des Missisippi in den Golf von Mexiko, also in Louisiana, und nirgends steht der Tagelohn höher; und da sich gemeiniglich der Preis der Waare und deren Production in ein gewisses richtiges Verhältniß zu setzen pflegen, so ist der Preis der Sclaven in Louisiana sehr hoch. Da nun Louisiana einer der Unionsstaaten ist, so kann man aus allen confoderirten Staaten Sclaven nach Louisiana schicken. Dies erhöhet den Sclavenpreis im ganzen Umfange der Union. Daraus folgt weiter, daß in den weniger fruchtbaren Staaten der Union die Bestellung des Landes durch Sclaven sehr kostbar wird, was wiederum der Concurrenz der freien Arbeiter sehr zu Gute kommt.

Noch weiter erstreckt sich der Einfluß der Sclaverei; er dringt selbst in die Seele des Herrn, und gibt seinen Begriffen und seinem Geschmack eine eigenthümliche Richtung.

An beiden Ufern des Ohio gab die Natur dem Menschen einen unternehmenden, energischen Charakter, aber dieser Charakter äußert sich verschieden.

Der Weiße am rechten Ufer, gezwungen, durch eigne Kraft zu leben, setzt in materielles Wohlsein den Hauptzweck seiner Existenz, und da der Staat Ohio seiner Industrie unerschöpflicher Hülfsquellen anbietet, und seiner Thätigkeit manchen sich verjüngenden Sporn, so hat seine Sucht, reich zu werden, die gewöhnlichen Gränzen der menschlichen Habgierde überschritten; gequält von der Sucht nach Reichthum, sieht man ihn kühn in alle Entwürfe sich einlassen, die ihm der Zufall anbietet. Er wird ohne Unterschied Seemann, Tagelöhner, Fabrikant, Landmann, und erträgt mit gleicher Standhaftigkeit die Mühseligkeiten und die Gefahren dieser verschiedenen Gewerbe. In den

Hülfsquellen seines Genies liegt etwas Bewundernswürdiges, und eine Art Heldenmuth in seiner Gier nach Gewinn.

Der Amerikaner am linken Ufer des Ohio verachtet nicht allein die Arbeit, sondern auch alle durch Arbeit geförderte Unternehmungen. Da er in einem mäßigen Wohlstande lebt, so hat er auch den Geschmack der Müßiggänger. Geld hat in seinen Augen einen Theil seines Werths verloren. Er verfolgt weniger sein Glück, als Aufregung und Vergnügen, und in diesen Dingen zeigt er gleiche Anstrengung, wie sein Nachbar. Er liebt Jagd und Krieg, gefällt sich in den stärksten körperlichen Uebungen, geht gern mit den Waffen um, und wagt von seiner Jugend an sein Leben oft in Duellen. Die Sclaverei verhindert nicht nur die Weißen, reich zu werden, sondern lenkt sie auch davon ab, es zu wollen.

Die nämlichen Ursachen wirken seit zwei Jahrhunderten fortwährend zur Aufnahme der nördlichen Staaten der Union, und haben allmählig den erstaunlichen Unterschied zwischen der erwerbenden und ruhenden Thätigkeit des Nordens und des Südens in der Union begründet. Jetzt hat nur der Norden Schiffe, Fabriken, Eisenbahnen und Kanäle.

Diese Verschiedenheit nimmt man nicht allein wahr zwischen dem Norden und Süden, sondern auch bei der Vergleichung der Einwohner des Südens unter einander. Fast alle Männer, welche sich in den südlichsten Staaten der Union Handelsunternehmungen widmen, und selbst die Sclaverei nutzbar zu machen suchen, stammen aus den nördlichen Staaten. Täglich verbreiten sich im Süden immer mehr im Norden Geborne, wo sich ihnen keine so gefährliche Concurrenz anbietet, als in ihrer Heimath. Dort entdecken sie Erwerbsquellen, woran früher die Einwohner nicht gedacht hatten, und indem sie selbst ein von ihnen gemißbilligtes System benutzen, gelingt es ihnen, davon mehr Gewinn zu ziehen, als diejenigen, die es begründeten und ferner aufrecht erhalten.

Wenn ich die Vergleichung noch weiter treiben wollte, so könnte ich leicht beweisen, daß fast alle Verschiedenheiten im Character der Einwohner des Südens und Nordens in den Staaten der Union in der Sclaverei ihren Ursprung haben, aber dadurch käme ich von meinem Gegenstande ab, denn ich

untersuche nicht die Wirkungen der Sclaverei, sondern nur, welchen Einfluß sie auf die materielle Glückseligkeit derjenigen hat, welche sie einführten.

Dieser Einfluß der Sclaverei auf die Erzeugung der Reichthümer konnte dem Alterthum nur unvollkommen bekannt sein. Die Knechtschaft herrschte überall in der damaligen civilisirten Welt, und die Völker, welche sie nicht kannten, waren Barbaren. Auch hat nicht das Christenthum die Sclaverei anders aufgelöst, als durch Einführung gewisser Rechte der Sclaven. In unsern Tagen kann man sie auch im Interesse des Herrn nicht mehr vertheidigen. In diesem Punct sind das Interesse und die Moral einstimmig.

So wie diese Wahrheiten klarer wurden, sahe man, daß die Sclaverei vor dem Lichte der Erfahrung zurückwich.

Die Sclaverei hatte im Süden begonnen, und von dort sich nach dem Norden ausgebreitet. Jetzt weicht sie wieder von dort zurück, und die vom Norden ausgegangene Freiheit senkt sich unaufhaltbar nach dem Süden herab. Unter den großen Staaten bildet jetzt Pensylvanien die äußerste Gränze der Sclaverei, aber selbst in diesen Gränzen wird sie bereits erschüttert. Maryland, unmittelbar unter Pensylvanien belegen, rüstet sich schon, um sich solcher zu entledigen, und Virginien, welches Maryland folgt, berath den Nutzen und die Gefahren des Sclavenwesens.

Eine besondere Ursache trägt dazu bei, Virginien und Maryland der Sclavenunterhaltung abgeneigt zu machen. — Der hauptsächlichste Reichthum beider Staaten gründete sich besonders auf die Tabackscultur, wozu man meistens die Sclaven benutzt, aber seit einer Reihe von Jahren ist der Taback wohlfeiler geworden, und die Sclaven sind noch eben so theuer als vormals; also hat sich das Verhältniß der Productionskosten zum Preise der Waare verändert. Deßwegen sind jetzt die Eigenthümer beider Provinzen geneigter, als vor 30 Jahren, entweder Taback zu bauen ohne Sclavenhülfe, oder zu gleicher Zeit die Sclaverei und die Tabackscultur aufzugeben.

Es geht keine große Veränderung im Gesellschaftszustande vor, ohne daß man nicht wahrnimmt, daß die Erbfolgeordnung mit auf die Veränderung wirkte.

Als noch die Ungleichheit der Theilungen im Süden herrschte, wurde jede Familie repräsentirt durch einen reichen Mann, der weder arbeiten mochte, noch sich in der Nothwendigkeit befand, arbeiten zu müssen. Auf gleiche Art lebten um ihn herum, als eben so viele Schmarotzerpflanzen, die Mitglieder der Familie, welche das Gesetz von der gemeinschaftlichen Erbschaft ausgeschlossen hatte. Man sah damals, wie in allen Familien des Südens, das, was man noch in unsern Tagen in den adlichen Familien gewisser Länder Europas wahrnimmt, wo die Nachgebornen, ohne den nämlichen Reichthum zu haben, als der Erstgeborne, wegen des Grunderbrechts eben so müßig blieben, als er. Diese gleiche Wirkung wurde in Amerika und in Europa durch ähnliche Ursachen hervorgebracht. Im Süden der vereinigten Staaten bildete die ganze Raçe der Weißen eine aristokratische Körperschaft, an deren Spitze sich eine gewisse Zahl bevorrechteter Personen befand, deren Reichthum bleibend, und ihr Müßiggang erblich war. Diese Häupter des amerikanischen Adels pflanzten in dem von ihnen repräsentirten Körper die traditionellen Vorurtheile der weißen Raçe fort, und hielten den Müßiggang in Ehren. Im Schooße dieser Aristokratie traf man Arme an, aber keine Arbeiter; man lebte lieber elend, als daß man sich irgend einem mühsamen Erwerbe widmete. Die Negerarbeiter und Sclaven hatten folglich keine Concurrenten, und welche Meinung man auch vom Nutzen ihrer Anstrengungen haben mochte, so mußte man sie dennoch gebrauchen, weil man keine andern hatte.

Von dem Augenblicke an, wo in Nordamerika das Grunderbrecht abgeschafft wurde, nahmen zu gleicher Zeit alle Vermögensumstände der reichen Familien ab. Alle Familien näherten sich zu gleicher Zeit dem Zustande, wo Arbeit zu ihrer Existenz ihnen nöthig wurde. Viele derselben sind gänzlich verschwunden. Alle sahen den Augenblick kommen, wo jeder sich durch Arbeit seine Bedürfnisse verschaffen mußte. Auch heute gibt es noch reiche Personen, aber sie bilden nicht mehr einen eng vereinten erblichen Körper, haben keinen solchen Körperschaftsgeist, der so beharrlich in allen Mitgliedern zu herrschen pflegt. Man hat seitdem angefangen, sämmtlich das Vorurtheil abzulegen, daß Arbeit schände; es gibt mehr Arme,

aber diese erröthen nicht, wenn sie sich mit den Mitteln beschäftigen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Es war also eine der nächsten Wirkungen der Gleichheit der Erbschaftstheilung, daß sich eine Klasse freier Arbeiter bildete. Von der Zeitfrist an, wo die freien Arbeiter mit den Sclaven in Concurrenz traten, fühlte man, daß die Arbeit der Sclaven weniger Werth hatte, und die Sclaverei wurde in ihrem Princip, dem Vortheil des Herrn, angegriffen.

So wie die Sclaverei zurückweicht, folgen die Neger der rückgängigen Bewegung, und werden nach den Tropenländern zurückgeschickt, aus denen sie herstammen.

Dies mag bei dem ersten Nachdenken auffallen, man wird es aber bald begreifen.

Indem die Amerikaner das Princip der Sclaverei aufgeben, setzen sie ihre Sclaven nicht in Freiheit.

Vielleicht würde man das, was nun folgen wird, kaum begreifen, wenn ich nicht ein Beispiel anführte, wozu ich den Staat Newyork wählen werde. Im Jahr 1788 verbot der Staat Newyork die Sclaven im Staate zu verkaufen. Mittelbar war dies zugleich ein Verbot der Einfuhr. Seitdem wuchs die Zahl der Neger nur im Verhältniß der natürlichen Vergrößerung der schwarzen Bevölkerung. Acht Jahre später erklärte man, daß vom 4. Julius 1799 an alle Kinder der Sclaven frei sein sollten. Nun war jeder Weg zur Vergrößerung der Zahl der Sclaven abgeschnitten; freilich gibt es dort noch Sclaven, aber man kann doch sagen, daß die Sclaverei nicht mehr vorhanden ist.

Von der Zeit an, da ein Staat der Union im Norden die Einfuhr von Sclaven untersagt, werden aus dem Süden nicht mehr Sclaven eingeführt. Sobald er ferner den inländischen Verlauf der Neger untersagt, so wird das Eigenthum von Sclaven lästig, und man hat ein Interesse, sie nach dem Süden zu verkaufen. Sobald ein solcher Staat erklärt, daß die Kinder der Sclaven frei geboren werden, so gebietet das Interesse, sie möglichst nach dem Süden auszuführen. Also verhindert das nämliche Gesetz die Einfuhr von Sclaven aus dem Süden nach dem Norden, und stößt die Sclaven des Nordens nach dem Süden.

Noch mächtiger als die vorhergehenden Ursachen, ist folgende. So wie sich die Zahl der Sclaven in einem Staate vermindert, wird das Bedürfniß freier Arbeiter fühlbarer. So wie sich die freien Arbeiter der Industrie bemächtigen, producirt die Arbeit der Sclaven weniger, und der Werth seines Besitzes fällt; es steigt daher das Interesse, den Sclaven nach einer Gegend auszuführen, wo seine Arbeit gesucht wird.

Die Abschaffung der Sclaverei macht also den Sclaven nicht frei, sondern sein Herr wohnt nur künftig statt im Norden, im Süden.

Was die Freigelassenen, oder nach der aufgehobenen Sclaverei gebornen Neger betrifft, so gehen diese nicht vom Norden nach dem Süden über, sondern sie befinden sich, den Weißen gegenüber, in einer gleichen Lage mit den Eingebornen; sie bleiben halb civilisirt und mancher Rechte beraubt, mitten in einer ihnen an Reichthum und Kenntnissen überlegenen Bevölkerung. Sie leben im Kampfe mit der Tyrannei der Gesetze *) und der Unduldsamkeit der Sitten. In gewissem Betracht sind sie unglücklicher, als die Indianer, und haben gegen sich die Erinnerungen der Sclaverei, ohne den Besitz der kleinsten Erdfläche verlangen zu können. Viele unterliegen ihrem Elende. **) Die andern drängen sich in den Städten zusammen, oder übernehmen die schwersten Arbeiten, genießen also eine ungewisse und elende Existenz.

Wenn übrigens die Zahl der freien Neger zu wachsen fortführe, auf eben die Weise, wie in der Periode der Sclaverei, indem die Zahl der Weißen nach Abschaffung der Sclaverei doppelt zunimmt, so würden die Letzteren bald unter den Fluthen einer fremden Bevölkerung verschlungen werden.

---

*) Die die Abschaffung der Sclaverei bewilligenden Staaten pflegen gemeiniglich den freien Negern den Aufenthalt in ihrem Gebiet zu erschweren, und darin sogar zu wetteifern, so daß ihnen nur die Wahl, unter überall unglücklichen Verhältnissen zu leben, übrig bleibt.

**) Es ist ein großer Unterschied zwischen der Sterblichkeit der Weißen, und der der Neger in den Staaten, wo die Sclaverei abgeschafft worden ist. Von 1820 bis 1831 starb in Philadelphia von den Weißen jährlich einer von 42, und von den Negern einer von 21. Nicht völlig so groß ist die Sterblichkeit unter den Negersclaven. Man lese Emmerson medicinische Statistik S. 28.

In der Regel ist ein von Sclaven angebautes Land weniger bevölkert, als wenn freie Menschen das Land anbauen. Uebrigens ist in Amerika jeder Staat, welcher die Sclaverei abschafft, nur zur Hälfte bevölkert. Kaum ist die Sclaverei aufgehoben worden, und hat sich das Bedürfniß freier Arbeiter gezeigt, so kommen eine Unzahl kühner Abentheurer von allen Seiten dahin, um daselbst die neu eröffneten Hülfsquellen der Industrie zu benutzen. Der Boden vertheilt sich unter solchen, und jede Parcelle übernimmt eine weiße Familie zum Anbau. Auch wandern nach den freien Staaten viele Europäer aus; denn welche Thorheit würde der arme Europäer begehen, wenn er Wohlstand und Glück in einem Lande aufsuchen wollte, wo die Arbeit eine Unehre ist.

Es wächst also die weiße Bevölkerung durch ihre natürliche Bewegung, und zu gleicher Zeit durch eine zahlreiche Einwanderung, indeß die Negerbevölkerung keine Zunahme durch Einwanderer erhält, und sogar abnimmt. Bald wird das bisherige Verhältniß der Zunahme umgestürzt werden. Die Neger bilden alsdann nur unglückliche Trümmer, einen kleinen, armen, seinen Aufenthalt oft wechselnden Stamm, der sich in der großen Zahl der Weißen verliert, der nur noch durch die Ungerechtigkeit und Strenge, womit er behandelt worden, sich bemerklich machen wird.

In vielen westlichen Staaten ist die Negerraçe niemals erschienen, und in allen nördlichen Staaten der Union verschwindet sie immer mehr. Die große Frage von der Zukunft dieser Raçe wird also auf einen immer engern Kreis beschränkt; dadurch weniger furchtbar, aber doch nicht leichter zu lösen.

Je weiter man nach Süden hinabsteigt, desto schwerer leuchtet der Nutzen der Abschaffung der Sclaverei ein, wegen manchen materiellen Ursachen, welche ich hier berühren muß.

Die erste ist das Klima; es ist gewiß, daß den Weißen die Arbeit um so schwerer wird, je mehr sie sich dem Gleicher in ihren Wohnungen nähern. Sogar behaupten viele Amerikaner, daß die schwere Arbeit ihnen in einer gewissen Breite tödtlich wird, indeß der Neger nicht dadurch leidet. Da, wo der Reisbau geübt wird, ist dieß gewiß wahr, da dieser über-

all, besonders in den heißen Tropenländern, lebensgefährlich ist, und den sie also nicht treiben dürften. Kann man aber nicht allenfalls diesen Anbau entbehren? Uebrigens ist diese den faulen Menschen im Süden so günstige Idee der Ungesundheit der Arbeit für Weiße nicht auf Erfahrung gegründet. Es ist in den südlichen Unionsstaaten nicht heißer, als in Südspanien oder Süditalien. Zwar liegen diese Staaten dem Gleicher näher, aber das nordamerikanische Festland ist in gleichem Grade mit Europa viel kälter. Warum sollte der Europäer dort nicht die nämlichen Arbeiten verrichten können? und wenn in Italien, wie in Spanien, die Sclaverei abgeschafft werden konnte, ohne daß die Herren umkamen, warum könnte nicht dasselbe in den südlichen Staaten der Union statt finden? Ich glaube also nicht, daß die Natur bei Todesstrafe den Weißen in Georgien und Florida untersagt hat, selbst ihren Unterhalt durch Bearbeitung ihres Feldes zu verdienen, aber ihre Arbeit mag weniger einbringen, und etwas saurer sein, als in New-England. Spanien schickte einmal nach einem Distrikt von Louisiana, Attakapas, eine Anzahl Landleute von den Azoreninseln. Unter diese wurden keine Neger eingeführt, da man einen Versuch machen wollte, ob die Arbeit durch Weiße nicht gelingen könne, und jetzt bearbeiten sie noch ihre Felder ohne Sclaven, aber ihre Industrie ist so matt, daß solche sie kaum ernährt. Da der freie Arbeiter im Süden einen Theil seiner Ueberlegenheit über die Sclaven verliert, so ist dort die Abschaffung der Sclaverei weniger nützlich *)

Alle Pflanzen Europas wachsen in den nördlichen Staaten der Union. Der Süden der Union hat andere Stapelgewächse. Man hat bemerkt, daß die Sclaverei ein kostbares Mittel zum Anbau des Getreides ist. Derjenige, welcher Weizen erbaut, in einem Lande, wo die Sclaverei unbekannt ist, unterhält nur

---

*) Kuba, und besonders Puerto Rico hat eine Menge freier schwer arbeitender Landbesitzer, welche sehr wohl gedeihen, ohne Hülfe der Neger. Aber nirgends muß man die Miasmen der Sümpfe dulden, sonst reißen gelbe Fieber und Cholera sogar in den nördlichsten Seehäfen der Union ein. Es ist sehr zu bedauern, daß man selbst in den aufgeklärtesten Staaten der Union daran so wenig denkt.

Anmerk. des Uebertragers.

weniges Gesinde und Taglöhner in beständiger Arbeit, miethet aber deren mehrere für die Saat und für die Erntezeit, die aber alsdann nur auf eine kurze Zeit einen solchen District bewohnen.

Um zu rechter Zeit säen und ernten zu können, sieht sich der Gutsherr in Sclavenländern genöthigt, mehr Menschen für das ganze Jahr zu ernähren, als er immer beschäftigen kann, denn der freie Arbeiter ist gewohnt, von Nebenarbeiten sich zu ernähren, wenn seine Feldarbeit nicht gesucht wird. Den Sclaven muß man kaufen, und ernähren für immer, und miethet den freien Arbeiter nur, wenn man ihn bedarf. Die Sclaverei ist also außer ihren allgemeinen Unbequemlichkeiten nicht anwendbar in Ländern, wo man einen starken Getreidebau treibt.

Der Tabacks-, Baumwolle- und besonders der Zuckerbau bedarf aber eine beständige Arbeit, und beschäftigt zugleich auch Weiber und Kinder, welche der Getreidebau seltener bedarf. Die Sclaverei eignet sich also mehr für die Länder mit jenen drei ersten Producten, welche dort den Hauptreichthum des Bodens bilden. Wenn die Einwohner der südlichen Unionsstaaten die Sclaverei aufheben wollten, so würden sie sich in der Nothwendigkeit befinden, entweder ihr Landbausystem zu ändern, und alsdann mit den thätigeren und erfahreneren Gutsherrn der nördlichen Unionsstaaten in Concourrenz treten, oder die alte Cultur ohne Sclaven fortsetzen, und dann sich im Nachtheil befinden gegen die südlichen Nachbarn, welche die Sclaverei nicht aufgeben. Folglich hat der Süden der Union besondere Ursachen zur Beibehaltung der Sclaverei, welche der Norden nicht hat.

Aber es gibt einen noch wichtigeren Grund, als alle übrige. Genau genommen, könnte auch wohl der Süden die Sclaverei abschaffen, aber wie soll er die Neger los werden? Im Norden verjagt man zugleich die Sclaverei und die Sclaven; im Süden kann man dies nur in ganz anderen Formen.

Beim Beweise, daß die Sclaverei im Süden natürlicher und vortheilhafter sei, als im Norden, habe ich hinreichend dargethan, daß die Zahl der Sclaven im Süden weit größer sein muß. Nach dem Süden brachte man die ersten Neger

aus Afrika, und seitdem immer mehrere. Je näher dem Gleicher, desto weniger ist der Weiße zu arbeiten gewohnt. Daher sind natürlich die Neger zahlreicher, und werden, wie ich schon erwähnt habe, durch Versetzung aus den nördlichen Staaten immer zahlreicher. Die Raçe der Afrikaner wächst dort aus der nämlichen Ursache, vermöge welcher die Raçe der Weißen in den nördlichen Unionsstaaten sich vermehrt.

Im Jahr 1830 rechnete man im Staat Maine einen Neger auf 300 Weiße, in Massachusetts einen auf 100 Weiße, im Staat Newyork zwei auf 100, in Pensylvanien drei, in Maryland 34, in Virginien 42, und in Südcarolina 55 auf 100 Weiße. *)

In dem Werke des Amerikaners Carey »Briefe an die Colonisationsgesellschaft 1833« ließt man: »In Südcarolina wächst seit 40 Jahren die schwarze Raçe mehr als die weiße. In den 5 südlichen Unionsstaaten, Maryland, Virginien, beide Carolina und Georgien haben von 1790 bis 1830 die Weißen sich vermehrt um 80, und die Neger um 112 vom Hundert.«

Im Jahr 1830 waren in den Staaten mit abgeschaffter Sclaverei 6,565,434 Weiße und 120,520 Neger; in den Staaten, wo die Sclaverei fortdauert, 3,960,814 Weiße und 2,208,102 Neger.

Augenscheinlich kann man in den mittäglichen Staaten der Union die Sclaverei nicht so abschaffen, wie in den nördlichen Staaten, ohne sich in große Gefahr zu setzen, welche der Norden nicht zu fürchten hat. **)

Würde man erklären, daß von einer gewissen Zeit an der Sohn des Negers frei sein sollte, so würde man den Grundsatz und den Begriff der Freiheit in den Schooß der Sclaverei einführen, die Neger, welche der Gesetzgeber Sclaven bleiben

---

*) Uebrigens übertreibt der Verfasser die Furcht vor den Sclaven. In Holstein, Mecklenburg und Pommern waren die Leibeigenen bis zur Freilassung zahlreicher, als die Freien, aber darum fürchtete man sich nicht vor solchen. Anmerk. des Uebertragers.

**) Man kann die Neger nur allmählig freilassen, und muß jedem ein Stück Land in Erbpacht geben, und sie zuvor in die zweckmäßige Benutzung einüben. Sonst schadet man sich, dem Gemeinwesen, und dem Neger selbst. Anmerk. des Uebertragers.

läßt, und die ihre Söhne frei sehen, werden sich über diese Ungleichheit wundern, sich darüber beunruhigen, und erbittert werden. Von diesem Augenblicke an würde die Sclaverei die moralische Macht verlieren, welche ihr die Zeit und die Gewohnheit verliehen hatte, und bloß ein sichtbarer Beweiß der Gewalt bleiben. Der Norden hatte nichts von diesem Contrast zu fürchten, weil die Zahl der Schwarzen im Norden klein, und diejenige der Weißen groß war. Wenn aber diese erste Morgenröthe der Freiheit zu gleicher Zeit zwei Millionen Menschen erleuchtete, so würden die Unterdrücker zittern müssen. Nach der Freilassung der Kinder der Sclaven würden die Weißen bald genöthigt sein, allen Negern die nämliche Freiheit zu gönnen.

Im Norden, wie ich oben bemerkt habe, findet nach der Abschaffung der Sclaverei, und selbst schon, wenn man ihre Abschaffung voraus sieht, der Verkauf der Sclaven nach dem Süden statt, und für solche rücken neue Arbeiter aus den nördlichen Unionsstaaten, und aus Europa Einwandrer ein.

Beide Wege können in den südlichsten Staaten der Union nicht so statt finden, weil die Masse der Sclaven dort zu groß ist, um sie aus dem Lande fortzuschaffen, auch werden, so lange die saure Körperarbeit daselbst eine Unehre ist, weder aus dem Norden der Union, noch aus Europa viele Arbeit suchende Einwanderer eintreffen. Uebrigens betrachten die Letzteren die Staaten, worin mehr Neger als Weiße leben, als Staaten, die mit Unglück bedroht sind, und werden ihre Industrie nicht dahin versetzen.

Es ist allerdings nicht daran zu denken, daß die Bewohner der südlichen Staaten allmählig ihre Neger freilassen werden, denn dies würde die Zahl der unfreien Neger unmerklich vermindern, und sie würden allein übrig bleiben, um sie im Zaum zu halten. Im Lauf weniger Jahre sähe man dann ein großes Volk freier Neger mitten unter einer fast gleichen Zahl der Weißen.

Der nämliche Mißbrauch der Gewalt, welcher jetzt die Sclaverei aufrecht erhält, würde dann die Quelle der größten Gefahr für die Weißen werden. Jetzt besitzen das Land die Nachkommen der Europäer allein, und sind die unumschränkten

Herren der Industrie. Sie allein sind reich, aufgeklärt und bewaffnet, und der Neger ist ohne alle diese Vorzüge, und kann sie entbehren, weil er Sclave ist. Sobald er frei geworden ist, muß er für sich selbst sorgen. Kann er ohne alle diese Dinge seine Existenz fortsetzen? Das, was die Macht der Weißen bildete, so lange das Sclavenwesen fortdauerte, setzt die Weißen, nach der Abschaffung der Sclaverei, tausend Gefahren aus.

So lange der Neger Sclave bleibt, kann man ihn in einem fast thierischen Zustande erhalten. Sobald er frei geworden ist, kann man nicht mehr verhindern, daß er sich unterrichtet, um zu sehen, wie groß sein Unglück ist, und wie solches abgestellt werden kann. Es gibt übrigens einen Grundsatz bedingter Gerechtigkeit, welcher dem menschlichen Herzen tief eingeprägt ist. Die Menschen werden weit mehr ergriffen von den Ungleichheiten, welche man im Innern der nämlichen Klasse antrifft, als von den Ungleichheiten unter den verschiedenen Ständen. Man begreift die Sclaverei; aber wie kann man die Existenz mehrerer Millionen begreifen, welche unter Unehre gebeugt und erblichem Elend überliefert worden sind? Im Norden fühlen die freigelassenen Neger diese Uebel und diese Ungerechtigkeiten, aber weil sie schwach sind, dulden sie; jedoch im Süden sind sie zahlreich und stark.

Von dem Augenblicke an, da man annimmt, daß die Weißen und die freigelassenen Neger auf dem nämlichen Boden leben, als ein paar einander fremde Völker, wird man leicht einsehen, daß zwei Dinge zu erwarten sind; entweder müssen sich die Weißen und die Neger mit einander verschmelzen, oder sich trennen.

Wie ich über den ersten Ausweg denke, habe ich schon oben gesagt, und glaube nicht, daß die weiße und schwarze Raçe irgendwo auf einem gleichen Fuß neben einander leben kann, und Jefferson ist, im Auszuge seiner Denkwürdigkeiten, gleicher Meinung. »Nichts ist klarer im Buche des Schicksals niedergeschrieben, als daß die Neger einst frei werden müssen, aber eben so gewiß ist es, daß die beiden gleich freien Raçen nicht unter der nämlichen Regierung leben können. Die Natur, Gewohnheit und Meinung haben zwischen beiden unübersteigliche Schranken aufgerichtet.«

Auch glaube ich, daß die Schwierigkeit in den vereinigten Staaten weit größer ist, als anderswo. Es kann sich aber ein Mann über alle Vorurtheile der Religion, des Landes und der Raçen hinwegsetzen, und wenn dieser Mensch König ist, so kann er im Staate große Umwälzungen hervor bringen; aber ein ganzes Volk kann sich auf solche Art nicht über sich selbst erheben.

Wenn also ein Despot die Amerikaner und ihre alten Sclaven unter das nämliche Joch beugte, so kann er sie vielleicht mit einander vermischen, aber so lange die amerikanische Demokratie herrschen wird, wird niemand eine solche Idee ausführen können, und man kann voraussehen, daß, je freier die Weißen werden, sie desto mehr sich von den Negern trennen werden. Regierten sich die englischen Pflanzer auf den Antillen selbst, so würden sie nie die ihnen vom Mutterlande auferlegte Emancipationsacte der Sclaven gegeben haben.

Ich habe anderswo gesagt, daß das wahre Band zwischen den Indianern und den Weißen die Kinder aus den Ehen oder dem Beschlafe der beiden Raçen wären. Gleiche Kette findet bei Mulatten zwischen dem Weißen und dem Neger statt. Ueberall, wo sie eine Menge Mulatten finden, ist die Verschmelzung beider Raçen nicht unmöglich.

Es gibt in Amerika Provinzen, wo die Weißen und die Neger sich dergestalt durchkreuzt haben, daß es schwer ist, einen gänzlich weißen oder schwarzen Mann unter den Einwohnern anzutreffen; wenn es dahin gediehen ist, so ist ihre Verschmelzung sichtlich, oder vielmehr eine dritte hat sich eingeschoben, welche an beide Extreme hängt.

Von allen Europäern sind die Engländer diejenigen, welche sich am wenigsten mit Negern vermischt haben. Man sieht in den südlichen Unionsstaaten weit mehr Mulatten, als in den nördlichen, aber weit weniger, als in irgend einer andern europäischen Kolonie. Die Mulatten bilden in den Unionsstaaten eine kleine Zahl. Sie sind an sich machtlos, und in den Balgereien der Weißen und der Neger sind sie gewöhnlich auf der Seite der Weißen. Auch in Europa benimmt sich bisweilen der Livreediener des Adels gegen das Volk in einem Tone, als wenn er seinen Herren verträte.

Dieser dem Engländer natürliche Stolz auf den Ursprung ist beim Amerikaner auffallend vergrößert worden durch dessen demokratische Freiheit. Der weiße Unionsbürger ist stolz auf seine Abkunft, und stolz auf sich selbst.

Da übrigens die Weißen und die Neger sich im Norden der Union nicht vermischt haben, warum sollten sie sich denn im Süden vermischen? Kann man jemals annehmen, daß der südliche Amerikaner in seiner Stellung als Weißer mit aller physischen und moralischen Ueberlegenheit über die Neger sich mit einer Schwarzen verbinden werde? Dieser Weiße hat zwei heftige Leidenschaften, welche ihn stets von der schwarzen Raçe entfernt halten werden; er wird fürchten, sich dadurch seinen vormaligen Sclaven gleich zu stellen, und zugleich unter seinen weißen Nachbar sich zu setzen.

Wenn ich durchaus ein Seher in die Zukunft sein soll, so vermuthe ich nach dem wahrscheinlichen Lauf der Dinge, daß sogar die Abschaffung der Sclaverei im Süden die Verachtung der Weißen gegen die Neger vermehren wird, weil das nämliche in den nördlichen Unionsstaaten erlebt wurde. Wenn im Norden die Weißen fürchten, sich mit den Negern zu verschmelzen, so liegt darin nur eine eingebildete Gefahr, welche man im Süden sich als eine wirkliche oder wenigstens mögliche denken kann.

Wenn man zugleich anerkennt, und die Thatsache ist nicht zweifelhaft, daß im äußersten Süden die Schwarzen sich unaufhörlich vermehren, und schneller als die Weißen, und von der andern Seite einräumen muß, daß sich der Zeitpunct der Vermischung der Weißen und der Schwarzen nicht voraussehen läßt, mit dem Erfolge gleicher Gesellschaftsrechte für beide Raçen, so darf man wohl schließen, daß in den südlichen Unionsstaaten die beiden Raçen früher oder später einander bekämpfen werden? Aber welchen Ausgang wird dieser Kampf haben?

Man begreift leicht, daß alles sich nur auf einfache Muthmaßung stützt. Mit Mühe zeichnet der Geist der Menschen gewissermaßen einen großen Cirkel um die Zukunft, aber im Innern dieses Kreises treibt der Zufall sein Spiel, und entwischt aller Leitung. Dieser ist gemeiniglich der dunkle Punct,

in welchen das Auge des Verstandes nicht eindringen kann. Wahrscheinlich wird in den Antillen die weiße, und auf dem nordamerikanischen Festlande die schwarze Raçe unterliegen.

In den Antillen sind die Weißen zu einzeln mitten in der übergroßen Negerbevölkerung. Auf dem Continent von Nordamerika befinden sich die Neger zwischen dem Meere und den zahlreicheren Weißen in einer dichten Masse von Kanada bis zu den Gränzen Virginiens, von den Ufern des Missouri bis zum atlantischen Meere. Wenn die Weißen in Nordamerika sich eins bleiben, so ist nicht glaublich, daß die Neger der drohenden Vernichtung durch Schwert und Elend entgehen werden, wenn sie mit Gewalt sich sollten Rechte erzwingen wollen. Aber die längs dem mexikanischen Meerbusen angehäufte Negerbevölkerung kann wohl zur Herrschaft gelangen, nach der Auflösung der amerikanischen Union. Sobald dieser Bund wird aufgelöst worden sein, dürfen die Weißen in den Staaten am mexikanischen Meerbusen auf einen dauernden Beistand ihrer nordischen Brüder nicht rechnen; da diese wissen, daß sie eine solche Gefahr nicht treffen kann, sobald nicht mehr die Unionspflicht sie zur Hülfleistung ihrer südlichen Brüder zwingt, so kann man voraussehen, daß in jenem Falle die Sympathie der Raçe kraftlos sein wird.

In jedem Zeitpuncte, wo der Kampf ausbrechen wird, werden die Weißen des Südens, selbst wenn sie sich ganz allein überlassen wären, mit großer Ueberlegenheit der Einsichten und der Mittel auftreten, aber die Neger mit größerer Zahl und dem Muth der Verzweiflung. Beide sind mit den Waffen in der Hand große Hülfsmittel zum Siege. Vielleicht begegnet der weißen Raçe im Süden das Schicksal der Mauren in Spanien. Nachdem sie das Land mehrere Jahrhunderte hindurch besetzt haben, werden sie sich endlich dahin zurückziehen, woher ihre Vorfahren einst kamen, indem sie den Negern den Besitz eines Landes überlassen, was die Vorsehung diesen bestimmt zu haben scheint, weil sie sich daselbst gesunder befinden, und hier leichter als die Weißen arbeiten können.

Die mehr oder weniger entfernte, aber unvermeidliche Gefahr eines Kampfes zwischen den Negern und den Weißen, die im Süden der Union leben, drückt die Einbildung der

Letzteren beständig wie ein böser Alp, und auch die nördlichen Unionsbürger reden täglich davon, obgleich sie unmittelbar nichts davon zu fürchten haben, und suchen bisher vergebens ein Mittel zu entdecken, um diese vorauszusehende Gefahr zu beschwören.

In den südlichen Staaten der Union schweigt man, und redet wenigstens nicht darüber mit Ausländern, und vermeidet, sich darüber gegen seine Freunde zu erklären. Jeder möchte sich gern selbst seine Besorgnisse verbergen. Das Schweigen des Südens hat etwas Schrecklicheres, als die laute Furcht des Nordens.

Diese allgemeine Besorgniß der Geister wurde die Veranlassung einer fast vergessenen Unternehmung, welche doch das Schicksal eines Theils des Menschengeschlechts verändern konnte.

Aus Furcht vor den erwähnten Gefahren vereinigte sich eine Zahl amerikanischer Bürger, mit dem Zweck, auf ihre Kosten an den Küsten von Guinea freie Neger einzuführen, welche der sie drückenden Tyrannei sich entziehen wollen. Der Verein nannte sich Gesellschaft der Colonisation der Neger, von der nun schon 15 Jahresberichte erschienen sind, und die kleine Schrift »Briefe an die Kolonisationsgesellschaft, und über ihre wahrscheinlichen Resultate, durch Herrn Carey. Philadelphia, April 1833.«

Die Gesellschaft gründete im Jahr 1820 im siebenten Grad nördlicher Breite eine Niederlassung in Afrika, genannt Liberia. Schon befinden sich daselbst 2500 Neger, welche in ihrem alten Vaterlande die amerikanische Verfassung, also ein Repräsentativsystem mit Geschwornen, Magistraten und Priestern bei sich eingeführt haben; aber alle sind Neger. Man sieht dort Kirchen und Zeitschriften. Die Begründer wollten daselbst keine Weißen zulassen, um zu verhindern, daß diese sich daselbst eine Herrschaft, wie an den indianischen Gränzen der Hinterwälder anmaaßten, und damit nicht in der Berührung mit der aufgeklärteren Raçe die minder aufgeklärte von ihrer Civilisation unterdrückt werden möge.

In der That ist Liberia ein besonderes Spiel des Schicksals. Zwei Jahrhunderte waren verflossen, von dem Tage an, wo Europäer es unternahmen, die Neger ihrer Familie und

ihrer Heimath zu rauben, um sie nach der Küste von Nordamerika zu schaffen, und nun schicken weiße Amerikaner die Nachkommen dieser Neger nach der Heimath ihrer Väter. Barbaren haben das Licht der Civilisation im Schooße der Knechtschaft kennen gelernt, und zugleich die Kunst, in Freiheit zu leben.

Bis zu unsern Tagen war Afrika den Künsten und den Wissenschaften der Weißen verschlossen. Europas durch Afrikaner dort eingeführtes Licht wird vielleicht tief eindringen. Es liegt folglich der Stiftung eine große und schöne Idee zum Grunde, aber diese Idee, welche der alten Welt so viele Früchte bringen kann, ist unfruchtbar für die neue Welt. In 12 Jahren schaffte die Gesellschaft nach Liberia 2500 Köpfe, in nämlicher Zeit wurden in den Unionsstaaten 700,000 Neger geboren.

Wäre nur die Kolonie im Stande, Tausende neuer Einwohner zu empfangen, wäre sie im Stande, diese zu ernähren und zu beschäftigen; wollte auch die Union sich an die Stelle der Gesellschaft setzen, und dazu ihre Schätze verwenden! Aber eine solche Unternehmung ins Große dürfte ungemeine Schwierigkeiten bekämpfen müssen! Wollte die Union, um die Neger dahin zu schaffen, Sclaven den Herren abkaufen, so würde dadurch der Preis der Neger sehr steigen, und vermuthlich würden die nördlichen Staaten zu einer Unternehmung ohne Nutzen für sie selbst kein Geld bewilligen wollen. Wollte aber die Union die Herren im Süden zwingen, für einen niedrigen Preis Sclaven zu liefern, so würden die südlichen Staaten dies für eine Verletzung ihres Eigenthums halten. Von Unionswegen ist also die Durchführung nicht möglich.

Triebe die Union die Schiffsausfuhr noch so weit, so würde sie nicht einmal im Stande sein, dadurch einen Stillstand der natürlichen jährlichen Vermehrung der Neger herbeizuführen. Uebrigens lebten im Jahr 1830 in den vereinigten Staaten 2,010,327 Sclaven und 319,439 freie Neger = 2,329,766 Neger; folglich waren damals ein Fünftel der Bevölkerung Neger.

Die Neger werden nicht mehr die Küsten des nordamerikanischen Continents verlassen, wo sie die Leidenschaften und der Geiz der Europäer ans Land setzte, und erst mit ihrer Exi-

stenz die neue Welt wieder räumen. Die Einwohner der Unionsstaaten können die gefürchteten Unfälle aus dem Sclavenwesen höchstens entfernen, aber die Ursache selbst nicht mehr zerstören, und ich muß auch gestehen, daß ich die Abschaffung der Sclaverei als kein Mittel betrachte, um den Kampf der beiden Raçen in den südlichen Staaten zu verzögern.

Die Neger können, ohne sich zu beklagen, lange Sclaven bleiben, wenn sie aber freie Menschen geworden sind, so werden sie bald unwillig werden, nicht alle Rechte der Bürger zu besitzen. Wenn sie nicht den Weißen in allen Rechten gleich werden, so werden sie nicht zögern, sich als ihre Feinde zu zeigen.

Im Norden war die Freilassung der Sclaven ein Gewinn, man wurde das Sclaventhum los, und brauchte keine freien Neger zu fürchten. Ihre kleine Zahl konnte niemals Gleichheit der Rechte in Anspruch nehmen; aber im Süden ist das anders.

Die Sclavenfrage war in den nördlichen Unionsstaaten eine Handels- und Manufacturfrage; im Süden ist es eine Frage über Leben und Tod.

Ich wage nicht, wie einige amerikanische Schriftsteller, den Grundsatz der Negersclaverei zu vertheidigen, und sage nur, daß alle diejenigen, welche dies Princip vormals aussprachen, jetzt sich nicht wieder davon entfernen können.

Ich gestehe, daß, wenn ich den Zustand des Südens betrachte, ich für die weiße, diese Gegenden bewohnende Raçe nur zwei Wege sehe; entweder die Neger frei zu machen, und sich mit ihnen zu verschmelzen, oder die Trennung von ihnen fortzusetzen, und sie möglichst lange in der Sclaverei zu erhalten. Jeder Mittelweg scheint mir zum schrecklichsten Bürgerkriege zu führen, und vielleicht zum Ruin einer der beiden Raçen. So sehen auch die südlichen Unionsbürger die Sache an, und handeln darnach. Sie verschmelzen sich nicht mit ihnen, und setzen sie auch nicht in Freiheit.

Nicht alle Einwohner des Südens betrachten die Sclaverei als nothwendig zum Reichthum des Herrn. Hierin sind viele derselben mit ihren nordischen Mitbürgern eins, und geben gern zu, daß die Sclaverei ein Unglück ist; sie denken aber, daß man es beibehalten muß, um zu leben.

Die im Süden steigenden Einsichten ließen die Einwohner dieses Theils des Unionsgebiets einsehen, daß die Sclaverei dem Herrn nachtheilig ist, aber zugleich sehen sie ein, klarer als jemals vorher, daß es fast unmöglich ist, sie aufzulösen. Daraus entsteht ein sonderbarer Widerspruch. Die Sclaverei hat sich in den Gesetzen immer fester gestellt, je mehr man ihre Nützlichkeit für den Herrn bezweifelt, und indeß man solche im Norden immer mehr abschafft, zieht man aus demselben Grundsatz im Süden die strengsten Folgen.

Die Gesetzgebung dieser Staaten in Hinsicht der Sclaven zeigt in unsern Tagen eine unerhörte Grausamkeit, welche aufdeckt, welche Verkehrtheit in manchen Gesetzen herrscht. Liest man solche Gesetzgebung, so erklärt man sich sie nur aus der Stellung der Verzweiflung, worin sich beide Raçen gegen einander befinden.

Es ist keineswegs richtig, daß die weißen Bürger dieses Theils der Union gerade die Strenge der Knechtschaft vermehrt haben; im Gegentheil haben sie das materielle Schicksal der Sclaven verbessert. Die Alten kaunten zur Aufrechthaltung der Sclaverei nur Fesseln oder den Tod. Die Jetzigen haben verständigere Gewährschaften für die Dauer ihrer Macht entdeckt. Despotismus und Gewalt sind, wenn ich den Ausdruck wählen darf, geistiger geworden. Vormals suchte man den Sclaven zu verhindern, daß er seine Fesseln nicht zerbrach, und in unsern Tagen sucht man ihn so zu behandeln, daß er es nicht wünscht. Die Alten fesselten den Körper des Sclaven, ließen aber seinen Geist frei, und erlaubten den Sclaven, sich aufzuklären. Hierin war ihr System folgerecht. Damals gab es öfterer Freilassungen, wodurch der Sclave seinem Herrn gleich wurde.

Die südlichen Unionsbürger, welche nicht daran denken, daß sich jemals die Neger mit ihnen vermischen könnten, haben ihnen bei schwerer Strafe verboten, schreiben und lesen zu lernen. Damit es solchen nicht einfallen kann, sich ihnen jemals gleich zu stellen, sollen sie sich lieber so nahe als möglich an die Thiere halten. Von jeher gab man den Sclaven Hoffnung zur Freiheit, um die Strenge der Sclaverei dadurch zu mildern. Aber die südlichen Amerikaner haben begriffen,

daß die Freilassung stets Gefahren fürchten läßt, wenn der Freigelassene seinem Herrn nicht völlig gleich gestellt werden könne. Gibt man einem Menschen die Freiheit, und läßt ihn zugleich in Elend und Schande, so läßt er fürchten, künftig ein Förderer oder Haupt eines Sclavenaufstandes zu werden. Auch hatte man längst bemerkt, daß die Gegenwart eines freien Negers die Sclaven verbliebenen Neger unruhiger machte, und ihnen im zweifelhaften Lichte manche Rechte leuchten ließ. Daher nahm man den Herrn in den meisten Fällen das Recht der Freilassung, und knüpfte solche an einige schwierige Förmlichkeiten.

Ich traf im Süden der Union einen Greis an, welcher mit einer seiner Negerinnen im unehelichen Beischlaf mehrere Kinder erzeugt hatte, welche daher die Sclaven ihres Vaters waren. Oft hatte er daran gedacht, ihnen wenigstens die Freiheit zu vermachen, aber es waren Jahre verflossen, ehe er die Hindernisse ihrer völligen Freilassung wegräumen konnte. Während der Zeit wurde er älter, und war im Begriff zu sterben. Er stellte sich nun seine Kinder vor, wie sie von Markt zu Markt geschleppt, statt der väterlichen Auctorität unter der Ruthe eines Fremden stehen würden. Diese Schreckensbilder stimmte seine sterbende Einbildungskraft fast zum Wahnsinn. Ich sah ihn so, in der Angst der Verzweiflung, und begriff jetzt, wie sich die Natur an den Wunden rächt, welche ihr verkehrte Gesetze beigebracht haben.

Gewiß sind diese Uebel schrecklich! Sind sie aber nicht eine vorherzusehende nothwendige Folge des Grundsatzes der Sclaverei unter den Neueren? Von dem Augenblicke an, da die Europäer ihre Sclaven aus dem Schooße einer andern Menschenraçe nahmen, welche sie für unedler als die ihrige hielten, und welcher sich gleich zu stellen, Alle als etwas abscheuliches betrachteten, setzten sie voraus, daß die Sclaverei ewig dauern müsse; denn zwischen der äußersten Ungleichheit, welche die Knechtschaft, und der vollkommenen Gleichheit, welche die Unabhängigkeit schafft, gibt es keinen dauernden Mittelstand. Die Europäer haben diese Wahrheit, ohne es zu gestehen, allerdings gefühlt. Jedesmal, wo man wegen der Neger Gesetze gab, gehorchte man bald dem Stolze, bald dem

Mitleiden. Sie haben gegen die Neger alle Rechte der Menschlichkeit verletzt, und hernach haben sie solche unterrichtet von dem Werth und der Unverletzlichkeit dieser Rechte. Sie haben ihre Reihen ihren Sclaven geöffnet, und als diese in solche einzudringen versuchten, haben sie sie mit Schimpf verjagt. Indem sie Knechtschaft handhaben wollten, haben sie sich zur Freiheit hinreißen lassen, wider ihren Willen oder wider ihr Wissen, ohne den Muth zu haben, weder völlig ungerecht, noch gänzlich gerecht zu sein.

Wenn es unmöglich ist, den Zeitraum vorauszusehen, wo die südlichen Bürger der vereinigten Staaten ihr Blut mit demjenigen der Neger vermischen werden, können sie dann, ohne sich selbst in Gefahr zu bringen, erlauben, daß die Neger zur Freiheit gelangen? und wenn sie verpflichtet sind, um ihre eigene Raçe zu retten, sie in ihren Fesseln zu lassen, muß man sie denn nicht entschuldigen, wenn sie die kräftigsten Mittel ergreifen, um dazu zu gelangen?

Das, was im Süden der Union geschieht, scheint mir zugleich die schrecklichste und natürlichste Folge der Sclaverei zu sein. Wenn ich die Ordnung der Natur umgestürzt sehe, wenn ich wahrnehme, daß die Menschheit vergebens schreiet und kämpft unter dem Druck der Gesetze, so gestehe ich, daß ich keinen Unwillen fühle, um die Menschen unsrer Tage zu beschimpfen, welche die Urheber dieser Beleidigungen sind; aber ich sammle meinen ganzen Haß wider diejenigen, welche nach einer mehr als tausendjährigen Gleichheit die Sclaverei von neuem wieder in die Welt einführten.

Welche Anstrengungen aber auch die südlichen Amerikaner machen mögen, um die Sclaverei zu erhalten, so werden sie doch nicht alle darin glücklich sein. Die auf einen einzigen Punct auf der Erde eingeschränkte Sclaverei, welche das Christenthum als ungerecht und die politische Oekonomie als unheilvoll erklärt hat, kann mitten in der demokratischen Freiheit und im Lichte unsrer Tage nicht ewig fortdauern. Sie wird aufhören durch Thatsachen, mögen diese nun von Sclaven oder von Herren ausgehen. In beiden Fällen muß man großes Unheil erwarten. Verweigert man den südlichen Negern die Freiheit, so werden sie sich solche selbst nehmen; wenn

man sie ihnen einräumt, so werden sie solche mißbrauchen.

Welche Schicksale können die Dauer der amerikanischen Union treffen; welche Gefahren bedrohen solche?

Warum die überwiegende Macht mehr in der Hand der einzelnen Staaten, als der Union liegt. — Der Bund wird nur so lange dauern, als die ihn bildenden Staaten solchem werden angehören wollen. — Ursachen, welche sie zur Einigkeit bewegen müssen. — Nutzen der Union, um fremden Widerstand zu leisten, und keine Fremde in Amerika zu haben. — Die verschiedenen Staaten haben keine Natur-Gränzen. — Es theilen sich keine materielle Interessen. — Interesse des Nordens am Wohlstande und an der Vereinigung mit dem Süden und Westen; des Südens mit dem Norden und Westen; des Westens mit den beiden andern. — Immaterielle Interessen, welche die Amerikaner vereinigen. — Einförmigkeit der Meinungen. — Die Gefahren des Bundes liegen in der Verschiedenheit der Charaktere und der Leidenschaften der Menschen, welche ihn bilden. — Character der Bürger des Südens und des Nordens. — Das schnelle Wachsen der Union ist eine ihrer größten Gefahren. — Auswanderung der Bevölkerung nach Nordwesten. — Druck der Macht nach der nordwestlichen Küste. — Leidenschaften, welche durch diese plötzliche Bewegung des Glückes entstehen. — Wurde während der bisherigen Dauer der Union solche stärker oder schwächer? — Verschiedene Zeichen der Schwäche. — Innere Verbesserungen. — Wüste Ländereien. — Indianer. — Die Bankangelegenheit. — Die Zollangelegenheit. — Der General Jackson.

Von der Erhaltung der Union hängt zum Theil auch die Erhaltung der einzelnen Staaten der Union ab. Man muß also zuerst das künftige wahrscheinliche Schicksal der Union untersuchen. Aber vor allem muß man einen möglichen Fall beleuchten: ob, wenn die jetzige Conföderation sich trennen sollte, die einzelnen Staaten zu ihrer Unabhängigkeit, wie vor der Union, zurückkehren werden? welche Frage ich mit Nein beantworten zu müssen glaube. Vermuthlich würden sich alsdann aus den Getrennten mehrere Unionen bilden; ich kann aber nicht voraus sagen, welche neue Basis sich die neuen Unionen geben werden. Nur will ich die Ursachen anzeigen, welche die Auflösung der gegenwärtigen Union veranlassen können.

Um dazu zu gelangen, werde ich genöthigt sein, einige der früher eingeschlagenen Bahnen von neuem zu durchlaufen,

und mehrere früher beleuchtete Gegenstände noch einmal vorzulegen, was mir freilich Vorwürfe der Leser zuziehen kann, aber die Wichtigkeit des zu behandelnden Gegenstandes ist meine Entschuldigung. Ich will mich bisweilen lieber wiederholen, als nicht klar begriffen werden, und lieber dem Verfasser, als dem Gegenstande schaden.

Die Gesetzgeber, welche die Unionsverfassung von 1789 bildeten, haben sich bemühet, der Bundesmacht eine unabhängige und überwiegende Macht zu verschaffen.

Aber sie waren beschränkt durch die Bedingungen des Problems, dessen Auflösung ihnen oblag. Ihr Auftrag war nicht, die Regierung eines einzigen Volks zu gründen, sondern den Bund verschiedener Völker, und so ungern sie sich auch dazu entschlossen haben mögen, so mußten sie immer die Ausübung der Souverainetät theilen. Um die Folgen dieser Theilung richtig zu begreifen, ist es nöthig, die verschiedenen Souverainetätshandlungen von einander zu unterscheiden.

Es gibt Gegenstände, welche ihrer Natur nach national sind, welche nur auf die Nation im Ganzen Bezug haben, und nur dem Manne oder der Versammlung anvertraut werden können, welche am vollständigsten die ganze Union repräsentiren. Zu diesen rechne ich den Krieg und die Diplomatik.

Andere sind ihrer Natur nach provinciell, d. h. sie beziehen sich nur auf gewisse Oertlichkeiten, welche nur in der Oertlichkeit selbst schicklich behandelt werden können, z. B. das Budget der Gemeinden.

Endlich trifft man Gegenstände gemischter Natur an; sie sind national, weil sie alle Einzelne in der Nation interessiren; sie sind provinciell, weil es nicht nöthig ist, daß die ganze Nation solche besorgt. Dies sind z. B. die Rechte, welche den Civil- und politischen Zustand der Bürger reguliren. Es gibt keinen Staat ohne bürgerliche und politische Rechte. Diese haben natürlich für alle Bürger ein Interesse, aber es ist zur Existenz und der Glückseligkeit der Nation nicht absolut nöthig, daß diese Rechte in allen Staaten des Bundes gleichförmig sind; sie brauchen also nicht durch die Centralgewalt regulirt zu werden.

Unter den Gegenständen, womit sich die Souverainetät be-

schäftigt, gibt es also zwei nothwendige Kategorieen; man trifft sie in allen wohleingerichteten Staaten an, wie auch die Basis beschaffen sein mag, worauf sich der Socialvertrag stützt.

Zwischen diesen beiden äußersten Puncten schwanken die allgemeinen aber nicht nationalen Gegenstände aus der gemischten Klasse. Da diese Gegenstände weder ausschließend national, noch völlig provinciell sind, so können sie noch allenfalls der Regulirung der Einzelstaaten vorbehalten bleiben.

Gemeiniglich verbinden sich bloße Privaten in den neuesten Staaten der nordamerikanischen Union, um den Souverain zu bilden, und ihre Vereinigung bildet ein Volk. Unter der allgemeinen Regierung, welche sie sich gegeben haben, trifft man alsdann nur individuelle Kräfte, oder collective Gewalten, von denen jede einen kleinen Theil der Souverainetät bildet. Alsdann beruft man auch am natürlichsten die allgemeine Regierung, nicht allein die wesentlich nationalen Gegenstände, sondern auch den größten Theil der sogenannten gemischten Gegenstände zu reguliren. Die Oertlichkeiten erhalten bloß diejenigen Theile der Souverainetät, welche zu ihrem Wohlsein unentbehrlich sind.

Bisweilen ist durch eine Thatsache vor der Stiftung des Bundes der Souverain aus bereits organisirten politischen Körperschaften gebildet worden; alsdann pflegt die Provincialregierung nicht allein die ihrer Natur nach ausschließend provinciellen Gegenstände, sondern alle, oder wenigstens einen Theil der gemischten vorgedachten Gegenstände zu leiten. Denn die verbündeten Nationen bildeten vor dem Bunde selbst den Souverain, und haben auch einen sehr ansehnlichen Theil der Souverainetätszweige gemischter Art behalten. Die Union erlangte in Nordamerika nur das Unentbehrlichste zur Ausübung der Bundesrechte.

Wenn die Nationalregierung, unabhängig von den ihrer Natur nach zur Ausübung ihrer Vorrechte unentbehrlichen Rechten, auch im Besitz der Regulirung vieler gemischten Souverainetätshandlungen ist, so sagt man, daß sie eine überwiegende Macht ausübt. Sie hat alsdann nicht nur viele Rechte, sondern sie vermag auch die Rechte, welche sie nicht besitzt, an sich zu ziehen. In solchem Falle darf man fürchten,

daß sie am Ende den Provincialregierungen ihre natürlichen und nothwendigen Vorrechte entziehen werde, was indeß in Nordamerika schwerlich erfolgen wird.

Wenn im Gegentheil die Provincialregierung mit dem Regulirungsrecht der meisten oder aller gemischten Regierungsrechte ausgestattet ist, so herrscht im Staate ein entgegengesetztes Trachten. Die überwiegende Kraft ist dann in der Hand der Provinz, aber nicht der Nation, und man darf fürchten, daß am Ende die Nationalregierung der zu ihrem Wesen nothwendigen werde beraubt werden. Ein in Nordamerika wahrscheinlicherer Fall.

Die aus einer Nation bestehenden Völker haben dann eine Vorliebe für das Centralisiren, und die conföderirten Völker für die Theilung der Souverainetätsrechte.

Jetzt kann ich diese allgemeinen Begriffe auf die amerikanische Union anwenden.

Den Einzelstaaten sollte eigentlich nur das Recht beikommen, die rein provinciellen Gegenstände zu reguliren.

Was noch mehr ist, diese Einzelstaaten behielten sich sogar die Bestimmung der Civil- und politischen Fähigkeit der Bürger, die Regulirung der Beziehungen derselben unter sich, mit der Justizpflege vor. Diese Rechte sind zwar ihrer Natur nach allgemeine, aber nothwendig ist hier die Leitung derselben durch die Nationalregierung freilich nicht.

Wir haben gesehen, daß die Bundesregierung das Recht erlangt hat, im Namen der ganzen Nation in den Fällen Befehle zu ertheilen, wo sie als ein einziges Individuum handelt. Sie repräsentirt solche bei den Fremden, und leitet alle Kräfte derselben in Vereinigung wider den Feind. Kurz, sie behandelt alle ausschließend nationalen Gegenstände.

Dem äußeren ersten Scheine nach ist freilich der Antheil der Bundesregierung an der allgemeinen Souverainetät größer, als derjenigen der einzelnen Staaten, aber bei tieferer Prüfung ergibt sich, daß ersterer geringer ist, als der Antheil der einzelnen Staaten.

Die Unions- oder Bundesregierung vollzieht größere Unternehmungen, aber man fühlt, daß sie selten regiert. Die Regierungen der einzelnen Staaten machen mehr, aber

kleinere Dinge, aber sie ruhen nie, und stets sieht man sie thätig.

Die erstere wacht über die allgemeinen Interessen des Staats der Union, aber diese Interessen eines Volks wirken nur mittelbarer Weise auf das individuelle Wohl.

Die Angelegenheiten der Einzelstaaten (also die provinciellen) wirken dagegen sichtbarer auf das Wohl der Einwohner.

Die Bundesregierung sichert die Unabhängigkeit und die Größe der Nation, aber dies macht selten die Einzelnen glücklich. Dagegen sichern die Regierungen der Einzelstaaten die Freiheit, die Rechte, das Vermögen, das Leben und die ganze Zukunft jedes Bürgers.

Die Bundes- oder Nationalregierung ist weit entfernt von ihren Untergeordneten; die Regierungen der Einzelstaaten stehen dem Einzelnen näher, und man kann sich daher an solche leichter wenden. Die Centralregierung hat für sich den Ehrzeiz solcher Personen von allgemeinem Talent, welche die Hoffnung hegen, in solcher einmal allgemeine Ideen ins Leben einführen zu können. Dagegen ist das System der einzelnen Staatsregierungen beliebter bei den Köpfen zweiten Ranges in Talenten, welche nur in ihrem Staat einmal Macht zu erlangen hoffen, und da diese dem Volke näher stehen, so wirken sie auf solches leichter.

Die Amerikaner haben also von den Regierungen ihrer Einzelstaaten mehr zu fürchten und zu hoffen, als von der Bundesregierung, und nach dem natürlichen Hange des menschlichen Herzens werden sie sich lebhafter an die Ersteren, als an die Letzteren ketten. Gewohnheit und Gemüth sind hier mit den Interessen im Einklange.

Wenn eine Nation mit einer dicht neben einander lebenden Bevölkerung ihre Souverainetät theilt, und ihre Verwaltung in eine Union von verbündeten Staaten verwandelt, so kämpfen Erinnerungen, Herkommen, Gewohnheiten lange wider die Gesetze, und geben der allgemeinen Regierung eine Kraft, welche ihr die Regierungen der Einzelstaaten ungern einräumen. Wenn sich verbündete Völker eine gemeinschaftliche Souverainetät geben, so wirken die nämlichen Ursachen ent-

gegengesetzt. Würde Frankreich z. B. eine conföderirte Republik, wie die vereinigten Staaten, so würde sich die allgemeine Regierung anfangs eben so wenig energisch zeigen, als die Union der Amerikaner, und wenn sich die Letztere in eine Monarchie, wie in Frankreich, verwandelte, so würde die neue königliche Regierung sich anfangs schwächer fühlen, als in Frankreich. — In dem Augenblicke, wo sich das nationale Leben unter den englischen Amerikanern bildete, war die Provincialregierung schon daselbst alt, unter welcher sich die nöthigen Beziehungen zwischen den Gemeinden und deren Privaten längst gebildet hatten; man war dort lange gewöhnt, gewisse Gegenstände im gemeinsamen Interesse zu berathen, und sich ausschließend mit gewissen Unternehmungen zu beschäftigen, welche ein specielles Interesse repräsentirten.

Die Union ist ein unermeßlicher Körper, den der Patriotismus nicht ganz übersehen kann. Der einzelne Staat hat bestimmte Formen und Gränzen, und repräsentirt eine Zahl den Einwohnern bekannter und theurer Interessen. Er verschmilzt sich mit dem Bilde des Bodens, vereinigt sich innig mit dem Eigenthum der Familie, den Erinnerungen der Vergangenheit, den Arbeiten der Gegenwart, und den Träumen der Zukunft. Der Patriotismus, welcher oft nur eine Ausdehnung des Egoismus eines Einzelnen ist, ist daher nur in den Einzelstaaten vorhanden, und nicht eigentlich in die Union übergegangen. Es vereinigen sich also die Interessen, die Gewohnheiten, und die Gemüthlichkeit sichtbarer im politischen Leben der Einzelstaaten, als der Union.

Die verschiedene Kraft der Unions- und der einzelnen Regierung bemerkt man in der Bewegung, welche sie in ihrem Geschäftskreise veranlassen.

Jedesmal, wenn die Regierung eines Einzelstaats sich an einen Einzelnen, oder an eine Association der Menschen wendet, spricht sie klar und befehlend, und eine gleiche Sprache führt die Union, wenn sie mit einem Einzelnen spricht, aber in den Verhandlungen der Union mit den Einzelstaaten parlamentirt sie, erklärt ihre Beweggründe, rechtfertigt ihr Betragen, zieht Schlußfolgen, gibt Rath, und befiehlt nichts. Erheben sich Zweifel über die constitutionelle Macht

der Bundes= und einer einzelnen Regierung, so behauptet die Letztere ihr Recht in kühner Sprache, und ergreift schnelle Mittel, um ihr Recht zu unterstützen; indeß streitet die Unionsregierung nur mit Gründen, beruft sich auf den gesunden Verstand der Nation, auf deren Interessen und Ruhen; sie zögert und unterhandelt, und erst in der äußersten Verlegenheit handelt sie kräftiger. Anfangs möchte man glauben, daß die Provincial= und nicht die Unionsregierung über die Kräfte der ganzen Nation geböte, und daß der Unionscongreß nur einem Staate geböte.

Jede Bundesregierung ist, trotz alles ihr von den ersten Stiftern Eingeräumten, ihrer Natur nach schwach, und bedarf, um zu bestehen, mehr als jede andere, den freiwilligen Beistand der Regierten.

Man sieht leicht, daß es die Absicht der Unionsregierung ist, die Vereinigung der Staaten zu behaupten. Ist diese Einigkeit nur erreicht, so ist sie weise, stark und gewandt. Sie ist so organisirt, daß sie es gemeiniglich nur mit Einzelnen zu thun hat, und daß sie leicht die Schwierigkeiten wider den allgemeinen Willen besiegen kann, aber man sah bei deren Stiftung nicht den Fall voraus, daß einzelne oder mehrere Staaten aufhören wollten, vereint zu bleiben.

Wenn die Souverainetät der Union heute mit derjenigen der Staaten in Streit gerieth, so kann man leicht voraussehen, daß die erstere unterliegen wird; ich zweifle sogar, daß der Kampf jemals ernsthaft sein würde. Jedesmal, wenn man der Bundesregierung einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzt, pflegt diese nachzugeben. Nach der bisherigen Erfahrung erlangte der Staat, welcher etwas beharrlich wollte und mit Entschlossenheit forderte, das, was er wollte, und wenn er eine Bundespflicht zu leisten rein verweigerte, so ließ man ihm frei, zu thun, was er wollte. »Im Kriege des Jahrs 1812« schrieb Jefferson am 17. März 1817 an General Lafayette- »waren vier östliche Staaten mit der übrigen Union nicht mehr verbunden, als eine Leiche mit lebenden Menschen.

Hätte die Unionsregierung eine ihr eigenthümliche Macht, so würde ihr die materielle Lage des Landes es sehr schwer

machen, sich derselben zu bedienen. Der Friedensstand der Union erlaubt ihr keinen Vorwand zur Unterhaltung eines bedeutenden stehenden Heers. Ohne ein solches Heer hat die Unionsregierung nichts im Voraus bereit, um einen günstigen Augenblick zu benutzen, den Widerstand zu besiegen, und durch Ueberfall sich der souverainen Gewalt in einem widerspenstigen Unionsstaat zu bemächtigen.

Die Union regiert ein großes Gebiet, das von manchen Wüsten durchzogen wird. Die Bevölkerung ist zerstreut in der Mitte des noch halbwüsten Landes. Wenn die Union unternehmen wollte, mit den Waffen die Conföderirten im Zwange zu erhalten, so würde sie sich in ähnlicher Verlegenheit befinden, als England in der Zeitfrist des Unabhängigkeitskrieges.

Selbst eine starke Regierung kann nicht leicht den Folgen eines einmal angenommenen Grundsatzes als Grundlage seines Staatsrechts ausweichen. Freiwillig haben unabhängige Staaten den nordamerikanischen Bund gestiftet. Diese haben, als sie sich verbanden, ihre Nationalität nicht verloren, und sich nicht vollkommen in ein einziges Volk verschmolzen. Wenn jetzt einer dieser Staaten der Union wieder entsagen wollte, so würde man ihm nicht beweisen können, daß er dies nicht zu thun vermöchte, und die Bundesregierung würde den Gehorsam weder mit Gewalt, noch im Rechte erzwingen können.

Sollte sich einmal ein einziger, oder sollten sich mehrere Staaten vom Lande trennen, und ihm nicht gehorchen wollen, so würde nur das Privatinteresse eines oder mehrerer verbündeten Staaten, denen dessen Fortsetzung wichtig dünkte, der Union zum Zwange die Mittel verleihen können, was man freilich in Conföderationen oft geschichtlich erfahren hat.

Ich setze voraus, daß unter den Staaten, welche der Bund vereinigte, stets einige davon einen vorzüglichen Nutzen haben werden, oder daß dessen Wohlfahrt gänzlich von der Union abhängt. In diesem Falle wird die Union von solchen Staaten einen großen Nutzen ziehen, um die anderen Staaten in Abhängigkeit zu erhalten. Dann zieht aber die Union nicht mehr ihre Kraft aus sich selbst, sondern aus einem ihrer Natur widersprechendem Grundsatze. Die Völker schließen solche

Unionen, um gleiche Vortheile von ihrer Verbindung zu ziehen, und in dem früher angeführten Falle ist die Bundesregierung mächtig, weil bis zum Bunde Ungleichheit unter den verbündeten Völkern herrschte.

In einem andern Falle kann einer der verbündeten Staaten eine solche Machtüberlegenheit erlangt haben, daß er sich allein der Centralgewalt bemächtigen kann. Er wird alsdann die andern Staaten als seine Unterthanen betrachten, und unter dem Schein der Bundessouverainetät seine eigene Souverainetät in Respekt setzen. Man wird dann manches Große im Namen der Bundesregierung vollbringen, aber in der That ist sie nicht mehr vorhanden. So stellten sie bisweilen die Provinz Holland in der Republik der vereinigten Niederlande, und der Kaiser im deutschen Reiche an die Stelle ihres Bundes, und benutzten die Bundesmacht in ihrem Interesse.

In beiden Fällen wird die im Namen des Bundes handelnde Macht um so stärker, je mehr sie sich vom natürlichen Zustande und vom anerkannten Bundesprincip entfernt.

In Amerika ist die jetzige Union allen Staaten nützlich, aber ich möchte nicht behaupten, daß sie einem Staat wesentlich nöthig sei. Mehrere Staaten können den Bundesvertrag brechen, ohne daß das Schicksal der übrigen dadurch verletzt würde, nur würde die Summe ihres Glücks kleiner werden. Da es keinen Staat der Union gibt, dessen Existenz oder Glück mit dem jetzigen Bunde gänzlich verbunden wäre, so gibt es ebenfalls keinen Staat, welcher nicht zu sehr großen persönlichen Opfern bereit wäre, um die Union zu erhalten.

Von der andern Seite erblickt man keinen Staat, der ein großes ehrgeitziges Interesse besäße, um die Conföderation, so wie wir sie jetzt sehen, aufrecht zu erhalten. Gewiß üben nicht alle einen gleichen Einfluß auf die Bundesregierung aus, aber bisher darf sich kein einzelner Staat schmeicheln, darin zu herrschen und seine Verbündeten als Untergeordnete oder als Unterthanen behandeln zu können.

Es scheint mir also gewiß, daß, wenn sich ein Theil der Union im Ernst von einander trennen wollte, man ihn nicht allein nicht davon abhalten, sondern auch dies nicht einmal versuchen würde. Die gegenwärtige Union wird also nur so

lange dauern, als die jetzigen verbündeten Staaten es wollen werden.

Nachdem dieser Punct der Frage, ob sich die verbündeten Staaten würden einzeln abtrennen können, abgemacht worden ist, ist nur noch zu untersuchen, ob sie in Vereinigung werden bleiben wollen.

Unter allen Gründen, welche die jetzige Union den Amerikanern nützlich machen, gibt es zwei besonders ins Auge fallende.

Obgleich die Amerikaner auf ihrem Continent fast allein sich befinden, so gibt ihnen doch der Handel alle Völker zu Nachbaren, mit denen sie Verkehr treiben. Ungeachtet dieser vorzüglichen Stellung haben also die Amerikaner sehr zu wünschen, daß sie stark sein mögen, und dies können sie nur vereinigt bleiben.

Wenn sich die Staaten veruneinigen, so würden sie nicht allein ihre Macht wider die Fremden verringern, sondern sich auch auf ihrem eigenen Continent Fremde schaffen, mit einem Zollsystem im Innern; durch idealische Gränzlinien würde man die Thäler von einander absondern, dem Lauf der Flüsse nicht mehr dem freien Handel überlassen, und auf jede Art die Ausbeutung des unermeßlichen Continents stöhren, welches ihnen der Himmel zum Erbgute gab.

Jetzt brauchen sie keine feindlichen Einfälle zu fürchten, also haben sie keine Heere zu unterhalten, keine schweren Abgaben zu erheben, aber nach der aufgelösten Union würden sich alle diese dadurch entstandenen Uebelstände sehr fühlbar machen. Die Amerikaner haben daher ein großes Interesse, vereint zu bleiben. Von der andern Seite gibt es fast kein denkbares materielles Interesse irgend eines Theils der Union, sich von einander zu trennen.

Uebersieht man die Charte der vereinigten Staaten, so läuft die Kette der Alleghany-Gebirge von Nordost nach Nordwesten in einer Länge von 16 Graden, und man kann versucht werden, zu glauben, daß es der Zweck der Vorsehung war, zwischen dem Missisippithale und den Küsten des atlantischen Meeres eine der natürlichen Schranken zu erheben, welche sich den bleibenden Beziehungen der Menschen unter einander als nothwendige Gränzen der Völker entgegen stellen.

Aber die mittlere Höhe der Alleghanys ist nicht über 2100 bis 2400 Fuß, nach Volney tableau des états unis, und nach Darby 5000 bis 6000 Fuß. Die runden Gipfel und geräumigen Thäler der Alleghanys haben einen vielfachen leichten Zugang, und die großen Flüsse Hudson, Susquehanna, Potomac, haben ihre Quellen im Westen der Alleghanys, auf der Hochebene des Missisippithals, und durchbrechen von dieser Ebene aus das Alleghanygebirge, welches sie nach dem Westen abzuweisen scheint, und öffnen im Schooße des Gebirges natürliche, den Menschen stets offene Straßen.

Also erhebt sich keine eigentliche Scheidung in dem Boden, welche jetzt die englischen Amerikaner bewohnen. Die Alleghanys dienen so wenig zu einer Völkergränze, daß sie nicht einmal die Einzelstaaten begränzen. Newyork, Pensylvanien und Virginien schließen Theile dieses Gebirges in ihrem Umkreise ein, und erstrecken sich an der westlichen und östlichen Seite dieses Gebirges. Ihre Kette ist nicht so hoch, als die höchstens 4200 Fuß hohen Voghesen, und weit leichter zugänglich. Die im Osten der Alleghanys belegenen Gegenden haben eine eben so natürliche Verbindung mit dem Missisippi, als die Franche Comté, Oberburgund und Elsaß mit dem übrigen Frankreich.

Das in unsern Tagen von den 24. Staaten der Union, und drei großen Districten, welche noch nicht unter den Staaten aufgenommen worden sind, obgleich sie dazu die erforderliche Bevölkerung besitzen, bewohnte Land hat über 47,000 deutsche Quadratmeilen, ist also fast fünfmal so groß, als Frankreich, indeß Darby (View of the united states S. 435). über eine Million englische Quadratmeilen berechnet. Der Boden ist sehr verschieden, wie die Temperatur und die Producte.

Diese große Gebietsausdehnung veranlaßte manche, anzunehmen, daß daher die Union nicht lange werde dauern können. Hier muß man bemerken, daß zwar die verschiedenen Interessen der Provinzen großer Reiche, wenn sie von einander abweichen, Kampf und dann Trennung veranlassen können, und daß in solcher Lage die Größe eines Staats dessen Dauer ungewiß machen kann. Natürlich müssen aber die Einwohner eines großen Staats, wenn diese gleiche Interessen haben, um so glücklicher sein

können, denn die Gemeinschaft der Regierung befördert den innern Tausch der Erzeugnisse, und erhöhet dadurch ihren Werth.

Freilich sehe ich in der Union manche verschiedene Interessen in den verschiedenen Staaten derselben, aber nicht, daß sich solche einander feindlich entgegen ständen.

Die südlichen Staaten sind fast ausschließend Landbauer, und die nordischen dagegen mehr gewerbfleißige Handelsvölker. Die Staaten des Westen sind zugleich Manufacturisten und Pfleger ihres Bodens. Im Süden bauet man Taback, Reis, Baumwolle und Zucker; im Norden und Westen Mais und Weitzen. Also sind die Quellen ihres Reichthums sehr verschieden, aber um diese aufs Höchste zu benutzen, dient ihnen die allen gemeinschaftliche und gleich günstige Union.

Der Norden der Union, welcher die Schätze der englischen Amerikaner in alle Welttheile versendet, und wiederum deren Reichthümer in den Schooß der Union zurückführt, hat ein augenscheinliches Interesse, daß die Union in ihrer jetzigen Beschaffenheit fortdauern möge, damit die Zahl der Producirer und der Verbraucher, deren Abnehmer und Zuführer er ist, möglichst groß bleiben möge. Der Norden ist der natürliche Tauschvermittler zwischen dem Süden und dem Westen von der einen Seite, und der übrigen Erdbewohner von der andern. Der Norden muß daher wünschen, daß der Süden und der Westen im Wohlstande und einig bleiben, um seinen Fabriken die rohen Stoffe und seinen Schiffen Fracht zu liefern.

Der Süden und der Westen haben von ihrer Seite ein noch unmittelbares Interesse bei der Fortdauer der Union und des Wohlstandes des Nordens. Die meisten Erzeugnisse des Südens werden über das Meer ausgeführt. Der Süden und der Westen bedürfen daher die Handelsverhältnisse des Nordens, um ihre Erzeugnisse verkaufen zu können. Sie müssen wünschen, daß die Union eine große Seemacht bilde, um sie kräftig schützen zu können. Der Süden und der Westen müssen gern zu den Kosten einer Marine beitragen, obgleich sie keine Schiffe haben, denn wenn Europas Flotten die Häfen des Süden und das Delta des Missisippi verschließen würden, wohin sollte dann der Reis der Carolinen, Virginiens Taback,

der Zucker und die Baumwolle des Missisippithals gehen? Es gibt keinen Artikel des Bundesbudgets, der nicht zur Erhaltung gemeinschaftlicher Interessen der Union verwendet würde.

Unabhängig vom Handelsnutzen finden der Süden und der Westen der Union einen großen politischen Nutzen darin, unter sich und mit dem Norden vereinigt zu bleiben, denn der Süden enthält in seinem Schooß eine große Anzahl Sclaven, die schon jetzt und noch mehr künftig die Weißen bedrohen werden.

Die westlichen haben sämmtlich ihren Sitz im Missisippithale. Die dieses Gebiet bewässernden Flüsse kommen aus dem Alleghany oder aus dem Felsengebirge, oder aus den nordischen Seen und ganz unbekannten Gebirgen, und strömen in den Missisippi, und durch ihn in den merikanischen Meerbusen. Die westlichen Staaten sind durch ihre Lage ganz abgesondert von den Traditionen Europas und von der Civilisation der alten Welt.

Die Einwohner des Südens müssen also wünschen, die Union beizubehalten, um nicht allein da zu stehen gegen die Neger und die Einwohner des Westen über, um sich nicht im Schooße Mittelamerikas ohne freie Verbindung mit der übrigen Welt zu befinden.

Der Norden von seiner Seite muß wünschen, daß die Union sich nicht auflöse. Jetzt ist er der Ring, welcher diesen großen Körper mit der Welt verbindet. — Also verbinden materielle Interessen alle Theile der Union eng aneinander.

Eine ähnliche Gleichheit herrscht in Hinsicht der materiellen Interessen der Menschheit durch Meinungen und Gemüth.

Die Einwohner der vereinigten Staaten sprechen viel von ihrer Liebe zum Vaterlande, aber ich rechne wenig auf den Patriotismus, der sich auf Interesse gründet, welchen daher ein verändertes Interesse vernichten kann.

Eben so wenig lege ich viel Werth auf die täglichen Versicherungen der Amerikaner, ihr Bundessystem beibehalten zu wollen, weil es ihre Väter angenommen haben.

Was eine große Zahl der Bürger unter einer gemeinschaftlichen Regierung erhält, ist weit weniger der auf Gründe gestützte Wille, vereint bleiben zu wollen, als die instinctartige, gewissermaßen unfreiwillige Uebereinstim-

mung als Resultat der Gleichheit des Gemüths und der Meinungen.

Niemals werde ich einräumen, daß die Menschen darum allein einen Staat bilden, weil sie ein gleiches Haupt und gleiche Gesetze haben. Er entsteht erst, wenn die Menschen viele Gegenstände auf eine gleiche Art ansehen, gleiche Meinungen haben, und wenn die nämlichen Thatsachen gleiche Eindrücke und Gedanken entstehen lassen.

Wer aus diesem Gesichtspuncte die gegebene Frage beachtet, und die Vorgänge in den vereinigten Staaten studirt, wird ohne Zweifel entdecken, daß die Einwohner der bis 26 vermehrten Staaten dennoch ein einziges Volk bilden, und vielleicht wird man entdecken, daß der Gesellschaftsstaat im Schooße der englisch-amerikanischen Union wirklicher vorhanden ist, als unter gewissen Nationen Europas, mit einer einzigen Gesetzgebung und Unterwerfung unter einem Manne.

Obgleich die englischen Amerikaner mehrere Religionen haben, so betrachten sie doch alle die Religion aus einem Gesichtspunct.

Sie sind sich nicht immer in Ansehung der Mittel einig, um gut zu regieren, und weichen von einander ab in der Frage, welche Form man der Regierung geben muß; desto einiger sind sie sich in Ansehung der allgemeinen Grundsätze, nach welchen regiert werden muß. Von Maine nach Florida, vom Missouri bis zum atlantischen Ocean glaubt man, daß der Ursprung aller gesetzlichen Gewalt im Volke liegt; hat gleiche Begriffe von Freiheit und Gleichheit, über die freie Presse, das Associationsrecht, die Geschwornen und die Verantwortlichkeit der Agenten der Macht.

Wenn wir von den politischen und religiösen Ideen zu den philosophischen und moralischen, welche die Begebenheiten des täglichen Lebens, und das Ganze unsers Betragens leiten, übergehen, so bemerken wir in Nordamerika eine gleiche Uebereinstimmung.

Die große Mehrheit der englischen Amerikaner, denn natürlich denken sie nicht alle gleich, erkennen die moralische Auctorität in der allgemeinen Vernunft, wie die politische Macht in der Allgemeinheit der Bürger; sie meinen, daß man sich

auf die allgemeine Stimme verlassen muß, um richtig zu unterscheiden, was erlaubt oder verboten, wahr oder falsch ist. Die meisten unter ihnen denken, daß die Kenntniß ihres wohlverstandenen Interesse hinreicht zur Bestimmung, was gerecht und rechtschaffen ist. Sie glauben, daß jeder bei seiner Geburt die Fähigkeit erhalten hat, sich selbst zu regieren, und daß keiner das Recht hat, seinen Nächsten zum Glücke zu zwingen. Alle vertrauen mit Ueberzeugung, daß die Menschheit einer fortgehenden Vervollkommnung fähig ist, sie urtheilen, daß verbreitete Einsichten nothwendig nützliche Resultate, und die Unwissenheit das Gegentheil herbeiführen müsse; Alle betrachten den Staat als eine sich immer mehr verbessernde Einrichtung, die Menschheit als ein stets wechselndes Panorama, in welchem nichts für immer bestimmt werden muß, und behaupten, daß das, was heute gut scheint, morgen durch irgend etwas heute noch Unbekanntes ersetzt werden kann.

Ich sage nicht, daß alle diese Meinungen richtig sind, aber sie sind amerikanisch.

So wie die englischen Amerikaner durch gemeinschaftliche Begriffe unter sich verbunden sind, so trennt sie wiederum von allen andern Völkern ihr Stolz. Seit 50 Jahren hört man nicht auf, ihnen zu wiederholen, daß sie das einzige religiöse, aufgeklärte und freie Volk bilden. Sie sehen, daß bei ihnen bisher die demokratische Verfassung gedeihet, und in der übrigen Welt zu Grunde gehet, sie haben daher eine hohe Meinung von sich und glauben, daß sie ein sehr vorzügliches Menschengeschlecht bilden.

Die die vereinigten Staaten bedrohenden Gefahren stammen also nicht aus der Verschiedenheit der Interessen und der Meinungen, sondern man muß sie in der Verschiedenheit der Charaktere und Leidenschaften der Amerikaner suchen.

Die das große Staatsgebiet der Union bewohnenden Menschen sind fast alle englischer Abkunft, aber allmählig haben das Klima und besonders die Sclaverei deutliche Abweichungen des Characters unter den südlichen und nördlichen Einwohnern der Unionsstaaten hervorgebracht.

Man glaubt gemeiniglich, daß die Sclaverei dem Theil der

Union, wo sie herrscht, besondere Interessen wider das Interesse der Staaten ohne Sclaven eingeflößt habe. Ich habe dies aber nicht bemerkt, doch änderte die Sclaverei den Character der Einwohner des Südens um, und gab ihnen andere Gewohnheiten, als in den Staaten, wo keine Sclaverei herrscht.

Ich habe früher gezeigt, welchen Einfluß die Knechtschaft auf die Handelsfähigkeit der Unionseinwohner im Süden hatte; der nämliche Einfluß erstreckt sich auch über die Sitten.

Der Sclave ist ein Diener, welcher nicht viel untersucht, und sich ohne Murren unterwirft. Bisweilen meuchelmordet er seinen Herrn, aber er leistet ihm niemals Widerstand. Im Süden haben auch arme Familien ihre Sclaven. Von erster Jugend an übt der Unionsbürger im Süden im väterlichen Hause eine Art Dictatur. Einer der ersten ihm eingeflößten Begriffe ist, daß er befehlen kann, und die erste Gewohnheit, welche er annimmt, ist diejenige, schnell zu befehlen. Es trachtet also schon die Erziehung darnach, den Amerikaner des Südens zu einem stolzen, raschen, jähzornigen, heftigen, in seinen Wünschen glühenden, keine Hindernisse duldenden, aber leicht zu entmuthigenden Menschen zu bilden, wenn der erste Schlag mißlingt.

Um die Wiege des nördlichen Amerikaners läuft kein Sclave, ja nicht einmal ein freier Diener, denn gewöhnlich ist er gezwungen, für seine eigenen Bedürfnisse zu sorgen. Kaum ist er in der Welt, so stellt sich ihm von allen Seiten die Idee der Nothwendigkeit dar, sich in Unvermeidliches zu schicken; er lernt also frühe genau die natürliche Gränze seiner persönlichen Macht kennen, er erwartet nicht, durch Gewalt den Willen beugen zu können, welcher ihm Widerstand leistet, und weiß, daß er, um den Beistand andrer Menschen zu erlangen, vor allem dessen Gunst gewinnen muß. Er ist daher geduldig, überlegend, duldsam, leicht zu behandeln, und standhaft in seinem Entwürfen.

In den mittäglichen Unionsstaaten werden die dringendsten Bedürfnisse des Menschen sofort befriedigt. Daher bekümmert sich der südliche Amerikaner wenig um die materiellen Sorgen des Lebens, ein Andrer besorgt das für ihn. Weil er dieser Sorge überhoben ist, so ist seine Einbildungskraft auf andere

größere, und weniger genau bestimmte Gegenstände gerichtet. Er liebt Größe, Luxus, Ruhm, Lärm, Vergnügungen und vor allem Müßiggang. Nichts zwingt ihn zur Anstrengung, bloß um Lebensunterhalt zu gewinnen, und weil er keine nothwendigen Arbeiten hat, schläft er ein, und unternimmt selbst keine nützlichen.

Da in den nördlichen Staaten der Union viele Gleichheit der Glücksumstände herrscht, und die Sclaverei dort nicht vorhanden ist, befindet sich der Mensch daselbst beschäftigt durch die nämlichen materiellen Sorgen, um welche sich der Mensch im Süden nicht bekümmert. Von seiner Kindheit an bekämpft er das Elend, und er gewöhnt sich, den Wohlstand über alle Genüsse des Geistes und des Herzens zu stellen. Seine auf manches kleinliche im Leben gerichtete Einbildungskraft erlischt, seine Begriffe sind wieder zahlreich und allgemein, aber sie werden practischer, klarer und richtiger. Da er alle Anstrengungen seines Verstandes auf Studien des Wohlseins richtet, so zeichnet er sich bald dadurch aus, und weiß die Natur und die Menschen bewundernswürdig zu benutzen, um Reichthum zu schaffen, so wie den Staat zum Wohlstande seiner Glieder mitwirken zu lassen, und aus dem persönlichen Egoismus das allgemeine Glück auszupressen.

Der Mann des Nordens hat nicht allein Erfahrung, sondern auch Wissenschaft, doch deutet er solche nicht als ein Vergnügen, sondern schätzt sie als Mittel, und ergreift alle möglichen nützlichen Anwendungen mit Begierde. Der südliche Amerikaner ist im Umgange ungezwungener, geistreicher, offener, großmüthiger, geistiger und glänzender. Der nordische Amerikaner dagegen thätiger, vernünftiger, aufgeklärter und geschickter. Der südliche hat den Geschmack, die Vorurtheile, die Schwächen und die Größe aller Aristokratieen. Der nördliche die Eigenschaften und die Mängel des Mittelstandes.

Man vereinige zwei Menschen zu einer Gesellschaft, beide mit gleichen Interessen und ziemlich verwandten Meinungen; wenn ihr Character, ihre Einsichten und ihre Civilisation verschieden sind, so ist sehr wahrscheinlich, daß sie sich nicht vereinigen werden. Die nämliche Bemerkung paßt auf eine Volkssocietät im Staate. Die Sclaverei greift also nicht unmittel-

bar durch Interessen den amerikanischen Bund an, aber mittelbar durch die Sitten des Herrenthums.

Den Bundesvertrag im Jahre 1790 schlossen dreizehn Staaten, und jetzt gehören zu solchem sechs und zwanzig. Die Bevölkerung des Jahres 1790 war kaum vier Millionen, und hat sich seitdem fast vervierfacht, da sie im Jahre 1730, 12,856, 165 betrug. Solche Veränderungen können nicht ohne Gefahr statt finden.

Jede Societät der Nationen wie einzelner Privaten hat drei Glücksfälle, welche vorzüglich ihre Fortdauer versichern. Die Weisheit der Mitglieder der Gesellschaft, ihre Schwäche als Einzelne, und die kleine Zahl der verbündeten Staaten.

Die Amerikaner, welche sich vom Gestade des atlantischen Meeres am weitesten und zuerst entfernen, um nach Westen vorzudringen, sind Abentheurer, welche keine Art des Joches dulden wollen, begierig nach Reichthum und oft von den Staaten verworfen worden, in welchen sie geboren waren. Sie kommen mitten in der Wüste an, oft ohne einander zu kennen, und finden daselbst, um sich zu zügeln, weder Traditionen, noch Familiengeist, noch Beispiele. Schwach ist unter ihnen das Reich der Gesetze und noch schwächer dasjenige der Sitten. Die Menschen, welche also täglich das Missisippithal mehr bevölkern, stehen folglich in aller Hinsicht unter den Amerikanern, welche in den alten Gränzen der Union wohnen. Doch üben sie bereits einen großen Einfluß in ihren Berathungen, und gelangen zur Regierung der öffentlichen Angelegenheiten, ehe sie gelernt haben, sich selbst zu regieren. Dies ist aber nur eine vorübergehende Gefahr. Ich zweifle nicht, daß mit der Zeit der Staat sich im Westen eben so gestalten wird, wie am Gestade des atlantischen Meeres.

Je schwächer die einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft sind, je mehr läßt sich die Fortdauer hoffen, denn ihre größte Sicherheit ist dann ihre Einigkeit. Als im Jahre 1790 Pensylvanien, die bevölkertste der amerikanischen Republiken, 431,373 Einwohner zählte, fühlte jeder Staat seine Unbedeutsamkeit als unabhängiger Staat, und deßwegen unterwarf sich jeder gern dem Bundesverein. Jetzt zählt aber der Staat Newyork 2½ Millionen Einwohner mit einer Oberfläche, so groß als ein

Viertel von Frankreich. Er fühlt sich durch sich selbst stark, und wenn er fortfährt, die Union zu seinem Wohlstande für nützlich zu halten, so hält er solche doch nicht mehr für nothwendig zu seiner Unabhängigkeit, und kann sie allenfalls entbehren, und wenn er einwilligt, in der Union zu bleiben, so wird er doch bald ein Uebergewicht zu erlangen wünschen. *)

Allein die Vermehrung der Zahl der unirten Staaten trachtet mächtig, den Bund zu zerschlagen. Wenn viele Menschen ihren Blick nach einem Puncte richten, so sehen sie doch nicht den Gegenstand auf gleiche Art an. Noch mehr ist dies der Fall, wenn der Augenpunct verschieden ist. So wie sich also die Zahl der amerikanischen Republiken vermehrt, desto schwieriger werden die Staaten sich über die neuen Gesetze vereinigen. **)

Heute sind die Interessen der verschiedenen Theile der Union einander noch nicht entgegen. Wer kann aber die verschiedenen Veränderungen voraussehen, welche die Zukunft in einem Lande entstehen lassen kann, wo jeder Tag neue Städte und jedes Lustrum (5 Jahre) neue Nationen schafft.

Seitdem die englischen Kolonieen vor 200 Jahren gegründet worden sind, verdoppeln sie ihre Volksmenge ungefähr in 22 Jahren; ich sehe keine Ursache, welche vermuthen ließe, daß sich dies während des Laufs eines Jahrhunderts ändern wird, und denke, daß, ehe die 100 Jahre abgelaufen sind, die vereinigten Staaten über 100 Millionen Einwohner in 40 Staaten vertheilt zählen werden.

Es wird nämlich die Union im Jahr 1852, 24 Millionen, im Jahr 1874, 48 Millionen, und im Jahr 1896

---

*) Dieses Uebergewicht ist aber von kurzer Dauer, denn bald zählen 6 Staaten die nämliche Bevölkerung.

Anmerk. des Uebertragers.

**) Gerade die Vermehrung der Staaten festigt die Union, denn die innere Gesetzgebung hängt von jedem Einzelstaate ab, und die allgemeine Gesetzgebung schafft wenig neue Gesetze. Wie weise ketten durch Eisenbahnen und Kanäle die nordischen Staaten die nordwestlichen an sich.

Anmerk. des Uebertr.

96 Millionen Köpfe zählen, selbst in dem Falle, daß man am östlichen Abhange der Felsengebirge zum Ackerbaue unbrauchbare Ländereien anträfe; denn die schon im Besitz genommenen Ländereien genügen für diese Bevölkerung. Selbst dann würde die französische Quadratmeile nur 762 Einwohner zählen; Frankreich hat jetzt aber schon 1063 und England auf gleicher Fläche 1457, und der Staat der Union hätte alsdann noch eine geringere Bevölkerung, als die Schweiz, die, ungeachtet ihrer Gebirge und Seen, 783 Einwohner zählt. Man lese Malte Brun Bd. 6. S. 92.

Ich will annehmen, daß 100 Millionen Menschen keine verschiedenen Interessen haben, und will annehmen, daß sie einen gleichen Vortheil darin finden, vereinigt zu bleiben, und sage nur, daß wegen der 100 Millionen in 40 verschiedenen aber ungleich mächtigen Nationen die Erhaltung der Bundesregierung ein glücklicher Zufall ist.

Ich will gern glauben, daß sich die menschliche Natur immer mehr vervollkommt, bis aber die Menschen ihre Natur verändert, und sich vollständig umgebildet haben, kann ich nicht an die Dauer einer Regierung glauben, welche trachten muß, unter 40 verschiedenen Völkern auf einer Oberfläche, die wenigstens halb so groß ist, als Europa, Eifersucht, Ehrgeiz und Streit zu ersticken, und so Viele, bei unabhängigem Willen, zu Erzielung gleicher Absichten zu bewegen.

Die größte Gefahr für die vergrößerte Union besteht in der beständigen Versetzung der Kräfte, welche im Innern vorgeht. Vom Ufer des Obersees bis zum mexikanischen Meerbusen beträgt die geradeste Linie 240 deutsche Meilen. Längs solcher schlängelt sich die Gränze der vereinigten Staaten. Bald beugt sich diese Gränze etwas einwärts, aber gewöhnlich läuft sie viel weiter in die Wüsten. Man hat berechnet, daß auf dieser langen Linie die Weißen jährlich etwa 4 deutsche Meilen vorwärts rückten, nach den Documenten der Gesetzgebung des 20sten Congresses Nr. 117 S. 105. Von Zeit zu Zeit begegnet hier ein Hinderniß, etwa ein unfruchtbarer District, ein See, ein Indianervolk, das man unerwartet antrifft. Einen Augenblick steht der Marsch still, die beiden

äußersten Puncte krümmen sich rückwärts, und nachdem sie sich abermals vereinigt haben, fängt man wieder an, vorwärts zu gehen. Dieses unaufhaltsame, beständige Vorwärtsdringen der weißen Raçe nach den Felsengebirgen ist gleichsam eine große göttliche Fügung, nach welcher eine civilisirte Menschenfluth zum stillen Meere vorwärts zu dringen bestimmt ist.

Im Innern dieser ersten Linie der Eroberer baut man Städte, oder gründet große Staaten. Im Jahr 1790 traf man im Thale des Missisippi kaum einige tausend Ansiedler, jetzt enthalten das Missisippithal mit den Thälern der Nebenströme gewiß weit über 5 Millionen Menschen, also mehr als die ganze Union im Jahr 1790 zählte. Im Jahr 1800 gründete man den Sitz der Centralregierung in Washington, jetzt liegt die Stadt an einer der äußersten Gränzen der Union. Die Deputirten der äußersten westlichen Staaten haben schon eine längere Reise, als von Paris nach Wien, denn die Hauptstadt Missouris, Jefferson, liegt, nach dem amerikanischen Almanach des Jahrs 1831, 1019 englische, also 218 deutsche Meilen von Washington entfernt.

Alle Staaten der Union blühen immer mehr auf, aber nicht in gleichem Verhältnisse. Im Norden der Union nähern sich Zweige der Alleghanys Bergkette bis zum atlantischen Meere, und bilden dort weite Rheeden und Hafen, welche die größten Schiffe aufnehmen können. Vom Potomac an, längs der Küste bis zur Mündung des Missisippi ist dagegen der Boden eben und sandig. In diesem Theile der Union sind fast alle Flußmündungen durch Sandbänke versperrt, und die Häfen, welche sich hie und da zwischen den Lagunen öffnen, bieten den Schiffen keine solche Tiefe, und keinen so sichern Ankergrund an, und folglich dem Handel weit weniger Bequemlichkeit, als der Norden. *)

Zu dieser Ungunst der Lage kommt noch eine andere durch die Gesetze. Wir haben gesehen, daß die im Norden abge-

---

*) Der Verfasser vergißt hier, wie weit die Wasserbaukunst in neuester Zeit gestiegen ist, und daß man jetzt schon sehr wohl, freilich mit Aufwand, versandete See- und Flußhäfen zu reinigen versteht.

Anmerk. des Uebertragers.

schaffte Sclaverei noch im Süden vorhanden ist, und ich habe den traurigen Einfluß gezeigt, welchen sie sogar auf das Wohlsein der Herrren hat. *)

Der Norden ist daher handels= und industriereicher, als der Süden. Natürlich steigen dort Bevölkerung und Reichthum schneller. Um von der Verschiedenheit zwischen dem Handels=verkehr des Nordens und des Südens urtheilen zu können, bemerke ich nur Folgendes:

Im Jahr 1829 hatten die vier großen südlichen Staaten Virginien, beide Carolina und Georgien 5243 Tonnenlasten an großen und kleinen Handelsschiffen, und im nämlichen Jahre der kleine Staat Massachusetts 17322 Tonnen; dieser hat nur 316 Quadratmeilen und 610,014 Einwohner, dagegen die vier eben erwähnten südlichen Staaten 9646 deutsche Quadrat=meilen, und 3,047,767 Einwohner haben. Die Sclaverei schadet dem Handelswohlstand des Südens auf mancherlei Art; sie schwächt den Unternehmungsgeist der Weißen, und verhin=dert, daß sie nicht die nöthigen Matrosen erhalten können. Die Marine recrudirt sich in der Regel in der untersten Klasse der Bevölkerung. Diese bilden aber in den südlichen Staaten die Sclaven, und diese braucht man selten zum Seedienst, da man ihren Aufstand auf hohem Meere, und an fremder Küste ihre Flucht besorgen müßte.

Die am atlantischen Meere belegenen Staaten haben schon ihre halbe Bevölkerung. Das meiste Land hat dort schon einen Herrn. Sie können also nicht so viele Einwanderer aufnehmen, als die Staaten des Westen, welche noch Ansiedler genug beschäftigen können. Das Missisippithal ist weit fruchtbarer, als die Küsten des atlandischen Meeres. Dieses, nebst vielen andern Ursachen, treibt die Europäer mächtig nach dem Westen, was die Zahl der Einwanderer beweist.

Im Ganzen hat sich die Bevölkerung der vereinigten Staa=ten in den letzten 40 Jahren ungefähr verdreifacht; sieht man aber allein auf das Missisippithal, so wurde sie in solcher

---

*) Es ist wahrscheinlich, daß man den neuen Staaten künftig das Hal=ten von Sclaven nicht erlauben wird.

Anmerk. des Uebertragers.

Frist ungefähr einunddreißigfach vermehrt, wobei ich jedoch bemerken muß, daß ich diesem Thale alsdann nicht den Theil der Staaten Newyork, Pensylvanien und Virginien hinzurechne, der im Westen des Gebirges Alleghany belegen ist, obgleich solcher seiner Abdachung halber allerdings einen Theil desselben bildet.

Jeder Tag verändert den Centralpunct der Bundesmacht. Vor 40 Jahren wohnte die Mehrheit der Unionsbürger in der Umgegend von Washington. Jetzt ist er viel tiefer im Norden, und vor Schluß der nächsten zwanzig Jahre wird er jenseits der Alleghanys aufgesucht werden müssen. Dauert die Union noch lange fort, so wird das Thal des Missisippi durch seine Fruchtbarkeit und Ausdehnung nothwendig der bleibende Mittelpunct der Bundesmacht werden, und diesen natürlichen Rang dürfte dasselbe in 30 bis 40 Jahren erreichen; denn man kann leicht nachrechnen, daß alsdann die Bevölkerung des Missisippithals zu derjenigen der Küste am atlantischen Meere sich wie 40 zu 11 verhalten wird. Noch einige Jahre später wird die Direction der Union vollkommen den Staaten entgehen, welche solche begründeten, und die Bevölkerung in den Thälern des Missisippi wird im Unionsrath das Gesetz geben.

Diese beständige Hinneigung der Macht und des Bundeseinflusses nach Nordwesten entdeckt sich alle 10 Jahre bei der alsdann üblichen allgemeinen Volkszählung und neuen Bestimmung der Repräsentanten, welche jeder Staat zum Congreß schicken darf.

Man wird dann gewahr, daß in den 10 letzten Jahren mancher alte Staat seine Bevölkerung, wie Delaware, nur um 5 Procent vermehrt hat, und mancher andre, wie Michigan um 250. Virginien entdeckt dann, daß es nur 13 Procent an Bevölkerung gewann, indeß der Nachbarstaat Ohio um 61 Procent sich vermehrte. Dies ergiebt der Nationalcalender deutlich aus seiner Generaltabelle.

Im Jahr 1790 hatte Virginien 19 Repräsentanten im Congreß. Diese Zahl wuchs bis 1813 auf 23. Seitdem nahm die Zahl bis 1833 bis auf 21 ab. In der nämlichen Periode hatte der Staat Newyork eine entgegengesetzte Zu-

nahme. Dieser Staat hatte im Jahr 1790 im Congreß zehn Repräsentanten, im Jahr 1813 sieben und zwanzig, im Jahr 1823 vier und dreißig, im Jahr 1833 vierzig. Ohio hatte 1803 einen Repräsentanten, und im Jahr 1833 neunzehn.

Es ist schwer, eine dauerhafte Vereinigung zwischen zwei Völkern sich zu denken, von denen das eine arm und schwach, und das andere reich und stark ist, selbst wenn erweißlich ist, daß die Kraft und der Reichthum des einen Staats nicht die Ursache der Schwäche und der Armuth des andern ist. Die Union ist noch schwerer zu behaupten, wo der eine Staat an Kraft verliert, indeß der kräftigere im Zunehmen steht.

Diese schnelle und unverhältnißmäßige Vergrößerung einiger Staaten der Union bedrohet die Unabhängigkeit der anderen. Wenn Newyork mit mehr als zwei Millionen Einwohnern und seinen vierzig Repräsentanten dem Congreß Gesetze vorschreiben wollte, so vermöchte er es vielleicht. Aber selbst alsdann, wenn die mächtigeren Staaten nicht suchen würden, die schwächeren zu unterdrücken, würde dennoch die Gefahr vorhanden sein, denn es liegt so sehr in der Möglichkeit der Thatsache, als in der Thatsache selbst. *)

Die Schwachen haben selten Vertrauen zur Gerechtigkeit und Vernunft der Stärkeren. Die Staaten, welche weniger schnell wachsen als die anderen, werfen also Blicke des Mißtrauens und des Neides auf diejenigen, welche das Glück begünstigt. Daher das tiefe Unwohlsein und die unbestimmte Unruhe, welche man in einem Theile der Union wahrnimmt, welche mit dem Wohlsein und dem Zutrauen, die in einem andern Theile herrschen, im Widerspruch stehen. Ich denke, daß die feindliche Stellung, welche der Süden genommen hat, keine andere Ursache hat.

Die Männer des Südens sind von allen Amerikanern diejenigen, welche der Union am meisten anhängen sollten, denn sie möchten am meisten darunter leiden, wenn sie verlassen wür-

---

*) Der Verfasser hat vergessen, daß jeder einzelne Staat in Nordamerika, wie im deutschen Bunde, sich selbst Gesetze gibt, und rechnet zu wenig auf die Verhältnisse andrer Art in Amerika, als in Frankreich.

Anmerk. des Uebertragers.

den, und doch sind sie die Einzigen, welche drohen, den Bund brechen zu wollen. Woher kommt das? dies läßt sich leicht sagen. Der von feurigen und jähzornigen Männern bevölkerte Süden, welcher dem Bunde vier Präsidenten, Washington, Jefferson, Madisson und Monroe geliefert hat, und der jetzt weiß, daß ihm die Bundesmacht entrissen werden wird, und sieht, daß die Zahl seiner Repräsentanten ab- und diejenige des Norden und des Westen zunimmt, wird zornig und unruhig. Mit Aerger wendet er seine Blicke auf sich selbst, er frägt die Vergangenheit und sich täglich, ob er nicht unterdrückt worden ist. Entdeckt er, daß ein Gesetz der Union ihm nicht augenscheinlich vortheilhaft ist, so schreit er, daß man ihm Gewalt anthue. Er beschwert sich mit Unmuth, und wenn seine Stimme nicht Gehör findet, so wird er unwillig und drohet, sich von einer Union zurückziehen zu wollen, von welcher er nur Lasten und keinen Gewinn hat. *)

Der Bericht des Comité des Staats Süd-Carolina an die Convention, welche die Nullification in Südcarolina aussprach, erklärte:

»Die Gesetze des Tarifs bereichern den Norden und ruiniren den Süden, denn wie wäre es sonst begreiflich, daß der Norden mit seinem ungastfreundlichen dürren Boden unaufhörlich seine Reichthümer und seine Macht vermehrte, indeß der den Garten Amerikas gleichsam bildende Süden schnell in Verfall geräth.«

Wenn die Veränderungen, von denen ich oben redete, stufenweise statt fänden, so daß jede Generation wenigstens die Zeit hätte, sich für den veränderten Zustand einzurichten, so wäre die Gefahr geringer, aber das Fortschreiten in Amerika ist übereilt, und fast revolutionsartig. Der nämliche Bürger hat erlebt, daß sein Staat an der Spitze der Union stand, und im Bundesrath ohnmächtig wurde. Es gibt manche amerikanische Republik, die so schnell als ein Sterblicher in dreißig Jahren geboren wurde, wuchs und zur Reife gelangte.

Doch muß man sich nicht einbilden, daß die Staaten,

---

*) Der Uebertrager verweiset die Leser auf den Artikel der Sitten im Anhange.

welche ihre Macht im Bundesrath verlieren, sich entvölkern, oder verarmen; auch ihr Wohlstand steht nicht stille und wächst vielmehr schneller, als in irgend einem europäischen Reiche. Gewiß bildet die Bevölkerung (und der fleißige Anbau des Bodens) den ersten Stoff zum Reichthum. Während des Zeitraums von 1820 bis 1830, während dessen Virginien zwei Deputirte im Congreß verlor, vermehrte sich seine Bevölkerung im Verhältnisse von 13, 7 zu 100, diejenige der Carolinen wie 15 zu 100, und diejenige von Georgien wie 51, 5 zu 100, nach dem amerikanischen Almanach des Jahres 1832. S. 162. Nun vermehrt aber Rußland, das Land in Europa, wo die Bevölkerung am schnellsten wächst, in 10 Jahren die Zahl seiner Einwohner wie 9½ zu 100; in Frankreich wie 7 zu 10, und Europa in Masse wie 4, 7 zu 100. Man sehe Malte Brun Bd. 6. S. 95. — Es scheint also jenen südlichen Staaten, daß sie verarmen, indeß sie sich nur nicht so schnell bereichern, als ihre Nachbaren, und sie glauben ihre Macht zu verlieren, weil sie plötzlich mit einer noch größeren in Berührung kommen. Doch muß man gestehen, daß das Sinken des Preises des Tabacks seit 50 Jahren den Wohlstand der Pflanzer im Süden der Union merklich geschwächt hat. Daran sind aber die nördlichen Bewohner der Unionsstaaten so wenig schuld, als die südlichen. Das Gemüth und die Leidenschaften des Südens sind mehr verletzt worden, als ihre Interessen. Ist es aber nicht Unglück genug, daß die Conföderation in Gefahr ist, sich aufzulösen! Hätten vom Anfange der Welt die Völker und die Könige nichts ins Auge gefaßt, als ihren wahren Nutzen, so würde die Menschheit den König kaum kennen.

Also die größte die vereinigten Staaten bedrohende Gefahr liegt in ihrem eigenen Gedeihen. Dieses trachtet, bei manchen Verbündeten eine Berauschung zu erregen, welche das schnelle Wachsen des Glückes in Einigen, und in Anderen Neid, Mißtrauen und Kummer erregt, welche gewöhnlich dem Verluste früherer glücklicher Verhältnisse folgen.

Die Amerikaner freuen sich, wenn sie diese außerordentliche Bewegung betrachten, sie sollten solche jedoch mit Kummer und Furcht beobachten. Die Amerikaner der Unionsstaaten werden auf alle Fälle eins der größten Völker der Erde wer-

den, und mit ihren Nachkommen fast ganz Nordamerika bedecken. Der Continent, welchen sie bewohnen, ist ihr künftiges Eigenthum, was ihnen nicht entgehen kann. Was treibt sie denn schon heute, davon Besitz zu ergreifen? Reichthum, Macht und Ruhm können ihnen einst nicht entgehen, und sie eilen, dies unermeßliche Glück zu erfassen, als wenn sie es sofort erhaschen müßten. *)

Ich hoffe, bewiesen zu haben, daß die Fortdauer des gegenwärtigen Bundes gänzlich von der Uebereinstimmung aller Verbündeten abhängt, vereint bleiben zu wollen. Indem ich hievon ausging, suchte ich die Ursachen auf, welche die verschiedenen Staaten zur Trennung bewegen könnten; aber die Union kann auf zwei Wegen untergehen; erstlich wenn einer der Staaten für gut findet, auszutreten, und auf solche gewaltsame Art den Bund löset. Auf diese Möglichkeit waren die meisten meiner früheren Bemerkungen berechnet. Aber die Bundesregierung kann auch allmählig ihre Macht verlieren, durch ein gleichzeitiges Trachten der vereinten Republiken, von ihrer früheren Unabhängigkeit wieder Gebrauch zu machen. Wenn die Bundesmacht auf solche Art allmählig ihre Vorrechte verloren hat, und durch stillschweigende Einwilligung zur Ohnmacht gelangt ist, so würde sie ihren Zweck nicht mehr erreichen können, und die zweite Union wie die erste durch eine Art Altersschwäche untergehen. **)

Die allmählige Schwächung der Bundesvereinigung, welche am Ende zur Vernichtung der Union führt, ist übrigens an sich eine klare Thatsache, welche viele andere weniger gewaltsame Resultate vor der völligen Vernichtung der Union herbeiführen kann. Der Bund kann noch fortdauern, und dennoch die Schwäche der Regierung die Nation ohnmächtig machen,

---

*) Die schnelle Fortbewegung geht aus von den Auswandrern nach Westen, und nicht von den Staaten selbst. Die Indianer zwingen jetzt die Amerikaner zum Kriege. Wenn nun die Amerikaner siegen, so müssen sie vorwärts dringen, um die erworbenen Staaten zu beschützen; das gebietet die Nothwehr.

Anmerk. des Uebertr.

**) Es dürften dann wahrscheinlich die nördlichen Staaten sich um so inniger verbinden.

Anmerk. des Uebertr.

eine innere Anarchie veranlassen, und den allgemeinen Wohlstand des Landes lähmen.

Nachdem wir also untersucht haben, was die englischen Amerikaner bewegen könnte, sich zu trennen, ist es wichtig, zu untersuchen, ob während der Dauer der Union ihre Regierung ihren Wirkungskreis erweitert oder einschränkt, energischer oder schwächer wird.

Augenscheinlich sind die Amerikaner von einer großen Furcht besessen. Sie sehen, daß bei den meisten Völkern die Ausübung der Souverainetät sich in wenigen Händen vereinigt, und sie erschrecken vor dem Gedanken, daß das bei ihnen auch möglich werden kann. Selbst die Staatsmänner theilen diese Furcht, oder stellen sich wenigstens so, denn in Amerika ist das Centralisiren nicht volksthümlich, und man kann dort die Mehrheit nicht geschickter ködern, als wenn man gegen solche Erweiterung der Centralmacht eifert. Die Amerikaner wollen nicht einsehen, daß in den Ländern, wo sich dieses Trachten nach Centralisation zeigt, welche sie erschreckt, man nur ein einziges Volk antrifft, indeß die Union eine Conföderation verschiedener Völker ist, eine Thatsache, welche hinreicht, in Amerika eine solche analogische Erscheinung nicht zu fürchten. Ich halte solche Furcht für gänzlich eingebildet. Statt mit ihnen die Consolidation der Souverainetät in der Hand der Union zu fürchten, glaube ich vielmehr, daß die Bundesregierung sichtbar schwächer wird.

Um dies zu beweisen, brauche ich nicht auf alte Thatsachen zurück zu kommen, sondern will mich nur auf solche berufen, welche in unsern Tagen statt gefunden haben.

Wenn man die Vorgänge in den vereinigten Staaten aufmerksam betrachtet, so entdeckt man leicht das Trachten zweier einander widriger Parthei-Entwürfe, wie zwei einem Fluß oder Meeresbette entgegenwirkende Strömungen.

Seit fünf und vierzig Jahren besteht die Union, und die gerechte Zeit hat eine Menge früherer provincieller Vorurtheile wider solche abgewiesen. Die einst der Amerikaner an seinen Staat so stark fesselnde patriotische Gesinnung ist weniger ausschließend geworden; indem sich die verschiedenen Theile der Union besser kennen lernten, haben sie sich einander mehr ge-

nähert. Die Post, diese große geistige Verbindung, dringt jetzt bis in die innern Wüsten ein. Im Jahre 1832 besaß der District Michigan nur 31,629 Einwohner, und bildete eine kaum in Urbarmachungen begriffene Wüste, und hatte doch schon 940 englische Meilen Poststraßen. Das fast noch ganz wilde Arkansas hatte schon 1938 englische Meilen Postwege. Man lese den Bericht des Generalpostamts vom 30. Novbr. 1833. Das Postgeld für Zeitschriften in der ganzen Union betrug jährlich 254,796 Dollars. Alle Häfen an der Küste sehen täglich Dampfschiffe ein- und auslaufen. Der innere Waarenverkehr durch Flüsse und Kanäle geht ausnehmend schnell. Blos auf den Flüssen des Missisippithales wurden von 1821 bis 1831, 271 Dampfschiffe vom Stapel gelassen, und im Jahre 1821, waren in den vereinigten Staaten 256 Dampfschiffe vorhanden, nach den Urkunden der Gesetzgebung Nr. 140. S. 274.

Dieser von der Natur und von der Kunst geschaffenen Leichtigkeit schließen sich die Unbeständigkeit der Wünsche, die Unruhe des Geistes und die Liebe zum Reichthum an, welche unaufhörlich den Amerikaner aus seinem Vaterlande treibt und mit vielen Mitbürgern in Berührung bringt. In allen Richtungen macht er Reisen in seinem Vaterlande, und besucht alle dasselbe bewohnende Völker. In keiner Provinz von Frankreich kennen sich die Einwohner so genau, als die Bürger der vereinigten Staaten unter einander.

So wie die Amerikaner sich unter einander mehr vermischen, werden sie sich auch unter einander ähnlicher. Die Verschiedenheiten, welche das Klima, der Ursprung und die Verfassungen unter ihnen veranlaßt hatten, nehmen ab. Sie erlangen dadurch mehr Gleichheit der Gesinnung. Jährlich wandern aus dem Norden Tausende in alle Theile der Union, und bringen mit sich ihren Glauben, ihre Meinungen und Sitten, und da sie mehr Einsichten haben, als diejenigen, unter denen sie leben wollen, so bemächtigen sie sich der Geschäfte, und wirken mit Gewinn auf die übrige Gesellschaft. Diese beständige Auswanderung des Nordens nach dem Süden begünstigt ungemein die Verschmelzung der Provincialcharactere in einen einzigen Nationalcharacter. Die Civilisation des Nordens scheint bestimmt zu sein, das allgemeine

Maas zu werden, nach welchem sich künftig alles richten wird.

So wie der Gewerbfleiß der Amerikaner Fortschritte macht, wächst der Verkehr des Handels im Innern, und die Union dringt eben so in die Gewohnheiten, wie früher in die Meinungen.

Die vorrückende Zeit läßt völlig den phantastischen Schrekken verschwinden, welcher im Jahre 1789 die Menschen plagte. Die Bundesmacht hat keine Unterdrückungen gezeigt; sie hat nicht die Unabhängigkeit der Staaten zerstört, die Verbündeten nicht zur Monarchie geführt; durch die Union sind die kleinen Staaten von den großen nicht abhängiger geworden. Der Bund fährt unaufhörlich fort, in Volksmenge, Reichthum und Macht zu wachsen.

Ich bin also überzeugt, daß in unserer Zeit die Amerikaner weniger natürliche Schwierigkeiten haben, vereint zu leben, als im Jahr 1789. Die Union hat jetzt weniger Feinde, als damals.

Und doch wird man beim sorgfältigen Studium der Geschichte der vereinigten Staaten seit 45 Jahren leicht finden, daß die Bundesmacht abnimmt. Es ist nicht schwer, die Ursachen dieser Abnahme sich zu erklären.

Als die Verfassung der Union im Jahr 1789 bekannt gemacht wurde, herrschte in den Vereinsstaaten viele Anarchie. Die Union, welche dieser Unordnung folgte, erregte viel Furcht und Haß, aber sie hatte feurige Freunde, weil sie der Ausdruck eines großen Bedürfnisses war. Obgleich damals mehr, als jetzt angegriffen, erreichte doch die Bundesmacht ihren höchsten Gipfel, wie das gewöhnlich bei einer Regierung zu sein pflegt, welche triumphirt, nachdem sie ihre Kräfte aufs höchste gespannt hatte. Damals schien die Auslegung der Verfassung die Unionsmacht eher zu erweitern, als einzuschränken, und man erblickte die allgemeine Nationalvereinigung geleitet im Innern, wie von Außen, durch eine einzige Regierung. Um dahin zu gelangen, hatte das Volk sich gleichsam über sich selbst erhoben.

Die Verfassung hatte die Einzelstaaten keineswegs vernichtet, und alle und jede Körperschaften haben ein geheimes

Trachten nach Unabhängigkeit. Am deutlichsten sieht man dies in Amerika, wo jedes Dorf gleichsam eine Art von Republik darstellt, welche gewohnt ist, sich selbst zu regieren.

Es war daher eine Ergebung von Seiten der Einzelstaaten, daß sie sich der Bundesmacht unterwarfen, aber jede Ergebung, wenn sie vom glücklichsten Erfolge gekrönt wird, verfehlt nicht, sich zu schwächen, mit der Ursache, welche sie entstehen ließ.

So wie die Bundesregierung ihre Macht verstärkte, nahm Amerika seinen Rang unter den Nationen ein. Der Friede entstand an den Gränzen, und der öffentliche Kredit hob sich; auf die Verwirrung folgte eine feste Ordnung, welche dem individuellen Gewerbfleiße erlaubte, seinem natürlichen Gange zu folgen, und sich frei zu entwickeln.

Gerade wegen dieses Glücks verlor man die veranlassende Ursache aus dem Auge. Nach überstandener Gefahr fanden die Amerikaner nicht mehr in sich die Aufregung und den Patriotismus, welcher geholfen hatte, daß dieser Erfolg vernichtet wurde. Befreit von ihrer voreiligen Furcht, kehrten sie leicht zu ihren Gewohnheiten zurück, und überließen sich ohne Widerstand dem ordentlichen Streben ihrer Neigungen. Von dem Augenblicke an, wo eine starke Regierung nicht mehr unumgänglich nöthig schien, fing man an zu grübeln, daß die Föderalregierung der Regierung der einzelnen Staaten bisweilen im Wege sei. Alles gedeihte unter der Union, und man trennte sich auch nicht von ihr, aber man wollte die Handlung der Gewalt, welche die Bundesregierung repräsentirte, kaum fühlen. In der Regel verlangte man, vereinigt zu bleiben, aber in jedem einzelnen Falle strebte man nach Unabhängigkeit. Das Princip des Bundes wurde täglich leichter zugelassen, und doch weniger angewendet. Indem die Bundesregierung Ordnung und Frieden schuf, führte sie selbst die Abnahme ihrer Macht herbei.

Sobalb diese Disposition der Geister im Aeußern klar wurde, benutzten solche die Partheimänner, welche so gern den Launen der Völker zu schmeicheln pflegen. Damals befand sich die Bundesregierung in einer schwierigen Lage. Ihre Feinde hatten die Gunst des Volks, und dessen Leitung er-

langten sie durch das Versprechen, die Bundesregierung zu schwächen.

Von dieser Zeit an hat die Bundesregierung in Streitigkeiten mit den Einzelstaaten fast immer nachgeben. Wenn ein Artikel der Bundesverfassung erklärt werden mußte, so war die Auslegung gewöhnlich den Einzelstaaten günstiger, als der Regierung der Union.

Die Verfassung gab der Bundesregierung die Sorge für die Nationalinteressen; man hatte gedacht, daß es ihr beikäme, für die Nationalinteressen, und daher auch im Innern für große Unternehmungen, durch welche das Wohl der ganzen Union, z. B. durch Kanäle, gesteigert werden konnte, zu sorgen.

Die Einzelstaaten erschraken über die Absicht der Bundesregierung, über den Boden in den Einzelstaaten einseitig etwas verfügen zu wollen, und fürchteten, daß die Letztere auf solche Art im Schooße des Staatengebiets sich eine furchtbare Patronatschaft verschaffen, und einen Einfluß darin ausüben möchte, welchen sie bloß ihren eigenen Beamten vorbehalten wollten.

Die demokratische Parthei, welche stets jeder Entwickelung der Bundesmacht sich widersetzt hatte, erhob nun ihre Stimme und klagte den Congreß der Usurpation, und den Präsidenten des Ehrgeizes an. Die durch solches Geschrei in Furcht gesetzte Bundesregierung erkannte am Ende ihren Irrthum an, und überschritt nicht wieder den ihr eng vorgezeichneten Kreis ihrer Thätigkeit.

Die Verfassung hatte der Bundesregierung das Recht verliehen, mit den ausländischen Völkern zu unterhandeln. Die Union dehnte dies auch auf die indianischen Stämme aus, welche an der Gränze des Gebiets der Union leben. So lange diese Wilden vor der Civilisation flohen, wurde diese Macht der Unterhandlung der Unionsregierung nicht bestritten, aber von dem Tage an, wo ein Indianerstamm beschloß, sich in seinen Gränzen ansäßig zu machen, behaupteten die benachbarten Staaten ein Besitzrecht an diesen Ländereien, und sogar ein Souverainetätsrecht über die Person der Wilden. Beide Behauptungen erkannte die Bundesregierung als richtig an, nach-

dem sie früher mit diesen Indianern, als mit unabhängigen Völkern, verhandelt hatte, und überlieferte sie als Unterthanen der gesetzgebenden Tyrannei der Einzelstaaten. Man lese die Gesetzgebungsurkunden, die im Kapitel von den Indianern citirt worden sind, den Brief des Präsidenten der vereinigten Staaten an die Cherokesen, seinen Briefwechsel über diesen Gegenstand mit seinen Agenten, und seine Bothschaften an den Congreß.

Unter den Staaten, welche sich am Ufer des atlantischen Meeres gebildet hatten, erstreckten sich mehrere unbegränzt in die Wüste, in welche die Europäer noch nicht eingedrungen waren. Diejenigen, deren Gränzen unwiderruflich bestimmt worden waren, sahen mit eifersüchtigem Auge die künftige offene Zukunft ihrer Nachbarn. Die Letzteren im Geiste der Genügsamkeit, und zur Erleichterung der Vollziehung der Unionsacte, setzen sich selbst Gränzen, und überließen dem Bunde das jenseitige Gebiet. Die erste Uebertragungsacte solcher Art ertheilte im Jahr 1780 der Staat Newyork, Virginien, Massachusetts, Connecticut, und beide Carolina folgten dem Beispiel in verschiedenen Zeiten; Georgien zuletzt, im Jahr 1802.

Seit dieser Zeit befindet sich die Bundesregierung als Besitzerin aller unangebauten Ländereien außer den zuerst conföderirten 13 Staaten. Sie theilt solche ein, und verkauft sie, und bezieht das dafür einkommende Geld. Mit diesem Einkommen kauft die Bundesregierung den Indianern ihre Ländereien ab, öffnet Wege in die neuen Districte, und erleichtert daselbst mit allen Kräften die schnelle Entwickelung der Gesellschaft.

Ferner haben sich in diesen von den vormaligen Einwohnern der Küsten am atlantischen Meere abgetretenen Ländereien neue Staaten gebildet. Der Congreß fährt fort, zum Vortheil der ganzen Nation die unangebauten Ländereien in diesen Staaten zu verkaufen. Jetzt aber, nachdem sie in den Bund aufgenommen worden sind, glauben sie sich berechtigt, das Product dieser Verkäufe zu ihrem Nutzen zu verwenden. Da solche Reclamationen immer drohender geworden waren, glaubte der Congreß der Union einen Theil dieser bisher von der

Union genossenen Vorrechte entziehen zu müssen, und am Schluße des Jahrs 1832 machte er ein Gesetz, durch welches er, ohne den neuen Republiken des Westen das Eigenthum ihrer wüsten Ländereien abzutreten, doch ihnen den größten Theil des aus solchen Verkäufen gezogenen Gewinnes anwies. Zwar verweigerte der Präsident dessen Genehmigung, aber er erkannte doch den Grundsatz an. (Bothschaft vom 8. December 1833.)

Wer in den vereinigten Staaten Reisen gemacht hat, der wird die Vortheile einräumen, welche das Land von den Banken zieht. Sie sind verschiedener Art, aber einer derselben fällt dem Ausländer besonders auf. Die Zettel der Bank der vereinigten Staaten gelten an der Gränze der Wüste eben so gut, als in ihrem Sitze in Philadelphia. Die jetzige Bank der vereinigten Staaten wurde im Jahre 1816 begründet, mit einem Kapital von 35 Millionen Dollars, ihr Privilegium erlischt im Jahre 1836. Im vorigen Jahre erneuerte der Congreß das Bankprivilegium, aber der Präsident verweigerte die Genehmigung. Der Streit darüber wird von beiden Seiten mit Heftigkeit geführt, und man kann leicht den Fall der Bank voraussagen.

Indeß ist die Bank sehr verhaßt, deren Directoren durchaus Gegner des Präsidenten sind, und man beschuldigt sie nicht unwahrscheinlich, ihren Einfluß gemißbraucht zu haben, um seine Wahl zu verhindern. Der Präsident greift daher die Bank, welche sie repräsentiren, mit allem Eifer persönlicher Feindschaft an, wobei er sich auf den geheimen Widerwillen der Mehrheit wider die Bank in Verfolgung seiner Rache stützt.

Die Bank bildet das große Band im Münzwesen, wie der Congreß in der Gesetzgebung. Die nämliche Parthei, welche die Einzelstaaten von der Bundesregierung gern unabhängig machte, trachtet auch, die Bank zu vernichten.

Diese Bank besitzt immer viele Zettel der sogenannten Provincialbanken, und kann diese täglich zwingen, ihre Zettel gegen baar Geld einzulösen. Sie braucht indeß bei der Größe ihrer Hülfsmittel eine solche Gefahr nicht zu fürchten. Indem die Provincialbanken geringere Hülfsmittel haben, so können sie nur im Verhältniß zu ihrem Baarfond Zettel ausgeben,

dulden aber diese heilsame Controle der Staatsbank ungern. Die diesen Privatbanken ergebenen Zeitblätter, wie der Präsident, welchen sein Interesse zu ihrem Organ gemacht hat, greifen also die Bank mit einer Art Muth an, erregen wider solche die örtlichen Leidenschaften und den blinden demokratischen Instinct des Landes. Wie diese behaupten, bilden die Directoren der Bank einen bleibend aristokratischen Körper, dessen Einfluß sich in der Regierung fühlen lassen, und früher oder später den Grundsatz der Gleichheit umstürzen werde, auf welchem die amerikanische Staatsverfassung beruhet.

Der Bankstreit zwischen der Bank und ihren Feinden ist nur ein Nebenpunct des großen Streits in Amerika zwischen den Einzelstaaten und der Bundesregierung, des Geistes der Unabhängigkeit und der Demokratie wider den Geist der Hierarchie und der Subordination. Ich behaupte nicht, daß die Feinde der Bank der vereinigten Staaten gerade die nämlichen Individuen sind, welche in andern Puncten die Bundesregierung angreifen, aber ich sage, daß die Angriffe wider die Bank der vereinigten Staaten das Ergebniß des nämlichen Instincts sind, welcher gegen die Bundesregierung auftritt, und daß die große Zahl der Gegner der Bundesregierung ein schlimmes Zeichen der Schwäche der Letzteren ist.

Aber niemals zeigte sich die Letztere schwächer, als in der berüchtigten Tarifsache. Man lese deßhalb die Gesetzgebungsurkunden 22sten Congresses zweite Sitzung Nr. 30.

Die französischen Revolutionskriege und der amerikanische Krieg im Jahre 1812 störten den freien Verkehr der Unionsstaaten mit Europa, und schufen dadurch die Fabriken im Norden der Union. Als der Friede den Producten Europas den Absatz nach Amerika wieder verschaffte, glaubten die Amerikaner, ein Zollsystem zum Schutze der Nationalindustrie begründen, und für die Tilgung der Kriegsschulden durch hohe Zollsätze sorgen zu müssen.

Das fanden die südlichen Staaten, die bloß Pflanzer sind, und keine Fabriken besitzen, für sie nachtheilig. Ich will hier nicht untersuchen, ob ihre Beschwerde gegründet oder blos eingebildet war, und nur die Thatsachen erwähnen.

Vom Jahre 1820 an erklärte Südcarolina in einer Bitt-

schrift an den Congreß, daß das Gesetz des erhöheten Zolltarifs unconstitutionell, unterdrückend und ungerecht sei. Seitdem überreichten Georgien, Virginien, Nordcarolina, Alabama und Missisippi in gleichem Sinn Reclamationen mit mehr und weniger Nachdruck.

Weit entfernt, dieses Murren zu beachten, erhob der Congreß die Tarifsätze noch mehr in den Jahren 1824 und 1828, und heiligte von neuem den Grundsatz der hohen Besteurung der eingeführten Waaren.

Damals erneuerte man im Süden eine neue Lehre der sogenannten Nullification.

Ich habe früher bewiesen, daß der Zweck der Bundesconstitution nicht war, einen Bund, sondern eine Nationalregierung zu stiften. Nach dem klaren Sinn der Verfassung bilden die Amerikaner der vereinigten Staaten nur ein einziges Volk. Ueber alle diese Punkte spricht sich, wie unter allen Verfassungsvölkern, der Nationalwille durch die Mehrheit aus, und wenn diese sich ausgesprochen hat, muß die Minderzahl schweigen. Dieses ist die den Gesetzen gemäße Lehre, in Uebereinstimmung mit dem Text der Verfassung und der bekannten Absicht ihrer Begründer.

Die Nullificatoren des Südens behaupteten dagegen, daß die Amerikaner bei ihrer Vereinigung sich nicht in ein einziges Volk verschmelzen, sondern einen Bund unabhängiger Völker bilden wollten. Daraus würde denn folgen, daß jeder Staat seine vollständige Souverainetät behalten habe, und wenn nicht in der That, doch wenigstens im Princip das Recht besitze, die Gesetze des Congresses auszulegen, und in seinem Schooße die Vollziehung derjenigen Gesetze zu unterbrechen, welche ihm der Verfassung und der Gerechtigkeit entgegen zu sein schienen.

Herr Calhoun, Vorstand der Nullificatoren im Süden, sprach sich darüber im Senat der vereinigten Staaten im Jahre 1833 kurz aus:

»Die Constitution ist ein Contract, in welchem die Staaten als Souveraine erscheinen. Wenn also in solchem kein gemeinschaftlicher Schiedsrichter anerkannt worden ist, so behält jeder Staat das Recht, selbst die Ausdehnung seiner Verpflichtung zu beurtheilen.«

Offenbar zerstört eine solche Lehre den Bundesverein und

führt in der That die Anarchie herbei, von welcher die Verfassung des Jahrs 1789 die Amerikaner befreite.

Als Südcarolina sah, daß der Congreß auf seine Klagen nicht achtete, so drohte dasselbe, das Tarifgesetz der Lehre der Nullification zu unterwerfen. Der Congreß beharrte bei seinem System, endlich brach der Sturm aus.

Im Laufe des Jahrs 1832 ernannte die Mehrheit des Staats Südcarolina eine Nationalconvention, um sich über die außerordentlichen Mittel zu berathen, welche man jetzt ergreifen müsse. Diese zählte 30,000 Köpfe, und dagegen die Unionsparthei 17,000, zwar Minorität, aber doch eine sehr bedeutende. Am 24. November 1832 publicirte jene Convention unter dem Namen Ordonnanz ein Gesetz, welches den Bundestarif für nichtig erklärte, und die Erhebung des Zolls untersagte, mit Verwerfung der Appellation, welche etwa an die Bundestribunale versucht werden möchte. Dieser Ordonnanz ging der Bericht einer Commission voraus, welche beauftragt worden war, die Ordonnanz zu redigiren. Er umfaßt die Darstellung und den Zweck des Gesetzes: »Wenn die Rechte, welche den einzelnen Staaten durch die Constitution vorbehalten worden sind, mit klarer Absicht der Verletzung unbeachtet bleiben, so ist die Intervention ein Recht und eine Schuldigkeit dieser Staaten, um dem Fortgange des Uebels zu steuern, sich der Usurpation zu widersetzen, und in ihren respectiven Gränzen die Macht und die Vorrechte zu behaupten, welche ihnen als unabhängigen Souverainen beikommen. Wenn die Staaten dieses Recht nicht besäßen, so würden sie sich vergeblich souverain nennen. Südcarolina erklärt, kein Tribunal auf der Erde über sich erkennen zu wollen. Es ist wahr, daß dasselbe mit andern eben so souverainen Staaten einen feierlichen Unionstractat geschlossen hat; es reclamirt aber, und übt sein Recht aus, zu erklären, was nach seiner Ansicht dessen Sinn ist, und wenn dieser Vertrag durch die Verbündeten und die von ihnen geschaffene Regierung verletzt worden ist, so will dasselbe von seinem augenscheinlichen Rechte Gebrauch machen, über die Ausdehnung des Einbruchs zu erkennen, und welche Maaßregeln ergriffen werden müssen, um Gerechtigkeit zu erlangen.«

Jene Ordonnanz sollte erst im Monat Februar folgendes Jahres in Kraft treten, und wenn der Congreß vor diesem Zeitpunct den Tarif modificirte, so könne Südcarolina einwilligen, seinen Drohungen keine weitere Folge zu geben. Später sprach der Bericht sehr unbestimmt den Wunsch aus, die Frage einer außerordentlichen Versammlung aller conföderirten Staaten zu unterlegen.

Indeß bewaffnete Südcarolina seine Milizen, und rüstete sich zum Kriege. Was thut nun der Congreß? Der Congreß, welcher die Bitten der Klagenden nicht hatte hören wollen, lieh ihnen Gehör, als er sah, daß die Südcaroliner die Waffen ergriffen, und der mächtige Staat Virginien sich zum Schiedsrichter zwischen der Union und Südcarolina erbot, da bis dahin Südcarolina allein für sich handelte, ohne Unterstützung der Staaten, welche gleich Südcarolina reclamirt hatten, und gab am 2. März 1833 folgendes Gesetz, auf Antrag des Herrn Clay, mit großer Mehrheit in beiden Kammern nach viertägiger Debatte, nach welchem die Tarifsätze fortschreitend im Lauf von zehn Jahren verringert werden sollten, so weit es die Bedürfnisse der Regierung erlauben würden. Um die Niederlage zu verhüllen, ergriff die Unionsregierung einen Ausweg, den schwache Regierungen oft zu wählen pflegen, wohl in der Thatsache, aber nicht im Princip nachzugeben. Zur nämlichen Zeit auctorisirte der Congreß den Präsidenten zu einer außerordentlichen Macht, um mit Gewalt den Widerstand zu dämpfen, welcher jetzt nicht mehr zu fürchten war.

Aber Südcarolina willigte nicht einmal ein, der Union diesen schwachen Schein des Sieges zu lassen. Denn die nämliche Nationalconvention, welche das Tarifgesetz für nichtig erklärt hatte, hatte sich von neuem versammelt, und nahm die angebotene Concession an, erklärte aber zu gleicher Zeit, daß sie desto eifriger bei der Lehre der Nullification beharre, und um es zu beweisen, vernichtete sie das Gesetz, welches dem Präsidenten außerordentliche Vollmachten ertheilte, obgleich sie sehr gewiß war, daß er davon keinen Gebrauch machen würde.

Fast alle eben erwähnte Acten erschienen unter der Präsidentschaft des General Jackson. Man kann nicht leugnen,

daß er in der Tarifangelegenheit mit Gewandtheit und Kraft die Rechte der Union handhabte. Doch glaube ich, daß man das Betragen des jetzigen Präsidenten unter die Zahl der Gefahren reihen darf, in welchen sich jetzt die Bundesmacht befindet.

In Europa stellen sich manche Personen den Einfluß des General Jackson auf die Landesangelegenheiten weit größer vor, als diejenigen, welche die Sachen in der Nähe gesehen haben.

Man hat sagen hören, daß derselbe Schlachten gewonnen habe, daß er ein muthvoller Mann sei, durch Character und Gewohnheit zur Anwendung der Gewalt geneigt, gern Macht übt, und aus Geschmack Despot ist. Das alles ist vielleicht war, aber die aus diesen Wahrheiten gezogenen Folgen sind große Irrthümer.

Man hat sich eingebildet, daß der General Jackson eine Dictatur in den vereinigten Staaten einführen, einen Militairgeist dort herrschen lassen, und der Centralmacht eine gefährliche Ausdehnung für die provincialen Freiheiten habe geben wollen. In Amerika ist aber die Zeit zu solchen Unternehmungen, und das Jahrhundert solcher Menschen noch nicht erschienen. Hätte General Jackson auf solche Art herrschen wollen, so hätte er gewiß seine politische Stellung verloren, und sein Leben gewagt. Auch ist er nicht so unvorsichtig gewesen, das auch nur zu versuchen.

Weit entfernt, die Bundesmacht ausdehnen zu wollen, repräsentirt der gegenwärtige Präsident die Parthei, welche diese Macht möglichst nach dem Texte der Verfassung einengen will, und der nicht zugibt, daß jemals die Auslegung der Verfassung der Unionsregierung vortheilhaft sein kann. Weit entfernt, sich als ein Kämpfer der Centralisation darzustellen, ist derselbe ein Förderer der Provincialeifersucht. Gerade diese seine Neigung wider die Centralisation bahnte ihm den Weg zu seiner jetzigen Würde, und durch Fortsetzung solcher Schmeichelei behauptet er sich darin wohlgemuth. Der General Jackson ist ein Sclave der Mehrheit; sein Wille, seine Wünsche, und seine halb nackten Instincte folgen ihr, oder vielmehr, er verräth sie, und stellt sich an ihre Spitze.

Jedesmal, wenn die Regierung der einzelnen Staaten wider diejenigen der Union in Streit geräth, ist der Präsident gemeiniglich über sein Recht zweifelhaft, und geht gewöhnlich weiter, als der gesetzgebende Körper; wenn eine Auslegung nöthig ist, in einer Frage, die die Bundesmacht betrifft, so pflegt er sich gemeiniglich seiner Würde entgegen zu stellen, er macht sich kleiner, verhüllt und löscht sich aus. Er ist nicht natürlich schwach, oder ein Feind der Union. Als die Mehrheit sich aussprach gegen die Anmaßungen der Nullificatoren im Süden, stellte er sich an die Spitze der Mehrheit, formulirte zierlich und kräftig die Lehren, welche sie bekannte, und drang zuerst darauf, Gewalt zu gebrauchen. Im Wörterbuch der amerikanischen Partheien nennt man den General Jackson aus Geschmack einen Bundesmann, aber aus schlauer Berechnung einen Republikaner.

Nachdem General Jackson sich vor der Mehrheit gebeugt hat, um ihre Gunst zu gewinnen, erhebt er sich, und geht dann gerade auf den Gegenstand los, den jene verfolgt, und auf diejenigen, welche sie nicht mit eifersüchtigem Auge betrachtet, indem er alle Hindernisse vor sich niederwirft. Stark durch einen Beistand, welchen seine Vorfahren entbehrten, tritt er seine persönlichen Feinde nieder, wo er sie antrifft, mit mehr Leichtigkeit, als irgend einer seiner Vorweser. Er nimmt unter seiner Verantwortlichkeit Maßregeln, welche niemals jemand vor ihm gewagt haben würde. Bisweilen begegnet er sogar der Nationalrepräsentation mit einer fast höhnischen Verachtung, weigert sich, Gesetze des Congresses zu sanctioniren, und unterläßt oft, diesem großen Körper zu antworten. Er ist ein Günstling, der seinen Herrn bisweilen grob behandelt. Ohne Aufhören vermehrt sich daher seine persönliche Macht, aber diejenige des Präsidenten nimmt ab. In seiner Hand ist die Bundesregierung stark, und wird schwach sein unter seinem Nachfolger.

Entweder täusche ich mich ganz, oder die Bundesregierung der vereinigten Staaten wird täglich schwächer werden; sie zieht sich allmählig von manchen Geschäften zurück, und schränkt ihren Geschäftskreis ein. Natürlich schwach, entsagt sie selbst dem Schein der Stärke. Von der andern Seite

glaubte ich wahrzunehmen, daß in den vereinigten Staaten das Gefühl der Unabhängigkeit in den einzelnen Staaten immer lebhafter wurde, und immer mehr spricht sich die Vorliebe für die Provincialregierung aus.

Man will indeß die auf einen Schatten reducirte Unionsregierung beibehalten, sie soll in gewissen Dingen stark, und in andern schwach sein. Sie soll im Kriege in ihrer Hand die Macht der Nation und alle ihre Hülfsquellen vereinigen und benutzen, aber in der Periode des Friedens kaum bemerkt werden, als wenn eine solche Schwäche und Kraft der Natur gemäß wäre.

Ich sehe nichts, was augenblicklich diese Bewegung der Geister aufhalten könnte. Die Ursachen, welche solche entstehen ließen, hören nicht auf, in gleichem Sinne zu wirken. Sie wird daher fortdauern, und man kann voraus sagen, daß, wenn nicht ganz etwas außerordentliches vorfällt, die Unionsregierung täglich schwächer werden wird.

Doch glaube ich, daß wir noch weit von der Zeit entfernt sind, wo die ihre eigene Existenz zu beschützen, und Frieden zu erhalten, unfähige Bundesmacht gleichsam von selbst erlöschen wird. Die Union ist in den Sitten begründet und beliebt. Ihre günstigen Resultate und Wohlthaten liegen vor Augen. Wenn man wahrnehmen wird, daß die Schwäche der Bundesregierung die Existenz der Union gefährden kann, so zweifle ich nicht, daß eine Reaction ihr mehr Macht wieder verleihen wird.

Die Regierung der vereinigten Staaten ist von allen bisherigen Bundesregierungen am natürlichsten zum raschen Handeln bestimmt, so lange man solche nicht mittelbarer Weise durch Auslegung ihrer Gesetze angreifen wird. So lange man ihr Wesen nicht zu tief umgestaltet, kann eine Veränderung der Meinung, eine innere Erschütterung, oder ein Krieg ihr plötzlich die bedürfende Kraft wiedergeben.

Vor allem habe ich außer Zweifel setzen wollen, daß, da in Frankreich manche Personen sich vorstellen, daß in den vereinigten Staaten eine Bewegung der Geister vorhanden sei, welche die Centralisation der Gewalt in der Hand des Präsidenten und des Congresses begünstige, diese Meinung durch-

aus grundlos ist, und daß man im Gegentheil eine entgegengesetzte Bewegung wahrnimmt. Die älter werdende Bundesregierung gewinnt nicht mehr Kraft, und bedroht nicht mehr die Souverainetät der einzelnen Staaten, sie wird vielmehr schwächer, und allein die Bundessouverainetät ist in Gefahr. Dies ist die Lage der Gegenwart. Was aber das endliche Resultat dieses Trachtens sein wird, welche Begebenheiten der beschriebenen Bewegung Stillstand gebieten, sie verzögern oder beschleunigen können, ist der Zukunft vorbehalten, und ich bin nicht so anmaßend, den Schleier lüften zu wollen.

Die republikanischen Institutionen in den vereinigten Staaten, und was ihre Fortdauer gefährdet?

Die Union ist nur ein Zufall. — Die republicanischen Institutionen haben mehr Aussicht der Fortdauer. — Die Republik ist gegenwärtig der natürliche Zustand der Anglo-Amerikaner. — Warum? — Wollte man sie zerstören, so müßte man zugleich alle Gesetze umändern, mit allen Sitten. — Schwierigkeiten in Amerika, eine Aristokratie zu begründen.

Die Auflösung der Union durch Krieg unter den jetzt verbündeten Staaten, und mit dieser, stehende Armeen, eine Dictatur, und Auflagen, könnten dort einst das Schicksal der republikanischen Institutionen gefährden.

Doch darf man nicht die Zukunft der Union und der Republik mit einander vermischen.

Die Union ist ein Zufall; sie wird nur so lange fortdauern, als die Umstände solche begünstigen, aber die Republik scheint mir der natürliche Zustand der Amerikaner zu sein, und nur die lange fortdauernde Wirkung widriger Ursachen würde daselbst die Monarchie einführen können.

Die Union besteht hauptsächlich durch das Gesetz, was solche schuf. Eine einzige Revolution, eine Veränderung in der offentlichen Meinung, kann sie für immer zerbrechen. Die Republik hat tiefere Wurzeln.

In den vereinigten Staaten versteht man unter Republik die langsame und ruhige Regierung der Mitbürger durch sich selbst. Ein Zustand, der in seiner Regelmäßigkeit nur durch

den erleuchteten Willen des Volks möglich wird. Es ist dies eine versöhnende Regierung, wo die Beschlüsse langsam reifen, ruhig erwogen, und nach der Reife vollzogen werden.

Die Republikaner der vereinigten Staaten halten viel auf gute Sitten, respectiren den Glauben, und erkennen die Rechte an. Sie bekennen die Meinung, daß ein Volk moralisch, religiös, und gemäßigt sein muß in dem Verhältnisse, worin es frei ist. Republik nennt man in den vereinigten Staaten das ruhige Reich der Mehrheit. Nachdem diese Zeit gehabt hat, sich zu unterrichten, und ihre Existenz festzustellen, ist sie die allgemeine Quelle aller Gewalten. Aber die Mehrheit selbst ist nicht allmächtig, denn über solche stehen in der moralischen Welt die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, und die Vernunft; in der politischen Welt die wohlerworbenen Rechte. Die Mehrheit erkennt diese beiden Schranken an, und wenn sie sich über solche wegsetzt, so rührt dies von ihren menschlichen Leidenschaften her, und daß sie, wie andere Menschen, Böses thun kann, durch irrige Scheidung des Guten vom Bösen.

Aber wir haben in Europa seltsame Entdeckungen gemacht.

Die Republik ist nach der Meinung einiger Franzosen nicht das Reich der Mehrheit, wie es bisher Viele glaubten, sondern derjenigen, welche durch solche zu regieren verstehen. Es ist nicht das Volk, was unter einer solchen Regierungsform regiert, sondern diejenigen, welche das Wohl des Volks am besten kennen. Eine glückliche Unterscheidung, welche erlaubt, im Namen der Nation zu regieren, ohne dieselbe zu Rathe zu ziehen, und ihren Dank zu verlangen, wenn man solche unter die Füße tritt. Die republikanische Regierung ist übrigens die einzige, deren Recht man anerkennen muß, alles zu thun, und welche alles verachten kann, was bisher die Menschen hoch würdigten, von den höchsten Gesetzen der Moral, bis zu den gemeinsten Regeln des gesunden Menschenverstandes.

Vorher dachte man bei uns, daß der Despotismus unter jeder Form gehässig sei, aber in unsern Tagen entdeckte man, daß es auf der Erde legitime Tyranneien und heilige Ungerechtigkeiten gebe, wenn man sie nur im Namen des Volks ausübte.

Die Ideen, welche sich die Amerikaner über die Republiken gebildet haben, erleichtern ihnen ungemein den Betrieb der republikanischen Regierungsform, und sichern ihr eine Fortdauer zu. Ist auch, sagen sie, die Ausübung der republikanischen Regierungsform bisweilen schlimm, so ist doch wenigstens die Theorie gut, und am Ende schließt das Volk damit, seine oder seiner Agenten Fehlschritte bald zu verbessern.

Es war im Ursprunge der amerikanischen Republiken unmöglich, und würde jetzt noch sehr schwierig sein, in diesen Freistaaten eine centralisirte Verwaltung einzuführen. Die Menschen sind daselbst auf einem zu großen Raum verbreitet, und wieder von einander getrennt durch zu viele natürliche Hindernisse, als daß ein Einziger es wagen könnte, alles, was der Menge Existenz betrifft, leiten zu können. Vorzugsweise ist daher hier das Muster einer ziemlich vollkommnen Provincial = und Gemeindeverwaltung.

Dieser sich über die übrigen Europäer in der neuen Welt gleichfalls erstreckenden Eigenthümlichkeit fügten die englischen Amerikaner manches Andere, ihnen besonders eigenthümliche, hinzu.

Als die nordamerikanischen Kolonieen gegründet wurden, war die Municipalfreiheit bereits in die Sitten, wie in die Gesetze eingedrungen, und die Einwanderer aus England nahmen solche nicht allein als eine theoretische Nothwendigkeit, sondern auch als ein Gut auf, dessen Werth Jedermann kannte.

Wir haben ferner gesehen, auf welche Art sie gegründet wurden. Jede Provinz, und fast jeder District wurde besonders durch Personen gestiftet, welche einander fremd waren, oder die mit verschiedenen Zwecken sich dem Bunde angeschlossen hatten.

Es waren also vom Anfang an im Gebiete der jetzigen Union eine große Zahl kleiner Staatsgesellschaften versammelt, ohne eine höhere Centralverwaltung, und jede derselben mußte sich um die einzelne Befriedigung ihrer Bedürfnisse bekümmern, weil ihnen die natürliche und leichte Oberleitung mangelte.

Also die Natur des Bodens, die Weise der selbstständigen

Begründung der einzelnen Kolonieen, die Gewohnheiten der ersten Auswanderer vereinigten sich außerordentlich, die Gemeinde- und Provincialfreiheiten zu entwickeln.

Jede Regierungs- und Verwaltungsorganisation in diesen Unionsstaaten ist daher wesentlich republikanisch. Wollte man also dort die Republik zerstören, so müßte man vor allem auf einmal die ganze mit solcher verwebte Gesetzgebung aufheben.

Wollte in unsern Tagen eine Parthei dort eine Monarchie bilden, so würde das noch schwerer sein, als wenn irgend eine Parthei in Frankreich eine Republik schaffen wollte. Das Königthum in den vereinigten Staaten fände daselbst keine vorbereitende Gesetzgebung vor, und man würde daselbst ein Königthum, umgeben von republikanischen Institutionen, begründen müssen. Aber sehr schwer würde das monarchische Princip in die Sitten der Amerikaner eindringen.

In diesen Unionsstaaten ist die Lehre der Volkssouverainetät keine einzelne Fiction, gleichsam in der Luft schwebend, sondern mit den Lebensgewohnheiten und den herrschenden Ideen verschmolzen. Sie ist vielmehr der letzte Ring einer Kette eigenthümlicher Meinungen, welche die ganze englisch-amerikanische Welt umfassen. Die Vorsehung hat einem jeden Sterblichen, wer er auch sein mag, so viel Vernunft gegeben, um sich selbst in den ihn ausschließend betreffenden Dingen leiten zu können. Auf diesem wichtigen Lehrsatz ruhet in den vereinigten Staaten die ganze Privat- und politische Verfassung; der Familienvater wendet solchen auf seine Kinder an, der Herr auf Gesinde und alle Dienende, die Gemeinde auf ihre Administrirte, die Provinz auf die Gemeinden, die Union auf die Staaten. Angewandt auf die Nation im Ganzen wird er der Glaube und die Richtschnur der Volkssouverainetät.

Also das die Republik schaffende Princip ist das nämliche, was die meisten Handlungen der Menschheit leitet, und noch besser, wenn es möglich wäre, alle leiten würde. Die Republik dringt also, wenn ich mich so ausdrücken darf, in die Ideen, in die Meinungen und in alle Gewohnheiten der Amerikaner zu gleicher Zeit ein, wie sie sich in ihren Gesetzen festsetzte, und wollte man diese ändern, so müßte man dies mit allen auf einmal vornehmen. Sogar die Religion ist in der

größeren Zahl dieses Volks republikanisch, sie unterwirft die Wahrheiten der andern Welt der Vernunft jedes Einzelnen, wie die Politik der Amerikaner dem gesunden Menschenverstande Aller die Sorge für die Interessen der irdischen Welt überläßt. Diese republikanische Religion gibt ihre Einwilligung, daß jeder Bürger die Bahn wählen mag, die ihn nach seiner Erwartung zum Himmel führt, eben so wie das Gesetz jedem Bürger freiläßt, seine Regierung zu wählen.

Augenscheinlich würde man nur durch eine lange Reihe von alle nach einem Ziele führenden Thatsachen dahin gelangen können, der Gesammheit der Gesetze, Meinungen und Sitten der Amerikaner, entgegenstehende Gesetze, Meinungen und Sitten aneignen zu können.

Wenn die republikanischen Grundsätze in Amerika untergehen sollen, so wird dies nur nach einer langen Staatsarbeit möglich sein, nach öfterer Unterbrechung und Erneuerung; oft werden sie wieder erscheinen, und erst ohne Rückkehr nach dem Aussterben des lebenden Menschengeschlechts verschwinden können. Aber eine solche Revolution kündigt sich bisher durch kein Wahrzeichen an.

Nichts fällt nach der Landung in Amerika mehr auf, als die einem Tumult gleichende Bewegung, in deren Schooße sich die ganze Verwaltung befindet. Die Gesetze ändern sich unaufhörlich, und Anfangs scheint es unmöglich, daß ein Volk mit einem so schwankenden Willen nicht bald dahin gelangen werde, der jetzigen Regierungsform eine ganz neue Form zu geben. Die Furcht ist aber voreilig. Im Fache der politischen Institutionen gibt es zwei Arten der Unbeständigkeit, welche man nicht mit einander vermischen muß. Die eine beschäftigt sich nur mit den Gesetzen zweiten Ranges; im Schooß einer wohlgeordneten Regierung kann dies lange Zeit statt finden; die andere wankelmüthigere Unbeständigkeit erschüttert unaufhörlich selbst die Basen der Verfassung und die Schöpfungsgrundsätze der Gesetze. Auf die letztere folgen stets Unruhen und Revolutionen. Die darunter leidende Nation befindet sich in einem gewaltthätigen, und sich oft umwandelnden Zustande. Die Erfahrung hat gelehrt, daß diese beiden Arten gesetzgebender Unbeständigkeit nicht nothwendig mit ein-

ander verbunden sind, denn man hat sie nach Zeit und Umständen vereint oder getrennt walten gesehen. Nur die erstere Neigung zu ewigen idealischen Verbesserungen herrscht in Amerika; der Boden der Verfassung wird stets respektirt.

In unsern Tagen herrscht in Amerika das republikanische Princip, wie das monarchische in Frankreich unter Ludwig XIV. Die damaligen Franzosen waren nicht allein Freunde der Monarchie, sondern bildeten sich auch ein, daß man nichts Besseres einführen könne, und hielten dasselbe so fest begründet, als den Lauf der Sonne und den Wechsel der Jahreszeiten. Bei ihnen hatte die Königsmacht mehr Sachwalter, als Gegner.

Eben so besteht die Republik in Amerika ohne Kampf, ohne Widerstand, ohne Beweise, durch eine stillschweigende Einwilligung, eine Art allgemeiner Inspiration (consensus universalis).

Doch denke ich, daß die öfteren Veränderungen der Gesetze der Verwaltung den Einwohnern der vereinigten Staaten die Zukunft der republikanischen Regierung ungewiß machen können.

Stets in ihren Entwürfen beschränkt durch das beständige Schwanken in der Gesetzgebung, darf man fürchten, daß am Ende die Menschen die Republik als eine lästige Art in Gesellschaft zu leben betrachten werden. Dann könnte das aus der Unbeständigkeit der Gesetze zweiten Ranges fließende Schwanken der Gesetze auch die Grundgesetze in Gefahr bringen, und mittelbarer Weise eine Revolution befördern. Aber von diesem Zeitpuncte sind wir noch sehr weit entfernt.

Man kann aber schon jetzt voraussehen, daß alsdann die Amerikaner von der Republik zum Despotismus übergehen werden, ohne lange unter monarchischem Scepter zu bleiben. Montesquieu hat schon gesagt, daß nichts unumschränkter sei, als die Auctorität eines Fürsten, der auf eine Republik folge. Die unbeschränkte Macht, welche man ohne Besorgniß einem erwählten Magistrat anvertraut habe, ruhe dann in der Hand eines Erbmonarchen. Dies ist im Allgemeinen wahr, aber besonders anwendbar auf demokratische Republiken. In den vereinigten Staaten werden die Magistrate durch die Mehrheit der Nation erwählt, und nicht durch eine besondere Klasse; sie repräsentiren unmittelbar die Leidenschaften der Menge, und

hängen gänzlich von ihrem Willen ab; sie flößen daher weder Haß noch Furcht ein; auch habe ich bemerkt, daß man nicht daran dachte, durch Instructionen ihre Macht zu beschränken, und ihrem Wirken Gränzen zu geben, ja sogar ihrer Willkühr viel Spielraum ließ. Diese Weise hat Gewohnheiten geschaffen, welche auch in geänderten Verhältnissen fortwirken werden. Der etwa unverantwortlich gewordene Magistrat der Amerikaner würde seine unbeschränkte Gewalt behalten, wenn er auch aufhörte, verantwortlich zu sein; aber man kann unmöglich sagen, wo alsdann seine Tyrannei still stehen werde.

Es gibt Personen in Frankreich, welche mit Zuverlässigkeit die Zeit erwarten, wo in Amerika eine Aristokratie entstehen und sich der Gewalt bemächtigen wird. Ich wiederhole hier aber, daß die jetzige Bewegung der amerikanischen durch Union verbundenen Staaten mir immer demokratischer zu werden scheint.

Indeß behaupte ich, daß möglicherweise die Amerikaner einst den Kreis der Ausüber politischer Rechte erweitern, oder sogar zum Vortheil eines Einzigen gänzlich aufheben werden, aber ich kann niemals glauben, daß sie jemals die ausschließende Ausübung gewisser politischer Rechte einer besondern Klasse von Bürgern auftragen, also eine Aristokratie stiften werden.

Eine aristokratische Körperschaft besteht aus einer gewissen Zahl Bürger, welche, ohne sehr weit von der Menge entfernt zu sein, sich doch auf eine bleibende Art über solche erheben, eine Klasse, welche man berührt, und sie doch nicht treffen kann, wenn sie pflchitwidrig handelt; mit der man täglich verkehrt, und sich doch nicht vermischen darf.

Man kann sich unmöglich es vorstellen, was der Natur und dem Instinct des menschlichen Herzens mehr entgegen ist, als die freiwillige Unterwerfung unter einer solchen Klasse. Wenn die Menschen sich selbst überlassen sind, und nicht länger frei sein können, so werden sie immer lieber sich der Willkühr eines Königs, als der regelmäßigen Regierung des Adels unterwerfen.

Eine dauerhafte Aristokratie muß die Ungleichheit als Princip fest stellen, sie muß sie im Voraus zum Gesetz erheben, sie in den Familien und im ganzen Staat einführen; alles Dinge,

welche der natürlichen Billigkeit dergestalt widersprechen, daß man sie nur durch Zwang von den Menschen erlangen kann.

Seitdem civilisirte Staatsgesellschaften vorhanden sind, glaube ich nicht, daß man ein einziges Volk anführen könne, welches sich selbst überlassen, aus eigner Bewegung eine Aristokratie in ihrem Schooße zum Herrschen über sich erwählt hätte. Alle Aristokratien des Mittelalters sind durch Eroberungen entstanden. Der Sieger war Edelmann, und der Besiegte Sclave. Die Gewalt schuf die Ungleichheit, welche, wenn sie einmal in die Sitten aufgenommen worden war, sich durch sich selbst erhielt, und in die Gesetze überging.

Man hat Staaten gesehen, welche in Folge von Vorgängen vor ihrer Gründung gleichsam aristokratisch geboren worden sind, und welche hernach mit jedem Jahrhundert demokratischer wurden. Dies war das Schicksal der Römer und der auf solche folgenden Barbaren. Aber daß ein civilisirtes, mit dem Segen der Demokratie vertrautes Volk sich stufenweise der Ungleichheit der Stände nähern, und damit schließen sollte, in seinem Schooße unverletzliche Privilegien und ausschließende Kategorieen einzuführen, dies würde eine neue Erscheinung auf der Erde sein.

Nichts zeigt an, daß Nordamerika bestimmt sein sollte, zuerst dies Schauspiel zu liefern.

Einige Bemerkungen über die Ursachen der Handelsgröße der vereinigten Staaten.

Die Amerikaner sind von der Natur berufen, eine große Seemacht zu werden. — Ausdehnung ihrer Küsten. — Tiefe ihrer Häfen. — Größe der Flüsse. — Und doch muß man weniger den physischen Ursachen, als den geistigen und moralischen Kräften dieses Volks die Handelsüberlegenheit der englischen Amerikaner zuschreiben. — Ursache dieser Meinung. — Zukunft der englischen Amerikaner, als Handelsvolk. — Der Umsturz der Union würde den Seehandelsgeist ihrer Völker nicht aufheben. — Warum? — Die englischen Amerikaner sind von der Natur berufen, die Bedürfnisse der Einwohner von Südamerika zu liefern. — Sie werden, wie die Engländer, die Factoren eines großen Theils der Welt werden.

Von der Fundy-Bai bis zum Flusse Sabine im mexikanischen Meerbusen erstreckt sich unter der Herrschaft der vereinig-

ten Staaten eine 540 deutsche Meilen lange Küste. Kein anderes Volk hat so viele tiefe, weite und sichere Häfen.

Die Einwohner der vereinigten Staaten bilden eine große civilisirte Nation mitten in Wüsten, welche sich 720 deutsche Meilen vom Haupt=Heerde der Civilisation erstrecken. Amerika bedarf also täglich Europa's. Mit der Zeit werden ohne Zweifel die Amerikaner dahin gelangen, ihre meisten Bedürfnisse selbst fabriciren zu können, aber niemals können beide Welttheile unabhängig von einander leben, so groß sind die natürlichen Bande zwischen ihren Bedürfnissen, Ideen, Gewohnheiten und Sitten.

Die Union hat Erzeugnisse, welche uns nothwendig geworden sind, welche unser Boden gar nicht, oder nur mit großem Aufwande liefert. Die Amerikaner verbrauchen davon wenig. Europa ist daher der Markt von Amerika, wie Amerika der Markt von Europa, und der Seehandel ist den Einwohnern der vereinigten Staaten so nöthig, um ihre rohen Stoffe nach unseren Häfen zu liefern, als um unsre Fabrikate als Rückfracht einzunehmen. Die vereinigten Staaten müssen also entweder die Industrie der Seevölker unterstützen, wenn sie, wie z. B. die spanischen Mexikaner, selbst keinen Seehandel treiben wollten, oder eine der ersten Seemächte werden. Eins von Beiden müßte statt finden.

Die englischen Amerikaner haben von jeher das Seewesen geliebt. Als ihre Unabhängigkeit die Handelsverhältnisse mit England abbrach, so gab dies ihrer Vorliebe fürs Meer einen neuen und mächtigen Schwung. Seit dieser Zeit wuchs die Zahl ihrer Handelsschiffe fast eben so schnell, als die Zahl ihrer Einwohner. Jetzt holen die Amerikaner selbst $\frac{9}{10}$ der Producte Europas aus solchem. Die ganze Einfuhr zur See betrug in dem Jahre, das sich mit dem 30. September 1832 schloß, den Werth von 101,129,166 Dollars, und darunter die Einfuhren mit fremder Flagge nur 10,731,039 Dollars. Auch bringen die Amerikaner den Verbrauchern in Europa $\frac{3}{4}$ der Ausfuhr der neuen Welt. Die Ausfuhr betrug in jenem Jahre 87,176,943 Dollars, wovon die fremden Schiffe 21,036,183 Dollars ausführten. (Williams Register 1833, S. 398.)

Die Schiffe der vereinigten Staaten füllen die Häfen von Havre und Liverpool. Man sieht im Hafen von Newyork nur wenige englische oder französische Schiffe. In den Jahren 1829, 1830 und 1831 war die Tonnenlast aller in die Häfen der Union eingelaufenen Seeschiffe 3,307,719 Tonnen, und davon lieferten die fremden Flaggen nur 544,571, also etwa 16 Procent. (National-Kalender 1833, S. 304.)

In den Jahren 1820, 1826 und 1831 liefen an englischen Schiffen in den Häfen von London, Liverpool und Hull ein 443,800 Tonnenlast, und an fremden Schiffen in eben den Jahren 159,431 Tonnenlast. Sie verhielten sich also wie 36 zu 100. (Companion to the Almanac 1834, S. 169.)

Im Jahr 1832 verhielten sich die Fremden in den englischen Häfen eingelaufenen Schiffe zu den englischen in den Häfen von Großbritannien eingelaufenen Schiffen wie 29 zu 100.

Also behauptet der amerikanische Handelsherr nicht bloß die Concourrenz mit Ehre auf seinem eigenen Boden, sondern auch in den Häfen des Auslandes.

Dies erklärt sich leicht aus dem Umstande, daß die amerikanische Frachtschiffahrt die wohlfeilsten Preise anbietet, und so lange sie dies fortsetzen kann, wird man sie auch am meisten benutzen.

Es läßt sich nicht erklären, warum sie so wohlfeil die Güter verschiffen können. Anfangs wird man versucht zu glauben, daß diese Ueberlegenheit einem materiellen Vortheil zugeschrieben werden muß, den sie der Natur verdanken. Dies ist aber nicht der Fall.

Die Schiffe kosten den Amerikanern fast eben so viel zu bauen, als andere Flaggen, denn wenn auch die Materialien in Amerika wohlfeiler sind, so ist dafür der Tagelohn weit höher, ihre Schiffe sind weniger gut gebaut, und dauern nicht einmal so lange. Der Lohn der Matrosen ist in Amerika höher, daher trifft man auch in ihrer Marine so viele europäische Matrosen.

Woher kommt es denn, daß die Amerikaner die Fracht der Schiffe wohlfeiler geben, als andere Völker? Vergeblich sucht man diese Ueberlegenheit in materiellen Vortheilen, sie

hängt bloß von rein geistigen und moralischen Vorzügen ab. Folgende Vergleichung dürfte meine Ansicht aufklären.

Im Revolutionskriege führten die Franzosen in der Kriegskunst eine neue Tactik ein, welche die ältesten Generale in Verwirrung setzte und die ältesten Monarchieen Europas zu zerstören drohte. Sie unternahmen es zum ersten Mal, eine Menge Dinge zu entbehren, welche man bis dahin zum Kriege für unentbehrlich gehalten hatte; sie verlangten von ihren Kriegern mehr Anstrengung, welche bis dahin die civilisirten Völker von den ihrigen nicht verlangt hatten. Man sah, daß sie alles im Laufen verrichteten, und daß sie ohne Bedenken das Leben der Menschen wagten, um dadurch ein gewünschtes Resultat zu erlangen.

Die Franzosen waren weniger zahlreich und weniger reich, als ihre Feinde, da sie weit weniger Hülfsmittel hatten, und doch waren sie beständig Sieger, bis die Feinde ihre Künste nachahmten.

Etwas ähnliches führten die Amerikaner in der Schiffahrt ein. Was die Franzosen für den Sieg thaten, thun die Amerikaner, um eine Fracht zu bekommen. Der europäische Kapitain wagt sich nur mit Vorsicht aufs Meer; er reist nur ab bei günstigem Wetter, und begegnet ihm ein Sturm, so läuft er in den nächsten Hafen ein; in der Nacht zieht er einen Theil seiner Segel ein. Wenn er sieht, daß das Meer in der Nähe vom Lande weiß wird, so zieht er die Segel ein, und befragt die Sonne.

So viele Vorsicht vernachlässigt der Amerikaner, und trotzt der Gefahr. Mitten im Sturm läuft er aus, und zieht Nachts keine Segel an, reparirt auch sein Schiff während der Reise, die er ununterbrochen fortsetzt, und am Ziel seiner Reise segelt er auf das Land zu, ohne zu wissen, ob er den Hafen trifft.

Der Amerikaner leidet oft Schiffbruch, aber keine andere Flagge segelt so schnell, als er. Indem er zur Reise weniger Zeit verwendet, kann er die Fracht wohlfeiler geben.

Der europäische Kapitain landet gern an mehreren Plätzen auf einer langen Reise, was wiederum viel Aufenthalt durch das Ein- und Auslaufen veranlaßt.

Der amerikanische Kapitain reist gerade von Boston nach

China, um Thee einzunehmen, bleibt in Canton nur ein paar Tage, und kehrt wieder zurück. Er hat binnen 2 Jahren die Erdkugel umschifft, und doch nur einmal Land gesehen. Während einer Fahrt von 8 bis 10 Monaten hat er vielleicht salziges Wasser getrunken und Pökelfleisch gegessen, beständig wider das Meer mit Krankheiten und Langerweile gekämpft. Dafür verkauft er den Thee einen Sou das Pfund wohlfeiler, und sein Zweck ist erreicht. Auch in der Art, wie die Amerikaner den Handel treiben, zeigen sie Heldenmuth.

Es ist stets dem europäischen Kauffahrer sehr schwierig, es seinen amerikanischen Kameraden in der Schnelligkeit des Segelns gleich zu thun. Der Amerikaner handelt mit seiner Raschheit nicht immer bloß des Gewinnes halber, denn er folgt darin seiner Natur.

Der Einwohner der vereinigten Staaten empfindet alle Bedürfnisse und Wünsche civilisirter Menschen, aber er findet nicht, wie in Europa, die Menschen so im Betriebe, um sie rasch zu befriedigen. Er ist daher oft gezwungen, sich durch sich selbst die verschiedenen Gegenstände zu verschaffen, welche ihm seine Erziehung und seine Gewohnheiten nothwendig machen. In Amerika begegnet es bisweilen, daß der nämliche Mensch sein Feld pflügt, sein Haus bauet, seine Werkzeuge fabricirt, seine Schuhe macht, und sogar den groben Stoff zu seiner Bekleidung webt. Das schadet freilich der Vervollkommnung der Industrie, dient aber mächtig zur Geistesentwickelung des Arbeiters. Nichts materialisirt den Menschen mehr, als die zu große Vertheilung der Arbeit, und nimmt seinen Werken sogar die Spur der Seele. In einem Lande, wo die Menschen so selten sind, wie in Amerika, kann man dem Lehrlinge zur Erlernung eines Handwerks keine lange Lehrzeit vergönnen. Daher die Leichtigkeit der Amerikaner, von einem Gewerbe zum andern überzugehen, wenn es sich nicht anders machen läßt. Man trifft dort Personen, welche nach einander Advocaten, Bauern, Handelsleute, Prediger und Aerzte gewesen sind. Wenn der Amerikaner in keinem Betriebe so geschickt ist, als der Europäer, so ist ihm dagegen nicht leicht eines ganz fremd. Seine Fähigkeit ist allgemeiner, und der Kreis seiner Kenntnisse ausgebreiteter. Ihn

hält kein sogenannter Staatsgrundsatz in seinen Entwürfen auf, er entrinnt allen Handwerksvorurtheilen, und hängt an keine Art, wie er arbeiten will, die Methode mag alt oder neu sein. Beides ist ihm einerlei. An keine feste Gewohnheit knüpft er sich, läßt sich aber auch nicht von fremden Gewohnheiten beherrschen; denn er weiß, daß sein Land keinem andern gleicht, und daß seine Lage in der Welt neu ist.

Der Amerikaner bewohnt ein Land der Wunder; alles bewegt sich um ihn unaufhörlich, und jede Bewegung scheint ein Fortschritt zu sein. Die Idee des Neuen schließt sich also innig in seinem Geiste der Idee des Besseren an. Nirgends, denkt er, habe die Natur der Anstrengung der Menschen eine Gränze gesteckt. Ihm deucht, daß das, was noch nicht ist, das sein dürfte, was noch nicht versucht worden ist.

Die in den vereinigten Staaten herrschende allgemeine Bewegung, die öfteren Glückswechsel, die öftere Verlegung des Privat- und Staatsvermögens, alles vereinigt sich dort, um die Seele in einer fieberhaften Bewegung zu erhalten, welche die Amerikaner zu den äußersten Anstrengungen des Körpers und des Geistes bestimmt, und sie gleichsam in ihren Unternehmungen über die gewöhnlichen Menschen erhebt. Für einen Amerikaner ist das ganze Leben gleichsam eine hohe Spielparthie, eine Revolutionszeit, ein Schlachttag.

Da diese nämlichen Ursachen auf jeden Einzelnen in diesem Volke wirken, so prägt dies dem Nationalcharacter einen unwiderstehlichen Trieb ein. Jeder Amerikaner ist daher ein Mann glühender Wünsche, unternehmend, mit Hang zu Abentheuern, und vor allem ein Neuerer. Diesen Geist entdeckt man in allem, was er wirkt. Er führt ihn ein in seine politischen Gesetze, in seine Religionssecten, in seine Theorien der Nationalöconomie, in seine Privatindustrie, und trägt ihn überall hin, in seine Wälder, wie in den Schooß seiner Städte. Eben dieser auf den Seehandel angewendete Geist macht den Amerikaner zu einem Schnellsegler und zu einem wohlfeilen Frachtschiffer.

So lange die Seeleute der Amerikaner diese geistigen Vorzüge, und die darauf gebauete practische Ueberlegenheit behaupten, werden sie nicht allein für die Producirer und Verbrau-

cher ihres Vaterlandes die Versorger sein, sondern auch die Factoren des Welthandels, gleich den Engländern, werden. Man muß nicht glauben, daß die englischen Schiffe allein beschäftigt sind, nach England fremde Erzeugnisse zu bringen, oder den Fremden englische Producte zuzuführen; in unsern Tagen bildet die englische Kaufmannsmarine gleichsam eine Frachtunternehmung, die den Producirern auf der ganzen Erde dient, und die Verbindung aller Völker unter einander besorgt. Aber das amerikanische Genie tritt gegenwärtig in der Frachtschiffahrt als Nebenbuhlerin wider die Engländer auf.

Dies ergiebt sich schon unter unsern Augen, denn die Amerikaner sind sogar schon im Mittelmeere mit den alten Flaggen als Frachtschiffer in Concourrenz getreten. Eine noch größere Aussicht öffnet ihnen Südamerika.

Die dortigen vormals spanischen und portugiesischen Kolonieen sind seitdem, daß sie sich vom Mutterlande trennten, unabhängige Reiche geworden; Bürgerkrieg und Despotismus verheeren jetzt diese reichen Gegenden. Die Bewegung dieser Völker ist dadurch gehemmt worden, und die geringe Bevölkerung derselben denkt nur an ihre Vertheidigung, und empfindet kaum ein Bedürfniß, ihr Schicksal zu verbessern.

Aber es wird dort bald anders werden. Das sich selbst überlassene Europa durchbohrte durch eigene Kraft die Finsterniß des Mittelalters. Südamerika bekennt sich, wie wir, zum Christenthum, hat unsere Gesetze und unsere Gebräuche, und schließt alle Keime der europäischen Civilisation und deren Wurzeln jenseits des Weltmeers in sich. Vor sich hat es Europas Beispiel, warum sollte Südamerika stets barbarisch bleiben wollen?

Augenscheinlich ist hier nur vom wann die Rede. Früher oder später wird eine Zeit kommen, wo die Südamerikaner blühende und aufgeklärte Nationen bilden werden.

Wenn aber diese Völker anfangen werden, die Bedürfnisse civilisirter Völker zu fühlen, so werden sie dennoch weit davon entfernt sein, sich selbst solche liefern zu können. Als letzte Kinder der Civilisation werden sie sich die Ueberlegenheit der älteren Kinder gefallen lassen müssen. Sie werden lange bloße Landbebauer bleiben, ehe sie Fabricanten und Kaufleute

werden, und die Dienste der Fremden bedürfen, um ihre Erzeugnisse jenseits des Meers zu verkaufen, und sich im Tausche die Waaren zu verschaffen, deren neue Nothwendigkeit man fühlt.

Ohne Zweifel werden die Nordamerikaner besonders beflissen sein, den Südamerikanern die solchen mangelnden Bedürfnisse zu verschaffen. Die Natur stellte die Nordamerikaner den Südamerikanern nahe, daher erlangten die ersteren mit Leichtigkeit Kenntniß von den Bedürfnissen ihrer Nachbarn, was einen bleibenden Verkehr zu begründen pflegt, und sie dürften sich allmählig dieses Marktes bemächtigen. Der nordamerikanische Kaufmann könnte diesen natürlichen Vortheil der Lage nur verlieren, wenn er an Kenntniß, Industrie und Reichthum sehr bedeutend unter den europäischen Kaufleuten stände; er ist aber diesen in manchen Puncten sogar überlegen. Schon üben die Nordamerikaner der vereinigten Staaten einen großen moralischen Einfluß auf alle Völker der neuen Welt. Von ihnen geht das Licht aus. Alle Nationen des amerikanischen Festlandes sind schon gewohnt, die Nordamerikaner der Union als die aufgeklärtesten, mächtigsten und reichsten der großen amerikanischen Weltfamilie zu betrachten. Sie wenden daher unaufhörlich ihre Blicke nach der Union, und suchen sich, so weit es ihre Kräfte erlauben, den Unionsvölkern gleich zu stellen. Täglich schöpfen sie aus den Unionsstaaten die politischen Lehren, und leihen deren Gesetze.

Die Amerikaner der vereinigten Staaten befinden sich gegen die südamerikanischen Völker gerade in der nämlichen Lage, als ihre Väter, die Engländer, gegen die Italiener, Spanier und Portugiesen, und gegen alle Völker Europas, welche, weil sie in der Civilisation und in der Industrie zurückstehen, aus ihren Händen die meisten Gegenstände des Verbrauchs empfangen.

England ist jetzt der natürliche Heerd des Handels aller Völker, welche sich solchem nähern. Die amerikanische Union ist bestimmt, die nämliche Rolle in der andern Weltkugel zu spielen. Jedes Volk, welches in der neuen Welt entsteht oder geboren wird, entsteht und wächst dort zum höheren Gedeihen der englisch-amerikanischen Union.

Sollte sich auch diese Union auflösen, so würde unstreitig der Handel der solche bildenden Staaten einige Zeit dadurch in seinem Aufschwung gehemmt werden, aber doch wohl weniger, als man sich vorstellt. Diese Handelsvölker werden darum doch ihren Verkehr unter einander nicht aufgeben. Sie berühren sich Alle, und alle haben gleiche Meinungen, Interessen und Sitten, und auch allein können sie schon eine große Seemacht bilden. Trennt sich auch die südliche Union von der nordischen, so folgt daraus doch nicht, daß der Süden den Norden entbehren kann. Die südliche Union ist bisher kein Handelsvolk, und nichts kündigt an, daß es ein solches künftig werden wird. Die südlichen Unionsstaaten werden also lange fremder Hülfe bedürfen, um ihre Erzeugnisse aus- und dagegen die Bedürfnisse in Producten des Auslandes wieder einzuführen. Aber von allen Zuführern sind gerade die Amerikaner der nördlichen Unionsstaaten am geeignetsten, sie wohlfeil zu versehen. Sie werden ihnen daher liefern, denn der wohlfeile Verkauf ist das höchste Gesetz des Handels. Es gibt keinen souverainen Willen, und keine nationalen Vorurtheile, welche sich lange gegen den wohlfeilen Einkauf behaupten können. Keine Völker hassen sich mehr, als die Amerikaner der vereinigten Staaten und die Engländer, aber trotz dieser feindseligen Gesinnung beider Völker wider einander liefern dennoch die Engländer den Amerikanern die meisten Fabrikate, bloß weil sie solche am wohlfeilsten liefern. Der wechselnde Wohlstand der Amerikaner in den Unionsstaaten gewährt wider alle Wünsche der Ersteren der Fabrikindustrie der Engländer vieles Gedeihen.

Die Vernunft zeigt an, und die Erfahrung lehrt, daß es keine dauerhafte Handelsgröße gibt, wenn sie nicht im Nothfall durch Militairmacht unterstützt wird. Auch in den Staaten des vereinigten Amerika ist man davon überzeugt, und schon sind solche im Stande, ihrer Flagge Achtung zu verschaffen, und sie können schon Furcht verbreiten.

Ich bin überzeugt, daß die Trennung der Union, statt die Seemacht der Amerikaner zu vermindern, vielmehr solche sehr vermehren werde. Jetzt sind die Handelsstaaten mit denen verbunden, welche es nicht sind, und die Letzteren bewilligen

nur ungern Geld zur Vermehrung der Kriegsmarine, von welcher sie keinen unmittelbaren Vortheil ziehen.

Bildeten dagegen die eigentlichen Handelsstaaten der Union ein in sich vereinigtes Volk, so würde der Handel für solche das wichtigste Staatsinteresse werden, und sie würden sich entschließen, sehr große Opfer zur Vertheidigung ihres Handels zu bringen, und nichts würde sie in dieser Absicht hindern.

Ich denke, daß die Völker, wie die einzelnen Menschen, schon von ihrer ersten Jugend an die Hauptzüge ihrer künftigen Bestimmung verrathen. Wenn ich sehe, in welchem Geiste und wie gewandt die englischen Amerikaner den Handel betreiben, und welchen Erfolg sie dadurch erlangt haben, so muß ich glauben, daß sie einst die erste Seemacht der Erde werden dürften. Sie werden hingerissen werden, sich der Meere zu bemächtigen, wie die Römer die Eroberer der bekannten Welt wurden.

Schluß.

Hier nähere ich mich also dem Ziele. Bisher redete ich von der künftigen Bestimmung der vereinigten Staaten, und bemühete mich, meinen Gegenstand in verschiedene Abtheilungen zu schichten, um jede derselben mit mehr Sorgfalt zu studiren.

Jetzt möchte ich alles, was ich bisher sagte, in einen Augenpunct zusammen drängen. Was ich noch sagen werde, ist nichts umständliches, aber desto sicherer. Ich werde den einzelnen Gegenstand weniger deutlich gewahr, und umfasse die allgemeinen Thatsachen um so zuverlässiger, und gleiche einem Reisenden, welcher die Mauern einer großen Stadt verlassen hat, und einen nahen Hügel erklimmt. So wie er sich entfernt, verschwinden die Menschen, welche er verlassen hat, ihre Wohnungen verschmelzen sich, er sieht nicht mehr die freien Plätze, und kaum noch die Züge der Straßen, aber sein Auge folgt leichter dem Umriß der Stadt, und nun erst begreift er ihre eigentliche Form. So scheint es auch mir, daß ich vor mir die ganze Zukunft des englischen Volksstammes in der neuen Welt erblicke. Die einzelnen Theile des großen Gemäldes liegen im Schatten, aber mein Blick umfaßt das Ganze, und vor allem fasse ich einen klaren Begriff.

Bisher ist nur ungefähr der zwanzigste Theil des Gebiets, von dem die amerikanischen vereinigten Staaten Besitz ergriffen haben, von ihnen wirklich bewohnt.

So weit sich nun auch diese Gränzen erstrecken, so würde man doch sehr unrecht haben, wenn man glaubte, daß die englisch-amerikanische Raçe sich darin für immer einschließen werde. Schon erstreckt sie sich weit hinaus.

Es war eine Zeit, wo auch Frankreich in den Wüsten Amerikas eine große französische Nation bilden, und mit den Engländern das Schicksal der neuen Welt theilen konnte. Frankreich besaß vormals in Amerika einen District, fast so groß, als ganz Europa. Die drei größten nordamerikanischen Flüsse strömten damals im Gebiete Frankreichs. Die Indianer, welche sich von der Mündung des St. Lorenzflusses bis zum Delta des Missisippi erstreckten, verstanden nur die französische Sprache. Die Namen vieler Niederlassungen in diesem Landstrich erinnern an ihr ehemaliges Vaterland, wie Louisburg, Montmorency, Duquesne, Saint-Louis, Vincennes, Neu-Orleans, alles Frankreich theure Namen, die dasselbe zu hören gewohnt ist.

Aber mehrere im Verein unglückliche Umstände beraubten Frankreich dieser prächtigen Erbschaft. Der wichtigste derselben war, daß die an gute Gemeindeverwaltung gewöhnten Völker leichter als andere blühende Kolonieen schaffen. Die Gewohnheit, für sich selbst zu denken und sich selbst zu regieren, ist in einem neuen Lande unumgänglich nöthig, wo der Erfolg nothwendig größtentheils von den Anstrengungen der einzelnen Kolonisten abhängt. Ueberall, wo die Franzosen nicht zahlreich und übel eingerichtet waren, sind sie verschwunden. Die wenigen Uebrigen haben sich auf einen engen Raum eingeschränkt, und leben jetzt unter andern Gesetzen. Die 400,000 Franzosen in Niedercanada bilden jetzt nur noch die Trümmer eines alten Volks, und verlieren sich mitten in den Fluthen einer neuen Nation. Um sie herum vergrößert sich die fremde, derjenigen der vereinigten Staaten gleichende Bevölkerung immer mehr, und breitet sich nach allen Seiten aus; sie dringt bis in die Reihen der alten Herren des Bodens, herrscht in ihren Städten, und verfälscht ihre Sprache. Ich darf daher behaup-

ten, daß die englische Raçe sich nicht an die Gränzen der Union kehrt, sondern schon sehr weit nach Nordosten vorwärts dringt.

Im Nordwesten sieht man nur einige unbedeutende russische Niederlassungen; aber im Südwesten zeigt sich im Gebiete des mexicanischen Freistaats den englischen Amerikanern gleichsam eine Schranke.

Es gibt also jetzt in der neuen Welt nur noch zwei Nebenbuhler, die sich in solche theilen, die Spanier und die Engländer.

Die Gränzen, welche die beiden Raçen von einander trennen sollen, hat ein Tractat bestimmt, aber so günstig er auch den englischen Amerikanern ist, so zweifle ich doch nicht, daß sie ihn bald übertreten werden.

Jenseits der Gränzen der Union erstrecken sich an der Seite von Mexiko weite, fast unbewohnte Provinzen. Die Bürger der vereinigten Staaten dringen in diese Wüsten ein, selbst vor denjenigen, welche ein Recht haben, sie im Besitz zu nehmen. Sie werden sich den Boden zueignen, daselbst einen Staat bilden, und wenn der gesetzliche Eigenthümer sich endlich einfinden wird, so wird er die Wüste fruchtbar, und Fremde ruhig in seinem Erbe angesiedelt finden.

Die Erde der neuen Welt gehört, nach dem Staatsrecht der critisirten Amerikaner, dem, welcher zuerst davon Besitz nimmt, und das Reich gehört dem Schnellläufer. Selbst die schon bevölkerten Länder haben Mühe, sich vor den Einfällen der Neueintreffenden zu schützen.

Der Uebertrager hat in früheren Noten von dem geredet, was in der Provinz Texas geschieht. Täglich finden sich immer mehr Bürger der vereinigten Staaten in Texas ein, und erwerben daselbst Land. Obgleich sie sich den Landesgesetzen unterwerfen, so gründen sie doch daselbst die Herrschaft ihrer Sprache und ihrer Sitten. Noch steht Texas unter Mexikos Herrschaft, aber bald wird man dort keine Mexikaner mehr finden. Ein Aehnliches geschieht allenthalben, wo die englischen Amerikaner mit den Bevölkerungen eines andern Ursprungs in Berührung kommen.

Man kann nicht ableugnen, daß die englische Menschenraçe ein Uebergewicht über die anderen Europäer der neuen Welt erlangt hat, sowohl in der Civilisation, als in der In-

dustrie und in der Macht. So lange sie nur Wüsten oder schwach bewohnte Länder vor sich haben wird, und auf ihrem Wege keine gedrängten Bevölkerungen antrifft, wird man sehen, daß sie sich ohne Aufhören ausdehnt, und sich durch keine Linien diplomatischer Tractate aufhalten lassen, sondern von allen Seiten solche eingebildete Schranken überströmen wird.

Was noch bewundernswürdiger die schnelle Entwickelung der englischen Raçe erleichtert, ist ihre geographische Stellung. Wenn man sich im Norden über die mitternächtlichen Gränzen erhebt, trifft man das Eis des Nordpols, und wenn man einige Grade in der mittäglichen Gränze herabsteigt, so tritt man mitten in das Feuer des Gleichers. Die englischen Amerikaner wohnen also in der gemäßigten, zur Wohnung der Menschen am meisten geeigneten Zone.

Man stellt sich irrig vor, daß die bewundernswürdige Bewegung in der Vergrößerung der Bevölkerung in den Unionsstaaten erst seit ihrer Unabhängigkeit angefangen habe. Die Bevölkerung wuchs unter dem Kolonialsystem eben so schnell, als jetzt, d. h. sie verdoppelte sich ungefähr in 22 Jahren. Damals betrug aber die Vergrößerung nur Tausende, und jetzt Millionen. Die nämliche, vor einem Jahrhundert bereits bemerkte, Thatsache, fällt jetzt erst Jedermann auf.

Die in Kanada einem Könige gehorchenden Engländer vermehren sich in der Zahl und breiten sich fast eben so schnell aus, als die Engländer der vereinigten Staaten unter einer republikanischen Regierung. Sie würden den freien Nord-Amerikanern hierin völlig gleichen, wenn sie die nämliche Gesetzgebung hätten, aber dem englischen Nordamerika wandern viele Menschen nach den Freistaaten aus.

In dem achtjährigen Unabhängigkeitskriege hörte die Bevölkerung nicht auf, eben so zu wachsen, als im Frieden; nur etwas ungleicher fortschreitend.

Obgleich damals an der westlichen Gränze große Indianerstämme mit den Engländern im Bunde standen, so wurde doch niemals die Bewegung der Auswanderung nach Westen bedeutend gelähmt. Indeß die Engländer die Küsten des atlantischen Meeres verheerten, füllten sich Kentucky, die westliche Seite Pensylvaniens und die Staaten Vermont und Maine

mit Einwohnern. Die dem Kriege folgende Unordnung verhinderte weder die Zunahme der Bevölkerung, noch das Fortschreiten der Urbarmachungen in den Wüsten. So hatte die Verschiedenheit der Gesetze, der Friedens- oder der Kriegsstand, die Ordnung oder die Anarchie nur einen unmerklichen Einfluß auf die allmählige Vermehrung der englischen Amerikaner.

Es kann im weiten Raume Nordamerika's keine so allgemeinen Störungen geben, daß solche auf alle Puncte des unermeßlichen Gebiets zugleich wirken sollten. Daher ist man immer sicher, in einer großen Landstrecke Schutz wider Unfälle zu finden, welche etwa einen andern Theil treffen, und so groß das Uebel auch seyn mag, das angebotene Heilmittel ist stets noch größer.

Es ist also unmöglich, die weitere Verbreitung der englischen Volksraçe in der neuen Welt zu verhindern. Die Zerschlagung der Union, indem sie unter den Unionsstaaten Krieg herbeiführt, die Abschaffung der Republik, indem ihr sogar die Tyrannei folgen mag, wird zwar die Entwickelung der weißen Menschenraçe in Nordamerika verzögern, aber nicht die Vervollständigung des Schicksals der neuen Welt verändern. Es gibt keine irdische Macht, welche den Schritten der Auswanderer jene von allen Seiten offenen Wüsten, welche sich allem Elende als eine sichere Zuflucht darbieten, verschließen kann. Welche künftige Begebenheiten auch jene Union betreffen mögen, so werden sie den Amerikanern weder ihr Klima, noch ihre inländischen Seen, die großen Flüsse und die Fruchtbarkeit des Bodens nehmen können. Uebele Gesetze, die Revolutionen und die Anarchie können ihren eigenthümlichen Geschmack am Wohlstand und den dieser Raçe gleichsam als Auszeichnung angebornen Unternehmungsgeist, so wie ihre erleuchtenden Kenntnisse nicht zerstören und vertilgen.

Also mitten in der Ungewißheit der Zukunft steht wenigstens eine Begebenheit fest, daß nämlich in einer nicht zu fernen Zeitfrist, denn hier ist vom Leben der Völker die Rede, die englischen Amerikaner allein mit den wenigen jährlich neu einwandernden Europäern, den unermeßlichen Raum zwischen dem Eise des Nordpols und den Tropenländern bevölkern werden;

sie werden sich in einigen Jahrhunderten von den Sanddünen am atlantischen Meere bis zum Gestade des Südmeeres verbreiten.

Ich denke, daß das Gebiet der englisch-amerikanischen Raçe künftig in der Oberfläche drei Viertheilen Europas gleich seyn wird, und Europa hat, nach Malte Brun, 300,000 deutsche Quadratmeilen und 205 Millionen Einwohner. Das Klima der Union ist im Ganzen vorzüglicher, als das Klima in Europa, und Nordamerika hat so große natürliche Vorzüge, daß es künftig eine gleiche Bevölkerung als Europa zählen wird.

Das unter so viele Völker vertheilte Europa, bei seinen bisher unaufhörlichen Kriegen, zählt doch, nach Malte Brun, 410 Einwohner auf jeder französischen Quadratmeile. Welche mächtige Ursache könnte Nordamerika verhindern, einst eine eben so dichte Bevölkerung zu erlangen?

Es werden viele Jahrhunderte verfließen, ehe die verschiedenen Sprossen des englisch-amerikanischen Menschengeschlechts aufhören werden, einen gemeinschaftlichen Character zu behaupten. Man kann den Zeitpunct nicht voraussehen, ob und wo der Mensch in der neuen Welt eine bleibende Ungleichheit der Stände jemals einführen wird!

Wie groß also auch die Verschiedenheiten sein mögen, welche Krieg oder Frieden, die Freiheit oder die Tyrannei, der Wohlstand oder das Elend einstens auf das Schicksal der verschiedenen Zweige der großen englisch-amerikanischen Menschenfamilie haben wird, so werden sie doch wenigstens einen gleichen Gesellschaftszustand bilden, und ähnliche, daraus hervorgehende Gewohnheiten und Begriffe beibehalten.

Das Band der Religion allein reichte im Mittelalter hin, um in einer ziemlich ähnlichen Civilisation die verschiedenen Europa bevölkernden Menschenstämme zu erhalten. Die Engländer der neuen Welt haben unter sich tausend Bande mehr, und sie leben in einem Jahrhundert, wo sich alles unter den Menschen auszugleichen sucht.

Das Mittelalter war eine Zeitfrist, wo alles sich in Brüche auflöste. Jedes Volk, jede Provinz, jede Stadt strebte damals mächtig nach Absonderung. In unsern Tagen ist ein

entgegengesetztes Trachten bemerkbar, denn die Völker scheinen mehr nach Einheit zu streben. Geistige Bande verbinden unter sich die entferntesten Theile der Erde, die Menschen bleiben sich keinen einzigen Tag mehr fremd oder unwissend in dem, was in irgend einem Winkel der Erde vorgeht. Auch bemerkt man heute weniger Unterschied unter den Europäern und ihren Nachkommen der neuen Welt, ungeachtet sie das Weltmeer trennt, als unter gewissen Städten des dreizehnten Jahrhunderts, welche bloß ein Fluß von einander schied, lange bemerkt wurde.

Wenn dieser Hang der Assimilation fremde Völker einander nähert, so verhindert er um so viel mehr, daß die Sprossen des nämlichen Volks sich einander nicht fremd werden.

Es wird also eine Zeit kommen, wo man in Nordamerika 150 Millionen unter sich gleiche Menschen, alle einer Familie angehörig, der nämlichen Abkunft, gleicher Civilisation, Sprache und Religion, mit den nämlichen Gewohnheiten und Sitten antreffen wird, in welchen der nämliche Gedanke mit gleicher Form und Farbe umlaufen wird. Alles Uebrige ist zweifelhaft, aber dies ist gewiß, obgleich es eine ganz neue Thatsache in der Welt sein mag, welche, mit ihren Folgen, die Einbildungskraft sich noch nicht klar vorstellen kann.

Es gibt jetzt auf der Erde zwei große Völker, die von verschiedenen Puncten ausgehen, und zum nämlichen Ziele vorrücken; die Russen und die englischen Amerikaner.

Beide wurden in der Finsterniß groß, und indeß die Blicke der Menschen auf andere Gegenstände gerichtet waren, haben sie sich plötzlich in den ersten Rang der Nationen gestellt, so daß das Publicum fast zu gleicher Zeit ihre Entstehung und ihre Größe erfuhr.

Alle andere Völker scheinen ungefähr die ihnen von der Natur bestimmten Gränzen erreicht zu haben, mit der Verpflichtung, sich darin zu erhalten, aber diese beide befinden sich noch in ihrem Wachsthum; auch steigert sich unter allen Völkern Europas die Volksmenge allmählig in Rußland am stärksten. Alle übrige befinden sich in einer Art Hemmung, und rücken

nur mit tausend Anstrengungen vorwärts. Jene allein marschiren leichten Schrittes in einer Laufbahn, deren Gränze das Auge noch nicht erblickt.

Der Amerikaner kämpft nur mit Hindernissen der Natur. Der Russe dagegen mehr mit den Menschen. Der Erstere bekämpft die Wüsten und die Barbarei. Der Andere wird beschuldigt, die Civilisation in ihrer vollen Rüstung zu bekämpfen. Der Amerikaner erwirbt seine Eroberungen meistens mit dem Pfluge, und der Russe, außer seinen jetzigen Gränzen, mit dem Schwerdte seiner Krieger.

Um seinen Zweck zu erreichen, stützt sich der Amerikaner auf das persönliche Interesse, und läßt, ohne sie zu leiten, die Kraft und die Vernunft der Individuen handeln. Der Russe dagegen vereinigt gewissermaßen in seinem durch seinen Character verehrten Autocraten die ganze Macht des Staats. Durch die Freiheit wirkt vorzüglich der Amerikaner, und der Russe durch die Knechtschaft.

Beide gehen aus von verschiedenen Puncten, und ihre Bahnen sind verschieden; nichts desto weniger scheinen Beide, nach einer uns noch geheimen Absicht der Vorsehung, bestimmt zu sein, jeder in seiner Obhut eine halbe Erde zu halten.

Anhang.

I.

Von den Sitten in den nordamerikanischen vereinigten Staaten.

Der Herr Verfasser hat vieles darüber in seinem Werke im weitesten Sinne seines Begriffs der Sitten gesagt, und sich wegen des Mangelnden auf die Schrift seines Freundes und Reisegefährten Herrn Gustav de Beaumont bezogen. Dies Werk ist seitdem unter dem Titel „Marie ou l' Esclavage" erschienen; daher erlaube ich mir, aus solchem in einem kurzen Auszuge einiges zu bemerken.

Die südlichen Staaten leiden an den Folgen der bestehenden Sclaverei und die nördlichen an den Folgen der daselbst aufgehobenen Sclaverei. Indeß dürfen keine Neger mehr in die vereinigten Staaten eingeführt werden.

Das Vorurtheil der nördlichen Amerikaner wider die Neger und Mulatten ist fast unglaublich, und die Heirathen zwischen den Weißen und Negerinnen oder Mulattinnen sind höchst selten, weil sie in den Augen des freien Volks unehrenhaft sind, und sogar die Kinder der Makel der Geburt in den Staaten am atlantischen Meere trifft. Dies Vorurtheil zeigt sich schon in allen westlichen neuen Kolonien bereits sehr gemildert, und am wenigsten in denen im Süden, welche von Frankreich an die vereinigten Staaten mit Louisiana verkauft wurden. Folglich wird der eine solche Heirath eingehende nördliche Amerikaner sich entweder selbst dahin zur Wohnung begeben, oder seine Kinder dahin schicken, was bei einem so wanderungslustigen Volke kein großes Unglück ist.

Uebrigens bemerke ich, daß jetzt die meisten Auswanderungen aus Deutschland über Bremen nach Baltimore gehen, wo denn die Rückladungen meistens Taback zu sein pflegen. Die

meisten dieser Deutschen lassen sich nieder im Staate Missouri, und die reicheren ziehen diesen Staat vor, weil die Urbarmachung und Feldarbeit durch Sclaven verrichtet werden kann, was zugleich für die ärmeren Auswandrer ein Nachtheil ist, da ihr Tagelohn dadurch verringert wird, auch dem Deutschen die Haus- und Feldarbeit zugleich mit Negern verhaßt ist. Auch hat Missouri ein heißes Klima, deßwegen von den ärmeren europäischen und deutschen Ausgewanderten viele an der Küste bleiben, oder in Pensylvanien, das wenige Sclaven hat, oder in Michigan, dem wahren Eldorado der Amerikaner, welches des mildesten Himmels genießt, keine Sclaven hat, aber desto mehr Auswanderer, besonders aus Nieder-Kanada, wo ihnen die Gutshoheit und die englischen Sitten nicht mehr gefallen, sich gern niederlassen. In mehreren vereinigten Staaten, besonders aber in Missouri und Pensylvanien vermehren sich die Deutschen allgemein, und geben dort auch ihre Muttersprache nicht auf. Als Gehülfen der Landleute und der Handwerker sind sie beliebter als die Irländer, die durch ihre Trunkliebe sich gehässig machen in einer Zeit, wo die Amerikaner durch zahlreiche Mäßigkeitsgesellschaften *) den Hang dazu, wenigstens unter der Jugend, zu ersticken suchen.

Der nicht auf dem Lande lebende Amerikaner legt sich gewöhnlich sehr früh auf den Handel, und pflegt erst ein anderes Gewerbe zu ergreifen, wenn es mit dem Handel nicht recht glücken wollte. Er schätzt die Häuslichkeit in der Familie nur als Erholung. Die jungen Amerikanerinnen leben, bis sie heirathen, bei der Aeltern sittsam wie die Mutter, und sind nach der Heirath stets sehr häuslich. Die Wahl der Gatten ist gewöhnlich ganz frei. Die Ausschweifung liebenden jungen Männer und Wittwen von Vermögen leben, wegen der Sittenstrenge in der Heimath, lieber im Auslande; eine Nachahmung der Sitten des Landes, aus dem sie stammen.

Die Bibelgesellschaften sind in Nord-Amerika sehr häufig, und die Abnahme der arg eingerissenen Liebe zu hitzigen Getränken durch die freiwilligen Mäßigkeitsgesellschaften, an denen häufig die Jugend, und selten das Alter Theil nimmt, bilden

---

*) Diese Gesellschaften entstanden 1813 zuerst in Boston.

einen großartigen Zug im Charakter dieser Republikaner. Am Bord vieler Schiffe ist das hitzige Getränk zum auffallenden Nutzen der Disciplin ganz abgeschafft worden.

Die Freimaurerei herrscht sehr in Amerika, aber nur in der Zahl, denn politische Zwecke haben daselbst die Mitglieder nicht. Man trifft unter den Freimaurern Männer aller Partheien an. Da man sonst Mittel genug hat, sich frei über dies und jenes auszusprechen, so wird diese Korporation keinesweges zu politischen Zwecken gebraucht. Nur mag ein Freimaurer, der es einmal ist und die Geheimnisse leichtsinnig behandelt, sich hüten, da die Treuen des Cirkels solche Brüche der Gesellschaftstreue sehr scharf ahnden sollen.

Die Sittenreinheit wird besonders in Newyork, Newengland und Ohio strenge gehandhabt wider Spieler, Trunkenbolde, Unkeuschheiten u. s. w.

Noch ist die Zahl der Armen in keinem amerikanischen Staat bedeutend. Doch zählte Newyork derselben im Jahre 1830 15,500, die der Staat unterhält. Sie kosten jedem Kopfe 14 Cent. jährlich.

Im Ganzen hat kein Volk einen wohlhabenderen Mittelstand, als das vereinigte Nordamerika *), aber doch trifft man nirgends mehr Banquerottirer an. Dir Ursache ist theils die Menge derjenigen, welche sich mit dem Handel befassen, theils der oft zu verwegene Unternehmungsgeist, welcher schnell reich zu werden trachtet, und dann das Beispiel, daß wirklich manche bisweilen sehr schnell zum Reichthume gelangen, was zur Nachahmung verführt. Die meisten Banquerotte sind selten einer verschwenderischen Lebensart, oder einer nachlässigen Verwaltung, sondern zu kühner mit Unglück begleiteten Unternehmungen zuzuschreiben. Daher vernachlässigte auch die Bundesregierung bisher die ihr gewordene Aufgabe, ein Banquerottgesetz zu publiciren.

Auffallend ist in Nordamerika die unsittliche Lebensart der freien Neger, aber sehr leicht erklärbar, da sie im Jugendunterricht gegen die Weißen sehr zurückstehen. Daher ist auch

*) Weil es wenig Reiche und wenig Arme zählt, so wird künftig dahin stets sehr viel fremdes Product, auch aus Deutschland, verkäuflich sein.

die Sterblichkeit unter den freien Negern fast doppelt so stark, als unter den Negersclaven. Dies läßt vermuthen (wider Tocqueville), daß sie allmählich sich gegen die Zahl der Weißen immer mehr vermindern werden.

Erst in der jüngsten Zeit haben Newyork und Ohio verboten, wegen Schulden Personen ins Gefängniß setzen zu lassen, und Maryland gestattet die Verhaftung nur bei beträchtlicher Summen. Diese Verhaftung fällt aber weg, wenn das Justiztribunal die Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners erklärt hat, aber eine solche Insolvenzerklärung kostet Geld, und weil sie Geld kostet, so kann sie der Verarmte nicht benutzen.

Jeder nicht wegen Meuchelmordes Verhaftete kann seine Freiheit gegen Bürgschaft beim Friedensrichter, welche ohne Gehalt, aber gegen Sporteln das Publikum bedienen, wiedererhalten, und wenn der Verbürgte davon geht, so erläßt man keine Proclamen zu seiner Verhaftung; auch untersucht man selten, ob der Bürge zahlungsfähig ist. Längst wäre dies abgeschafft worden, aber weil Reiche und Arme sich in Nordamerika leicht zahlungsunfähige Bürgen verschaffen können, so hat man diesen unleugbaren Mißbrauch einer guten Rechtspflege bisher fortbestehen lassen; übrigens stammt dieser Cautionsmißbrauch aus England, und befreiet freilich die Freistaaten von vielem schlechten inländischen Gesindel, das im Fall der Insolvenz in einen andern Staat übergeht; daher strömt desto mehr ausländisches Gesindel herbei, das sich dort leicht bei weniger Arbeit ernähren kann.

In einem Theil Nordamerikas werden, wie im Norden, im Westen und in einem Theil der südlichen Freistaaten, die Tödter in einem Duell als Mörder bestraft, aber in einigen Staaten des Süden, wie Nordcarolina, Kentucky, Tenessée, Missisippi, Georgien, Alabama und in einem Theil von Louisiana duldet man die Duelle, wo schlechte Erziehung, Rohheit und Leidenschaftlichkeit in so argem Grade herrscht, daß man oft ohne Herausforderung den Gegner verletzt oder tödtet. Die Duellanten werden wohl angeklagt, aber die Geschwornen sprechen solche Frevler gemeiniglich frei, und in der Land- und Seemacht herrschen die Duelle sehr.

Die Nordamerikanischen Wilden, und besonders die geschickten Jäger, welche im Stande sind, eine zahlreiche Familie zu ernähren, haben stets viele Frauen. Der Mann kann die Frau, die er genommen hat, verstoßen, es ist aber selten, denn das Verfahren würde die Folge haben, daß man ihm keine Tochter zur Frau gäbe. Uebrigens heirathen sie bisweilen bis drei Schwestern. Die Heirath der Indianer ist mit keinen Ceremonien verbunden. Da die Frauen hart und schlecht behandelt werden, so ist Selbstmord unter ihnen sehr häufig.

Die Amerikaner sind gegen Fremde sehr zuvorkommend, und wenn der Amerikaner auf jede Frage nicht immer gleich antwortet, so ist das keine Ungeschliffenheit, sondern oft ein Beweis, daß er erst nachdenken oder sich erkundigen will, ehe er eine vielleicht leichtsinnige Antwort gibt.

Die Gastfreundschaft herrscht besonders unter den südlichen Amerikanern, und wiederum besonders auf dem Lande.

Grobheit herrscht nicht unter den Amerikanern; wenn auch die meisten Taback kauen, wenn man auch selten die europäische Urbanität unter ihnen antrifft. — Die Reisen auf den Dampfböten sind unglaublich wohlfeil. Für die Reise von Louisville nach New-Orleans, 500 bis 600 Stunden, zahlt man mit Inbegriff der Kost nur 24 Dollars, und man hat viele Bequemlichkeit. Ein Heuchler ist der Amerikaner niemals, weder gegen Männer noch Frauen.

Die Gleichheit vor den Gesetzen findet auch im bürgerlichen Leben statt, und Vermögensmangel oder gewisse Gewerbe trennen die Menschen dort nicht von einander, wie in Europa. In Pensylvanien ist die Gleichheit der Menschen unter sich sogar ein religiöses Dogma. Sogar Verbrecher behandelt selbst der Scharfrichter mit höflicher Freundlichkeit.

Die Erbschaften werden unter den Kindern gleich getheilt, jedoch steht den Aeltern frei, ihren Nachlaß beliebig zu vertheilen und zu enterben, wen sie wollen. Oft wendet die Eitelkeit der amerikanischen Väter das meiste dem Erstgebornen zu, damit wenigstens ein Glied der Familie im Reichthum leben kann.

In diesen demokratischen Freistaaten gibt es Einzelne,

welche auf eine wahre oder erdichtete vornehme Abstammung stolz sind, und andere geringer halten, als sich, weil sie etwa von Handwerkern abstammen. Ein fremder Edelmann wird stets besser, als ein Bürgerlicher unter den Nordamerikanern aufgenommen, und selbst im höchst demokratischen, übrigens meistens katholischen Maryland fügen die Gutsherren ihrem Namen gern ein von und den Gutsnamen hinzu.

Allerdings trachten die Amerikaner allgemein nach Rang und Geld. Beides ist aber die Sünde ihrer englischen Abstammung. Alle Macht kommt in den vereinigten Staaten vom Volke. Jeden, welcher in diesem Volke aristokratische Grundsätze durchführen will, betrachtet das Volk als Paria, und wer sich hierin das mindeste zu schulden kommen läßt, der wird niemals von der Volksgunst irgend ein ehrendes oder einträgliches Amt erhalten.

Veraltete Vorurtheile läßt der Amerikaner niemals gelten. Er ist frei von dem Vorurtheil der Unverbesserlichkeit der menschlichen Einrichtungen in den Verfassungen, in den Studien, Künsten und Wissenschaften, welchem wir Europäer mit einer Art Uebertreibung anhangen, und alles für die Ewigkeit zu bauen glauben. Es ist sogar eine fixe Idee der Amerikaner, das Gegentheil für wahr zu halten. Alle ihre gewiß nicht unbedeutenden Schöpfungen betrachten die Amerikaner als Versuche, und als etwas Provisorisches. Daher auch die leichte Bauart ihrer Schiffe, Häuser u. s. w.

Zu bewundern ist das kalte Blut der Amerikaner bei ihnen etwa begegnenden Unfällen. De Beaumont war selbst davon ein Zeuge, als auf dem Ohio das Dampfschiff, auf welchem er sich befand, an der Klippe Burlington Bar bei Whealing, und mit aller kostbarer Ladung, zerschellte. Obgleich alle Passagiere dadurch bedeutende Verluste erlitten, und manche dadurch wohl Alles verloren haben mochten, so hörte er doch kein Geschrei des Jammers oder vergeblicher Klage.

Die Regierung der vereinigten Staaten und der ganze politische und gesellschaftliche Zustand der Union bedarf eben keine Entwickelung großer Talente. Man bemerkt sie daher auch kaum unter den Angestellten. Als einst de Beaumont solchen Mangel tadelte, versetzte ihm ein witziger Amerikaner:

»Wie können Sie verlangen, daß ein Arzt große Geschicklichkeit zeigen soll, wenn Sie ihm einen gesunden Menschen zur Kur übergeben?«

In keinem andern civilisirten Staat herrscht eine solche Vielleserei von Zeitschriften, als in Amerika. Die Zahl der periodischen Zeitschriften übersteigt 1200. Newyork allein hat deren mit den Magazinen 65, und zwar 13 tägliche, 30 wöchentliche, 9 monatliche, 10 zweimal in der Woche, und 3 zweimal im Monat. Boston dagegen 43 Zeitschriften, neben 38 periodischen Publicationen in kürzerer Frist, als jährlich.

Allerdings haben die Sitten, besonders in Newyork und in New-England viel Puritanisches noch beibehalten. Sie halten für sittlich, daß man sich nur mit Ernsthaftem, und mit dem beschäftige, was nützlich ist, oder werden kann. Daher sieht man keine Volksfreude am Sonntage, kein öffentliches Spiel u. s. w. In Connecticut duldet man noch kein Theater, in New-Jersey kein Pferderennen, in Boston kein Orgelspiel auf den Gassen, weil es die Pferde scheu macht, und die Menschen von nützlicherer Beschäftigung abhält. Newyork leidet auf freien Plätzen keine Kunstreiterei, keine Seiltänzer, Balancirer. Im großen Philadelphia sind zwei Theater höherer Art, die aber nur im Winter spielen, und wenig besucht werden, und ein Possenreißertheater; es ist dort nicht anständig für reiche und angesehene Personen, es oft zu besuchen, und man nimmt an der Aufführung kaum Antheil. Gleiche Bemerkungen gelten für Newyork und Boston; die Fremden unterhalten meistens die Theater durch ihren zahlreichen Besuch.

Die Armee zu Lande von etwa 6000 Mann besteht aus Angeworbenen, und, was die Gemeinen betrifft, meistens aus Menschen unordentlicher Art, denen ein anderes Gewerbe nicht glücken wollte. In der Kriegsschule zu Westpoint werden die Officiere gebildet. Nie wird ein Gemeiner oder Unterofficier, Officier. Vor der Entlassung werden die Zöglinge examinirt, und ihre Ernennung ist Sache der Gunst. Die Landmacht liegt in Besatzung in den Forts der Seehäfen, und meistens im Westen an der Gränze der Indianer, oder auf den Karavanenstraßen durch das Gebiet der Indianer in kleinen Fe-

stungen. In den Kriegen mit den Indianern desertirt mancher von der Miliz; aber bei der tactischen Ueberlegenheit der Amerikaner siegt ihre Kriegsmacht immer über die Wilden, außer, wenn sie sich überfallen läßt. Der Kapitain hat 1200 Dollars, und außerdem 600 Dollars Emolumente. Pensionirt wird keiner in der Landmacht. Erhalten die Angestellten Urlaub, so läuft ihr Sold fort.

Die Geistlichkeit jeder Secte, die Friedensrichter und die Aeltermänner der Gemeinden können Trauungen vornehmen.

Man bauet in Amerika nicht Posthäuser und Landstraßen nach zahlreicher Bevölkerung, sondern erwartet, nach dortiger Erfahrung, daß, wenn diese nur erst da sind, die Ansiedler bald eintreffen werden.

Die Amerikaner sind abgesagte Feinde der Wälder, und vertilgen solchen überall, und in der That zu sehr, in der Mitte einer schon starken Bevölkerung. Die Bäume sind ihnen das Wahrzeichen der Barbarei, und die Tabaks-, Mais- und Kornfelder das Wahrzeichen der Industrie und der Civilisation.

Die Plane des Präsidenten, die in der Mitte der Union lebenden Indianer, die man nicht allmählig von Seiten der Staatenregierungen sich civilisiren lassen, und lieber ihr Grundeigenthum selbst besitzen will, nach Ober-Arkansas an den mexikanischen Gränzen zu versetzen, gehen in der Ausführung nur langsam vorwärts, theils wegen der Uneinigkeit der alten und neuen jetzt dort ankommenden Stämme mit einem Anflug der Civilisation und Seßhaftigkeit, die in blutige Vertilgungskriege, wie innerhalb der mexikanischen Gränzen überzugehen scheint, theils weil die Verblendung der im Innern der Union lebenden wilden Stämmen solche nicht einsehen läßt, daß die Bundesregierung sie in der Mitte der Union auch beim besten Willen nicht schützen kann. Uebrigens hat sich zum Nachtheil des Ganzen die indianische Jugend der Herrschaft, wie vorhin dem Alter und der Erfahrung gebürte, bemächtigt. Diese stürmische Jugend will unter ganz veränderten Verhältnissen das alte Jägerleben der Vorfahren, wie es vor 200 Jahren, wieder herstellen, indeß die amerikanische und beiden großen englischen Pelzhändlergesellschaften von ihren

Factoreien aus den Character der jetzt, aber nicht vormals trunkfälligen und zänkischen Indianer verändert, und an Zufuhren durch die Europäer und Weißen in Genüssen jeder Art gewöhnt haben. Die Alten und Weisen wollten sich bereits zur Ansässigmachung und Civilisation, auch Union, aller Wilden entschließen, aber ihre Jugend will mit Krieg die Weißen zwingen, ihre jetzigen Gränzen nicht weiter auszudehnen, was natürlich jetzt nicht mehr möglich ist. *)

Welche Schritte nicht die Bundesregierung, aber die an Texas gränzenden Einzelstaaten in Ansehung des Krieges des merikanischen Präsidenten mit den Texianern, die durch die starke kreolische Opposition aus Mexiko, und Hülfe der nordamerikanischen Nachbarn noch nicht überwältigten Texianer, wider die Mexikaner, die in Texas einfielen, beginnen werden, wissen wir noch nicht. Die Mexikaner vermochten, die Franzosen aus Texas zu vertreiben; aber es wird ihnen nicht so leicht werden, die eingewanderten Nordamerikaner in dem weiten Texas zu überwältigen, welche schon einen Guerillakrieg dort organisirt haben.

Uebrigens dürften die Leser wohl nicht die Auflösung der Union so nahe halten, als der Verfasser. Seitdem er Nordamerika verließ, sind die letzten Schulden der Union bezahlt worden, und diese bei ihren großen Einkünften, aus dem Zolltarif, welcher sogar nach der Ermäßigung im ersten Quartal dieses Jahres über 5 Millionen Dollars betrug, aus dem Postwesen, das bei allen niedrigen Sätzen immer einträglicher wird, und aus dem Ländereienverkauf im Westen, der in den drei ersten Monaten dieses Jahres — noch mehr, als der Zoll von 5,000,050 Dollars — 5,439,650 Dollars eintrug, und einen Beweiß abgab, das wenigstens 125,000 Familien sich im Jahr 1836 im Landbau, und wenigstens doch eben so viele in Gewerben sich ansiedeln werden, gibt der Bundesregierung Gelegenheit genug, immer schneller die Union mit neuen Staaten bis an das Felsengebirge vordringen zu lassen;

---

*) Die Opposition der sich klüger dünkenden Jugend wider das Alter ist also in Amerika, wie in Europa, einheimisch.

und welche fortgehende Urbarmachungen finden statt in allen Staaten am linken Ufer des Missisippi?

Da überdem der Präsident vermittelt hat, daß künftig die Ueberschüsse der Unionscasse an die Staaten in Proportion ihrer Bevölkerung vertheilt werden sollen, so wird die Union der Wohlthäter der Finanzen der Einzelstaaten, und hat, wenn künftig Opponenten, wie die Nullificatoren in Carolina, in den einzelnen Bundesstaaten auftreten sollten, ein sicheres Mittel, durch Vorenthaltung der Subsidien sie besser, als durch Heeresmacht zu bändigen, wenn sie den milden Gesetzen der Union nicht gehorchen wollen.

Eine solche Union an Größe des Gebiets und an Geldmitteln hat die Erde noch nicht gesehen. Entstehen neue Staaten, so nimmt diese die Union auf. Sie wird sich hüten, den einzelnen neuen Staaten eine gar zu große Ausdehnung im Flächeninhalt zu geben, und bei dieser Vorsicht werden die alten Staaten ihre starke Bevölkerung und Communicationen durch Kanäle, Eisenbahnen u. s. w. schon so zu benutzen wissen, daß der civilisirte unirte Westen, selbst wenn er die Felsengebirge überstiegen haben wird, immer von den alten Staaten geleitet werden dürfte. Sollten auch die Regierungen Europas heute noch die Wichtigkeit solcher Verhältnisse nicht einsehen, so werden schon die Völker derselben darauf dringen, daß ihr Handel mit einem Volke ungestört bleibe, was schon jetzt den reichsten Mittelstand aller civilisirten Staaten besitzt, und der Mittelstand ist überall der größte Abnehmer der Waaren des Auslandes.

Der Tarif der Zölle soll ermäßigt werden, aber nur in Folge der Handelstractate mit den Ausländern; so billig die Amerikaner die Producte der Ausländer zulassen, so billig werden sie auch bei der Ausfuhr ihrer Producte sich behandelt wissen wollen, oder ihre Tarifsätze steigern. Welchen diplomatischen Einfluß gibt dies dem ersten Frachtfahrervolke auf der Erde, was sicher jetzt die Nordamerikaner sind, und dem Präsidenten, der solches leitet, auf die diplomatischen Handelsverhältnisse der europäischen Staaten?

Daher muß man die Klugheit der alten atlantischen Staaten, wie Newyork, Ohio u. s. w. sogar bewundern, die sich

wegen Straßen, Kanälen und Eisenbahnen in große Schulden stürzen, um immer den Ausfuhr- und Zufuhrhandel des neubevölkerten Westen von sich abhängig zu erhalten. Die Seehandelsstädte behaupten mit diesen Hülfsmitteln stets den vorzüglichen Nationalreichthum.

Nur ein paar Jahre nach seiner Reise schrieb Tocqueville sein Werk, und wie vieles hat sich schon seitdem in Nordamerika anders gestaltet, was er nicht immer hoch genug, als auf die Zukunft stark wirkend anschlug. Fünf Jahre machen in den Freistaaten so viele Veränderungen, als ein Jahrhundert in Europa.

II.

Die religiöse Bewegung in den nordamerikanischen Unionsstaaten.

Die vornehmsten religiösen Secten in Nordamerika sind die Methodisten, Wiedertäufer, Katholiken, Presbyterianer, die Mitglieder der englisch-bischöflichen Kirche, die Quaker oder Freunde, die Universalisten, die Congregationalisten, die Unitarier, die reformirten Holländer, die reformirten Deutschen, die mährischen Brüder, die lutherischen Evangelisten u. s. w. Die zahlreichste protestantische Congregation bilden die Methodisten. Sie zählten in der Union 550,000 Köpfe. Von den andern christlichen Communionen kennt man die Zahl nicht genau.

A. Verhältnisse der verschiedenen Cultusarten unter einander.

Man muß hier vor allem die Mitglieder der Congregation von ihrer Geistlichkeit trennen.

In der Regel herrscht unter den Mitgliedern der verschiedenen Communionen eine vollkommene Einigkeit; das gegenseitige Wohlwollen der Amerikaner unter einander wird nicht getrübt durch die Abweichungen in Glaubenssa-

chen. Das Gedeihen irgend einer Congregation, die Beredsamkeit eines Predigers, flößt wohl andern Gemeinden, welche weniger glücklich oder deren Redner weniger glänzend sind, einige Empfindungen der Eifersucht ein, aber diese Eindrücke sind nur vorübergehend, und sie lassen keine Bitterkeit zurück. Die Eifersucht wird nicht bis zum Hasse gesteigert.

In Hinsicht der Geistlichen der verschiedenen Cultusarten kann man nicht sagen, daß sie wider einander feindlich gesinnt sind, wohl aber entbehren sie des Wohlwollens gegen einander. Die Hauptursache dieses Mangels ist, daß der starke Kirchenbesuch nicht allein ihre Eigenliebe, sondern auch ihr Geldinteresse berührt. Das Einkommen der Geistlichen ist in der Regel um so ansehnlicher, je bedeutender die Zahl in ihrer Gemeinde ist. Ich rede hier nur von den Geistlichen des protestantischen Kultus, dem hier die Mehrzahl anhängt; die protestantischen Geistlichen sind keinen Regeln der Hierarchie und keinen Obern in Glaubenssachen unterworfen. Sie hängen blos von der Gemeinde ab, welche sie erwählt hat, und die nichts hindert, denjenigen zu wählen, welcher ihr gefällt. Der Geistliche braucht keinen Doctorgrad zu nehmen, oder sich einer geistlichen Prüfung zu unterwerfen, oder Studien für das Kirchenamt vorausgehen zu lassen. So ist das Recht. In der Praxis unterwerfen sich fast alle Candidaten des Predigtams einer Art der Prüfung; denn in allen großen Städten gibt es ein Collegium aufgeklärter Personen, welches die Kandidaten examinirt. Der Kandidat hält eine Predigt, und dies Collegium ertheilt ihm eine Bescheinigung, welchen Eindruck seine Predigt gemacht hat, und gewöhnlich erhält er ein günstiges Zeugniß. Sobald er diese Urkunde besitzt, meldet er sich zu einem erledigten Predigtamte, wozu er denn berufen zu werden pflegt; bisweilen verlangt die Gemeinde nicht einmal einen solchen Atteſt; der Kandidat kündigt eine große Frömmigkeit an, und einen glühenden Eifer für die Religion, er hebt die Augen gegen den Himmel und schlägt seine Brust. Nach solchen Demonstrationen, welche nicht immer aufrichtig sind, erklärt der Verein der Privaten, welcher ihn zum Prediger haben will, solchen zu ihren Geistlichen.

Diese Leichtigkeit, bei den Amerikanern Prediger zu werden, drückt dem protestantischen Ministerium einen eigenthümlichen Stempel auf. Es folgt daraus, daß Jedermann ohne besondere theologische Studien ein Geistlicher werden kann. Dieser Stand wird dadurch ein Gewerbe, in welches man in jedem Alter, in jeder Stellung und unter allen Umständen eintreten kann. So hatte ein Geistlicher, welcher einer angesehenen Gemeinde vorstand, als Kaufmann angefangen, und als er banquerott war, wurde er ein Geistlicher; ein andrer fing seine Laufbahn als Prediger an, sobald er aber eine kleine Summe zur Disposition hatte, verließ er die Kanzel, um Kaufmann zu werden. In den Augen der Menge ist das Pfarramt eine wahre Industrielaufbahn. Dieser Geistliche gleicht durchaus nicht dem katholischen Pfarrer, der sich gleichsam mit seiner Gemeinde vermählt, und sein ganzes Leben in derselben zubringt; auf welche er nicht allein durch sein heiliges Amt, sondern auch durch seine persönlichen Tugenden wirkt; er treibt keine Nahrung, sondern erfüllt eine Pflicht. — Dagegen ist das Sein eines protestantischen Geistlichen desto beweglicher; nichts fesselt ihn an seine Gemeinde, wenn ihn das Interesse anders wohin ruft. Er gehört von Rechtswegen der Gemeinde, welche ihn am besten bezahlt. Als ich durch Kanada reiste, wo die katholische Kirche die herrschende ist, zeigte man mir einen Geistlichen, welcher es abgelehnt hatte, Bischof zu werden. Mancher Prediger der Methodisten oder der Wiedertäufer würde gern seine Kirche aufgeben, um 100 Dollars Gehalt mehr bei einer andern Gemeinde. Nichts ist seltener, als ein protestantischer Geistlicher in weißen Haaren. Der Hauptzweck dieser Geistlichen ist sein eignes, und dann seiner Gattin und seiner Kinder Wohlbefinden; wenn er sein Vermögen materiell verbessert hat, so ist der Zweck erreicht, er zieht sich von seinem Amte zurück, und ruht sich im Alter aus.

Die Folgen dieses Zustandes sind natürlich unter den protestantischen Secten. Sie betragen sich gegen einander, wie andere Gewerbsverwandte; sie schaden sich nicht gegenseitig, weil sich Alle bei freier Industrie wohl befinden; aber sie treten in eine wahre Concurrenz, und es entstehen daraus Reibungen des Privatinteresse, die eben nicht sehr christlich sein

mögen. Dieser Character der Industrie, welchen ich eben schilderte, ist jedoch nicht allen protestantischen Geistlichen in Amerika gemeinschaftlich. Ich habe mehrere derselben angetroffen, deren aufrichtiger Glaube und feuriger Eifer nur mit ihrer christlichen Nächstenliebe und ihrer Uneigennützigkeit in weltlichen Dingen verglichen werden konnte; ich habe daher nur die Züge der Menge, aber nicht der Einzelnen dargestellt.

Ich habe gesagt, daß man unter den Gliedern der verschiedenen Kirchen ein großes Wohlwollen wahrnimmt, und daß die kleinen Leidenschaften des Neides — denn das Gedeihen der einen, und die Abnahme der andern Kirche veranlaßt keinen Haß, wenn auch eine unbefriedigte Eigenliebe oder ein Verdruß sich vernehmen läßt — sich kaum bemerklich machen. Doch gibt es zwei Ausnahmen dieser Regel. Die erste ist die Stimmung der Protestanten, und besonders der Presbyterianer gegen die Katholiken.

Unter allen unzähligen kirchlichen Secten in den vereinigten Staaten ist der Katholicismus der einzige Cultus, dessen Base den Basen aller übrigen Secten entgegen ist. Sein Grund ist die Auctorität der Kirche, die übrigen schöpfen dagegen ihren Glauben aus der Vernunft. Der Katholicismus ist der nämliche in Amerika, wie allenthalben, er erkennt gänzlich das Supremat des römischen Hofes an, nicht allein in Hinsicht der Dogmen des Glaubens, sondern auch der inneren Kircheneinrichtung. Diese Kirche zählt jetzt in den Unionsstaaten eilf Bisthümer, Boston, Newyork, Philadelphia, Baltimore, Charlestowe, Mobile, New-Orleans, Bardstowa, Cincinnati, Saint Louis, Detroit. Wenn ein Bisthum erledigt ist, so versammelt sich die Geistlichkeit, und wählt die Kandidaten, unter denen der Papst den Bischof frei erwählt; gewöhnlich ernennt er aber den zuerst Benannten, doch hat man auch das Gegentheil erlebt. Die Bischöffe ernennen die Pfarrer, ohne alle Wahl der Gemeinden.

Da der Staat sich durchaus in keine Kirchenangelegenheiten mischt, so unterhält die Gemeinde durch Beiträge der einzelnen Mitglieder, wenn andere Einkünfte fehlen oder nicht zureichen, die Geistlichen und andere Bedürfnisse des Cultus. Gewöhnlich wird dieser Aufwand durch die Besitzer der Kirchen-

bänke bestritten. In der Kathedrale zu Baltimore gelten solche 100 bis 1500 Dollars beim Verkauf, und jeder Besitzer bezahlt außerdem 20 bis 40 Dollars jährliche Recognition. Die Bankbesitzer genießen manche Vorrechte, und reiche Familien suchen daher solche zu erwerben. Die Armen entrichten dagegen nichts für die ihnen vorbehaltenen Kirchensitze. Reicht diese Einnahme nicht hin, so legt die Gemeinde sich ohne Bedenken andere Steuern auf.

Die Einigkeit des Katholicismus, mit seinem Auctoritätsgesetze, die Unbeweglichkeit seiner Lehren, indeß die Dogmen der anderen Kirchen wandelbar sind, obgleich sie von einem gemeinschaftlichen Grundsatze ausgehen, nämlich der der Vernunft gemäßen Prüfung, erregt freilich einige feindliche Berührung der Protestanten wider die Katholiken, wozu die Neigung der Katholiken, Neubekehrte an sich zu ziehen — eine Eigenthümlichkeit ihrer Kirche — noch mehr Anlaß gibt.

In Maryland sind die wichtigsten Erziehungsanstalten in den Händen katholischer Priester und Nonnen, obgleich die meisten Schüler Protestanten sind. Mit Mäßigung wirken diese auf den Geist ihrer Schüler, aber dennoch ist ihr Einfluß unvermeidlich, aber am sichtbarsten bei den Mädchenschulen, und weniger in den Knabenschulen.

Die katholische Geistlichkeit hindert niemals eine Ehe der Katholiken mit Protestanten, und man hat dort bemerkt, daß die katholischen Männer niemals den Glauben ihrer Gattinnen, wohl aber diese den Glauben der katholischen Gatten annehmen. Ist die Gattin katholisch, so werden es die Kinder auch, da die Mutter in den amerikanischen Familien die Kinder zu erziehen pflegt. Ueberall vermehrt sich die Zahl der Katholiken in der ganzen Union. Dadurch steht die Praxis der Katholiken in directem Widerspruch mit gewissen Secten, wie die Quaker, welche den Proselytismus als eine Verletzung der Gewissensfreiheit betrachten.

Der Katholicismus gewinnt Anhänger, nicht bloß durch den Eifer seiner Pfarrer, sondern durch die Natur seiner Lehre. Er ist zugleich anständig, den höheren Geistern, welche ihre Zweifel im Schooße der Auctorität niederlegen, als auch den gemeinen Köpfen, welche über den Werth und die Glaubwür-

digkeit der verschiedenen Glaubensarten aus Mangel an Kenntnissen nicht zu urtheilen vermögen. Diese Klasse faßt niemals feste Grundsätze, wenn man ihr keine festbestimmte Religion gibt. Aus dieser Ursache scheint der Kultus der Katholiken für die größere Menge sich am meisten zu eignen. Indeß die protestantischen Congregationen auserwählte Gesellschaften bilden, deren Mitglieder in der Regel den nämlichen Rang und die nämliche Stellung einnehmen, nehmen die katholischen Kirchen ohne Unterschied Personen aller Klassen und Stände auf. In ihrem Schooße ist der Arme dem Reichen, der Sclave dem Herrn, der Neger dem Weißen gleich. Die katholische Religion ist daher die Religion der Massen.

Man kann zu diesen Ursachen eine Thatsache hinzufügen, welche nothwendig auf das Schicksal des Katholicismus in den Staaten der Union vielen Einfluß haben muß, nämlich die hier herrschende Sittlichkeit der katholischen Geistlichen. Der protestantische Oberste Hamilton drückt sich hierüber folgender Gestalt aus (Men and manners in America. S. 314.):

»Alles was ich von dem Religionseifer der katholischen Priester in diesem Lande vernommen habe, ist sehr exemplarisch. Niemals vergessen diese heiligen Kirchendiener, daß das in seiner Form häßlichste Geschöpf eine solches adelnde Seele hat, welche in ihren Augen so viel Werth hat, als die Seele des Papstes, welchem sie gehorchen. — — — — Ohne allen Kastenstolz geben sie sich mit den Sclaven ab, und begreifen ihre Pflichten gegen diese Unglücklichen besser, als alle andere christliche Geistliche. Ich bin kein Katholik, aber kein Vortheil hält mich ab, diesen Priestern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, deren Eifer durch kein weltliches Interesse gereizt ist, welche in Niedrigkeit ihr Leben zubringen, ohne andere Sorge, als um die Wahrheiten der Religion zu verbreiten, und alles Elend unter den Menschen zu trösten.«

Es scheint gewiß zu sein, daß die Katholiken in den Unionsstaaten zunehmen, indeß sich die anderen Secten immer mehr spalten. Auch ist es wahr, daß diese Secten auf einander eifersüchtig sind, jedoch die Katholiken als gemeinschaftliche Feinde hassen. Die Presbyterianer sind hierin am erbittertsten,

und leidenschaftlicher, als die Protestanten, weil ihr Glaube lebendiger ist, und der Proselytismus der Katholiken sie mehr reizt, nicht weil sie die Theorie des Katholicismus, wie die Quäcker, verletzt, sondern weil sie die nämliche Theorie ausüben.

Am 11. August 1834 zerstörte der puritanische Pöbel in Boston durch Brand das Kloster der Urselinerinnen daselbst, weil viele Protestanten bei solchen ihre Töchter erziehen lassen, obgleich die Beschuldigung ganz grundlos war, daß man im Kloster eine Protestantin wider der Aeltern Willen zur katholischen Kirche haben bekehren wollen. *)

Die zweite Ausnahme ist die Feindschaft aller christlichen Secten wider die Unitarier. Diese sind die Philosophen der vereinigten Staaten. Die öffentliche Meinung verlangt daselbst, daß jeder Einwohner der Weißen sich zu irgend einem Cultus bekennt. Es haben aber in der Regel die Unitarier gar keine Religion. In Frankreich griff die Philosophie des 18. Jahrhunderts ohne Hehl die Religion und ihre Diener an, und dahin trachtet sie auch in den vereinigten Staaten, aber sie ist verpflichtet, ihr Streben unter einem religiösen Schleier zu verstecken, und die Lehre der Unitarier dient ihr zum Mantel. Ihre Hauptlehren sind:

1) Sie glauben nur an eine einzige, und nicht an drei Personen der Gottheit.
2) Daß die Bibel nicht unmittelbar von Gott ausgegangen, sondern eines Menschen Werk ist, welcher über die Offenbarung Bericht erstattete.
3) Daß Jesus Christus nicht Gott, sondern ein göttlicher Gesandter war.
4) Daß es keinen Heiligen Geist gibt.
5) Daß Jesus Christus nicht auf Erden wandelte, um durch seinen Tod die Sünden der Menschen zu sühnen, sondern um ihnen ein Muster der Tugend zu sein.

---

*) Dem Uebertrager scheint, daß der sonst sehr hellsehende Beaumont etwas zu vorlaut den Vorzug der katholischen Religion auf die Massen ankündigt. Doch mag es uns lehren, wie noch heute sehr aufgeklärte Katholiken über die Dogmen ihrer und der protestantischen Kirchen denken.

6) Daß dem Menschen keine Erbsünde anklebt, sondern daß er gut geboren wird, mit der Verpflichtung, immer besser zu werden.

7) Daß der Böse nicht ewig unglücklich sein wird.

8) Daß, um zur ewigen Glückseligkeit zu gelangen, die Menschen auf Jesus Christus keine Hoffnung setzen müssen, sondern nur auf ihre guten Werke.

9) Daß die Sonntagsfeier nicht nöthig ist.

Diese das Christenthum gänzlich über den Haufen werfende Lehre ist übrigens nur eine Folge des sich ausbildenden Protestantismus, welcher, indem er die Auctorität des alten Kirchenthums verwirft, jeden Glauben der Prüfung der Vernunft unterwirft. Die Presbyterianer werfen also mit Unrecht den Unitariern den Unglauben an gewisse kirchliche Annahmen vor, da sie sich selbst ein gleiches Recht anmaßen, und möchten doch gern das auch von ihnen erschütterte Gebäude stützen, welches die Unitarier lieber sofort in Trümmer zerfallen lassen wollen. Alle von der katholischen Kirche sich trennende Secten bestreiten zwar einige Dogmen der katholischen Kirche, bekennen sich jedoch zu den meisten, aber die unitarische Kirche erkennt gar keine an. In der That ist die Lehre der Unitarier eine Vereinigung der Philosophie mit dem Protestantismus und der natürlichen Religion. Diese ist der Gipfel der menschlichen Vernunft, welche vom katholischen Glauben ausgeht, also die Base der christlichen Religion ausmacht, und durch alle Stufen des Protestantismus bis zum Gipfel der Philosophie gelangt, und mit der Gefahr sich zu verlieren im weiten Raume sich bewegt.

Erst seit 20 bis 25 Jahren befinden sich Unitarier oder Socinianer in den vereinigten Staaten. Boston ist ihre Wiege, von wo aus sie sich unter dem Einflusse des gelehrten und beredten Predigers Doctor Channing verbreitet, welcher zugleich einer der berühmtesten Schriftsteller in den vereinigten Staaten ist. Seine Lehre macht in den großen Städten Fortschritte, wohin vorher die Vorliebe für den Geist der Philosophie drang, aber desto weniger unter die in der Regel noch sehr religiösen Landleute.

Die Presbyterianer sind die heißesten Gegner der Unitarier.

Ein presbyterisches öffentliches Blatt (Spirit of the Pilgrim. Juli 1831) in Boston drückt sich hierüber aus: »So lange die zahlreichen Abweichungen der Unitarier von den andern christlichen Secten fortdauern, kann keine wahre christlichen Verbindung zwischen ihrem und unserm Cultus statt finden, und eine bloße äußere Vereinigung ist nicht einmal zu wünschen. Im Grunde sind beide Religionen durchaus verschieden. Es ist gut, daß die Trennung auch in der Form fortdauert, denn sie können keine gemeinschaftliche Bahn verfolgen, daher es besser ist, daß jede ihren Weg für sich fortsetzt. Eine noch vollkommnere Trennung als die schon vorhandene vermehrt nicht die Schwierigkeiten, kommt ihnen in gegenwärtiger Lage sogar zuvor, und nützt beiden Kirchen.«

Mit folgenden Worten erklärte mir ein Presbyterianer die Feindschaft seiner Secte wider die Unitarier. »Die verschiedenen christlichen Secten dulden sich gegenseitig, weil sie Alle Jesus Christus Gottheit anerkennen, welche dagegen die Unitarier leugnen, und alle ihre angenommenen Dogmen verwandeln das Christenthum in eine Philosophie, und diese kann sich mit der Religion nicht vereinigen, da die Philosophie eine Feindin alles Glaubens ist, und jeden Cultus, nicht nur einzelne Theile desselben, verletzt. Die Frage zwischen ihr und der Religion betrifft Leben und Tod.« Die Katholiken trauern vielleicht am wenigsten über den Fortgang des Socianismus. Sie hoffen, daß man am Ende nur zwei Religionen in Amerika sehen werde, den Katholicismus, d. h. das auf Auctoritäten gestützte Christenthum und den Deismus, d. h. die natürliche Vernunftreligion; ferner, daß, da ein äußerer Cultus jedem civilisirten Staate nöthig ist, und die natürliche Religion solchen nicht zu schaffen vermag, alle diejenigen, die vom Christenthum zur Philosophie übergegangen sind, einst zur christlichen Religion, d. h. zum Katholicismus, zurückkehren werden.

Zwischen den beiden äußersten Puncten, dem Glauben der Katholiken und der Unitarier, schweben eine Menge andrer Secten zwischen der Auctorität und der Vernunft, zwischen dem Glauben und dem Zweifel. Tausend Versuche machte der Gedanke zur Erforschung des Unbekannten, tausend Versuche der

Stolz, der nicht einräumen will, daß er einiges nicht weiß. Alle diese Stufen durchläuft der menschliche Geist, und wird bisweilen durch edle Leidenschaften getrieben, bald stürzt er sich, voll Liebe zur Wahrheit, dennoch in den Irrthum, bald in Thorheiten bei dem Rath der Vernunft.

Das Gemälde aller dieser Verirrungen und Schwächen des menschlichen Verstandes, der sich im Kreise herumtreibt, ohne jemals den gesuchten Anhalt zu finden, würde philosophisch sehr belehrend sein. Nicht ohne Verwunderung und nicht ohne Mitleiden würde man die Ringe der langen Kette dieser Verirrungen sich entwickeln sehen.

In den vereinigten Staaten trifft man eine protestantische Secte, der sogenannten Quäker, Zitterer, welche im vorigen Jahrhundert Anna Lee stiftete. Sie besteht aus Männer und Frauen, welche, man weiß nicht warum, unter dem nämlichen Dache leben, denn beide Geschlechter leben ohne Ehe, und in Gütergemeinschaft; jeder arbeitet für die Gesellschaft. Die Männer bebauen die der Niederlassung eigenthümliche Ländereien, wovon sie leben, und das weibliche Geschlecht verrichtet weibliche Arbeiten. Diejenigen, die viel einbrachten, genießen davon nicht mehr als diejenigen, die nichts einlieferten. Doch gewinnen alle in so weit, daß eine große gemeinschaftliche Haushaltung wohlfeiler ist, als das Leben in einzelnen kleinen Haushaltungen.

»Sie sagen, daß die aufmerksame Prüfung der heiligen Bücher beweise, daß die Erscheinung eines zweiten Messias im Jahre 1761 angekündigt worden sei. Dieser Messias sei Anna Lee (Stifterin der Secte), weil dies die heiligen Bücher vorausgesagt hätten; daß der Beweis verfehlt sei, daß eine andere Person als dieser Messias aufgetreten sei. Uebrigens hatten sie die Ehelosigkeit beider Geschlechter angenommen, weil Anna Lee angekündigt hat, daß die Welt so verdorben sei, daß sie untergehen müsse, wozu man denn auch mitwirken wolle.«

Nicht weit von Albany, zu Niskajuma, trifft man eine Congregation der Zitterer, welche ich an einem ihrer Festtage besucht habe. Das Haus liegt mitten in einem Walde, in einer wilden Gegend, jedoch nahe bei der Stadt, und jedesmal,

wenn ein solcher Festtag angekündigt wird, so finden sich dort eine Menge fremder Neugieriger ein. *)

Von allen protestantischen Secten ist an guten Werken der Presbyterianismus der wohlthätigste. Der oft Laster erzeugende Fanatismus erzeugt also auch Tugenden.

Man hat oft die Congregation der Methodisten lächerlich gemacht, deren wandernde Prediger in den Wäldern Amerikas das Christenthum selbst unter den Negern zu verbreiten, und deren Freilassung zu befördern suchen. Ihr mehr feuriger als erleuchteter Eifer ist allezeit aufrichtig, daher eilen sie mit Lebensgefahr in die wildesten Gegenden, um dahin das Wort des Evangeliums zu verbreiten. Was würden ohne diese frommen Pilger die Einwohner der westlichen Staaten werden? Die Methodisten in den Wüsten sind die besten Boten der Civilisation, und die sichersten Tröster des Unglücks.

Alle auf eine reine christliche Moral sich stützende Secten haben zwar verschiedene Dogmen, aber ein gemeinschaftliches Band, die Tugend.

B. Beziehungen des Cultus zum Staat.

Nirgends sind Kirche und Staat richtiger von einander getrennt, als in der nordamerikanischen Union. Beide thun einander keine Eingriffe. Alle amerikanische Constitutionen verkündigen die Freiheit der Gewissen und Gleichheit der verschiedenen Arten des Cultus vor dem Staat.

Die pensylvanische Verfassung (Art. 9. §. 3.) sagt: »alle Menschen haben von der Natur das unverjährbare Recht empfangen, Gott nach den Eingebungen ihres Gewissens anzubeten, und keiner mag gesetzlich gezwungen werden, irgend einen Cultus oder Gottesdienst zu befolgen, einzusetzen oder zu unterstützen. Keine menschliche Macht soll auf irgend eine Art die Gewissen beschweren und einen Seelenzwang ausüben.«

---

*) Herr Gustav de Beaumont beschreibt den ganzen Gottesdienst, der durch die lächerlichen Bewegungen um so auffallender ist, in einem solchen sonst keineswegs possenhaften Volke. Das Detail kann keinen Leser unterrichten oder vergnügen, und bleibt daher weg, eben so des Verfassers bekannte Bemerkungen über die Quäcker.

Die Verfassung von New-Hampshire, Maine, Newyork, Ohio, Vermont, Deleware, Maryland u. s. w. sagt weiter: »Unter den natürlichen Rechten der Menschheit sind einige unveräußerlich, weil es für solche keine Entschädigung gibt, wozu wir das Recht der Gewissen rechnen.«

Die vereinigten Staaten kennen keine Staatsreligion, keine von der Mehrheit geschützte Religion, keinen Vorzug des einen Cultus vor dem andern durch den Staat. Der Staat bekümmert sich um keinen Cultus. Jede Religionssecte regiert sich beliebig, wie ihre Diener, hebt Steuern unter ihren Mitgliedern, regulirt ihre Ausgaben, ohne dem Staat Rechnung abzulegen, der solche von ihr nicht verlangt.

In mehreren Verfassungen, wie in derjenigen von Newyork, werden die Geistlichen aus Achtung vor ihrer Pflicht, den Gottesdienst und die Seelsorge zu ordnen, von allen Civil- und Militairämtern freigesprochen. Doch gibt es einige Ausnahmen:

Massachusetts Verfassung erklärt in mehreren Artikeln die Freiheit des Cultus, duldet keine Verfolgung, erkennt aber nur Christen an, und beschützt nur Protestanten. Die Gemeinden, welche nicht für ihren protestantischen Cultus sorgen, können von der Gesetzgebung dazu angehalten werden. Die dazu ausgeschriebene Steuer wird zum Behuf der Secte angewendet, wozu sie bestimmt worden war. Keiner kann sich des Beitrags unter der Einrede weigern, daß er keinen Gottesdienst besuche.

Marylands Verfassung (Art. 33.) erklärt, daß aller Cultus frei ist, und daß keiner gezwungen werden kann, zur Unterhaltung eines Cultus besonders beizutragen. Doch wird der Gesetzgebung freigelassen, zur Unterstützung der christlichen Kirche eine allgemeine Taxe auszuschreiben, aber nur ein Christ kann ein öffentliches Amt bekleiden. (Art. 35.)

Vermonts Verfassung (Art. 3.) erkennt nur christlichen Cultus an, und verfügt wörtlich, daß jeder den Sonntag feiern muß, übrigens den Cultus ausüben darf, welcher ihm der angemessenste zu sein scheint, nach dem Willen Gottes in seiner Offenbarung.

New-Jerseys Verfassung (Art. 18.) läßt nur Christen zu

öffentlichen Aemtern. Nach der pensylvanischen (Art. 4.) ist nur derjenige, welcher an Gott glaubt, und an ein ewiges Leben mit Belohnungen und Strafen, zu öffentlichen Aemtern wahlfähig.

Außer diesen wenigen Ausnahmen gibt es keine Berührung zwischen Staat und Kirche. Nur empfängt jede religiöse Secte in ihrer Entstehung eine Art der Sanction, was der Engländer Rechtssprache (Incorporation) nennt. Dies ist eigentlich keine gesetzliche Auctorisation, denn die Gewalt, die Existenz der Associationen und religiösen Congregationen zu auctorisiren, würde das Recht nach sich ziehen, sie zu vertheidigen, welches den amerikanischen Gesetzgebern nicht beikommt. Die Incorporation gründet sich nicht im Interesse des Staats, sondern im Interesse der schon gebildeten Association. Nach der Incorporation kann eine Gemeinde im Gericht auftreten, ein Eigenthum besitzen, geben und empfangen; sie verleihet einer Gesellschaft das bürgerliche Leben, sie kann handeln, wie ein Einzelner, und konnte vorher nur durch irgend eines ihrer Mitglieder wirken.

Man kann aber mit absoluter Gewißheit behaupten, daß in Nordamerika keine Geistlichkeit vorhanden ist, welche einen politischen, durch den Staat, oder durch die Gewalt der Sitten anerkannten Körper bildet.

Sind aber auch die Geistlichen der Staatsregierung völlig fremd, so ist das doch nicht der Fall in Hinsicht der Religion; denn diese ist in dem Unionsgebiet nicht allein ein moralisches, sondern auch ein politisches Institut. Alle amerikanische Constitutionen empfehlen den Bürgern die Ausübung eines religiösen Cultus, als eine doppelte Sicherheitswache der guten Sitten und der öffentlichen Freiheit. In diesem Staat ist das Gesetz niemals atheistisch. Darüber erklärt Massachusetts Verfassung Art. 2 und 3. »Es ist das Recht, aber auch die Pflicht eines jeden Staatsmitgliedes, öffentlich zur bestimmten Zeit das höchste Wesen, den allmächtigen und allgütigen Schöpfer aller Dinge anzubeten. Da das Glück eines Volks, die gute Ordnung und die Erhaltung der bürgerlichen Gewalt in einem Lande wesentlich von der Frömmigkeit, Religion und Moral der Einwohner ab-

hängen, und die Moral mit der Frömmigkeit sich nur im Schooße eines Volks verbreiten kann mittels einer äußeren Gottesverehrung und öffentlicher moralischer und religiöser Stiftungen, so hat das Volk dieser Republik, voll Eifer für die Vergrößerung seines Wohlstandes und die Erhaltung seiner Regierung, wie folgt beschlossen. — — Es folgen die Dispositionen zu Gunsten der Religion. — Eben so lauten die Verfassungen von New-Hampshire und Ohio.

Gleiche religiöse Grundsätze trifft man in allen Gesetzen, Acten der Regierung, Proclamationen der Beamten, kurz in allen Beziehungen der Regierenden und Regierten zu einander. Jede politische Feierlichkeit beginnt mit einer frommen Anrufung. Ich sah, daß eine Sitzung des Senats in Washington mit einem Gebete begann, und die Jahresfeier der nordamerikanischen Unabhängigkeit besteht aus einer rein religiösen Ceremonie. Also erkennt dort das Gesetz zwar weder die Herrschaft noch die Existenz der Geistlichkeit an, aber dennoch die Macht der Religion.

Ich darf hinzufügen, daß, obgleich die religiösen Secten an den weltlichen Partheibewegungen keinen Theil nehmen, sie doch weit entfernt sind, die politischen Interessen und die Regierung ihres Staats mit Gleichgültigkeit zu betrachten. Alle nehmen lebhaft Theil an der Erhaltung der Verfassung; sie beschützen solche durch die Stimme ihrer Geistlichen auf der Kanzel und selbst im Schooße der politischen Versammlungen. Die christliche Religion dient stets der Freiheit in Amerika.

Es ist ein Grundsatz der Gesetzgebung in den vereinigten Staaten, daß jeder gute Bürger religiös sein muß; diese Regel steht dort eben so fest, als die zweite, daß nur, wer alle Pflichten gegen Gott treu erfüllt, ein guter Bürger sein kann. Alle christliche Secten wetteifern hierin mit Treue und Ergebenheit; Katholiken und Protestanten leben in bester Harmonie mit den amerikanischen Regierungen. Der Katholicismus entwickelt und vergrößert sich im System der Gleichheit; er ist in diesem Lande so glücklich, weder die Regierung zu beschützen, noch von ihr beschützt zu werden.

Nur die Quäker zeigen der Regierung Ungehorsam, indem sie weder in der Armee noch in der Miliz dienen wollen. Im

Jahre 1812, während des Krieges mit England, verweigerten sie Beides, und auch die Entrichtung der ihnen auferlegten Geldstrafe, daher man zur Pfändung schreiten, und das Gepfändete verkaufen mußte. Uebrigens gibt es in Nordamerika keine demokratischere Secte, als diejenige der Quäker.

Die Sitten und die Gesetze unterstützen also gleichmäßig die Religiosität und die Religionsfreiheit in den Unionsstaaten. Derjenige, der seinen Unglauben öffentlich bekennen würde, würde nicht allein von allen Staatsämtern ausgeschlossen sein, sondern auch von Jedermann moralisch verfolgt werden, und keiner mit ihm Gesellschafts- und Familienbande eingehen; man würde weder von ihm kaufen noch ihm verkaufen. Einen Mann ohne Religion hält man dort für keinen ehrlichen Mann.

Haben auch die Gesetze einiger einzelnen Unionsstaaten die Religionsfreiheit ein wenig beschränkt, so verschwinden doch solche Verletzungen der religiösen Gleichheit vor den Gesetzen und vor den Sitten immer mehr. Einst war Newengland der Heerd des Puritanismus, und lange fanatisch-religiös. Das politische Gesetz belegte den Unglauben mit Todesstrafe, und für ungläubig galt jeder, welcher kein Presbyterianer war. Man mag also wohl anerkennen, welche Fortschritte die nordischen Staaten der Union in der Toleranz und Freiheit gemacht haben.

Druckfehler im ersten Theile.

Seite 40 Zeile 15 v. o. lies Hutchinsons statt Hutschinsons.
" 49 " 6 v. o. lies liederlichem statt liederliches.
" — " 10 v. o. lies einer Arbeit statt keiner.
" — " 11 v. o. lies einem statt keinem.
" — " 12 v. o. streiche „nicht."
" 54 " 13 v. u. setze ein Anführungszeichen (") hinter ist.
" 194 " 12 v. o. fehlt von zwischen „Competenzen" und „einer."
" 200 " 4 v. u. „der das Recht unterstützenden Kraft" statt Recht unterstützenden Kraft.
" 205 " 9 v. u. „ein" vor ander.
" 220 " 7 v. o. wichtig statt richtig.
" 225 " 2 v. u. „zu bewegen gesucht" statt bewegen konnte.
" 234 " 12 v. o. hinter „welcher" setze „eintritt."

Druckfehler im zweiten Theile.

Seite 41 Zeile 2 v. o. lies denen statt deren.
" — " 7 v. o. lies schwerer statt schwererer.
" 73 " 2 v. o. lies täuscht statt äuscht.
" 82 " 22 v. o. lies daß statt das.
" 135 " 15 v. o. lies Character statt Chracter.
" 170 " 8 v. o. lies Gläubigen statt Gläubiger.
" 204 " 12 v. o. lies überließen statt verließen.
" 205 " 5 v. u. lies dem statt den.

B S B
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tocqueville, Alexis <<de>>,

Ueber die Demokratie in Nordamerika

Bd.: 2

Leipzig 1836
Am.b. 5059 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10254217-6